This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600020976W

Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Sammlung

verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

223. b. 46.

Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Sammlung

verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

225. h. 46.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Inhalt.

		Seite
I.	Ein Prätendent aus dem 16. Jahrhundert	1
II.	Ein Prätendent aus dem 19. Jahrhundert	38
III.	Ein Erbfolgeſtreit im Lande Lippe	81
IV.	Herzog Friedrich von Schomberg	107
V.	Verhandlungen Friedrich's II., Herzogs von Sachſen-Gotha und Altenburg, mit Ludwig XIV. 1701 und 1702. Vom Hofrath und Profeſſor Schulze in Gotha	159
VI.	Pfalzgräfin Marie Eleonore von Brandenburg. Von G. E. Guhrauer	192
VII.	Ferdinand VI. und Karl III., Könige von Spanien	207
VIII.	Kaunitz und Choiſeul	223
IX.	Der Königſtein und ſeine Gefangenen	255
X.	Menzel und Siepmann. Ein Beitrag zur Geſchichte des Staats- und Poſtgeheimniſſes im 18. Jahrhundert	286
XI.	Die Grafen von Promnitz	312
XII.	Die Grafen von Hoym	324
XIII.	Entführungen	333
XIV.	Joſeph von Frohn	342
XV.	Friedemann von Tümpling	350
XVI.	Verſchwörung auf Malta	357
XVII.	Die Damaſtdörfer Groß- und Klein-Schönau. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte	365
XVIII.	Johann Gottfried Sillig	385

Miscellen.

		Seite
1.	Johannes Bokatius	401
2.	Johann Eberhard von Elz	404
3.	Johann von Steenflycht	406
4.	De la Salle	410
5.	Jenny Cameron	415
6.	Siebzehn türkische Großveziere innerhalb dreißig Jahren.	417
7.	Der Herzog von Gramont und Champigny	418
8.	Geisterbeschwörung	419
9.	Ein griechisches Wunder	420
10.	Die schwarzwälder Bauern	421
11.	Eine römische Demonstration	422
12.	Suwarow in Italien	423
13.	Die deutsche Legion	426
14.	Freundestreue	427
Nachträge		430
Register		433

I. Ein Prätendent aus dem 16. Jahrhundert.

Eine im Jahre 1572 erloschene Linie desselben Hauses, dessen jüngere Linie den Namen Reuß führt, hatte, außer beträchtlichen Besitzungen im Voigt- und Pleißnerlande, welche letztere zum Theil an die Schönburge übergegangen sind, auch das Burggrafthum Meißen längere Zeit innegehabt, war aber desselben und ihrer wichtigsten Lehen, unter den Händeln der Größeren, der sächsischen Fürsten namentlich und der böhmischen Könige, schon vor ihrem Erlöschen verlustig gegangen.

Einer der Letzten dieses Stammes war Heinrich IV., welcher 1520 gestorben ist. Derselbe war angeblich seit 1506 in zweiter Ehe mit einer Tochter des Fürsten Waldemar zu Anhalt, Barbara, vermählt. Der Name der ersten Gemahlin ist unbekannt; ihre Existenz soll aber aus einigen Urkunden erhellen. Zwischen der ersten und zweiten Ehe hatte er, wie er später erklärte, mit einer gewissen Margaretha Pigkler einen Sohn erzeugt, den er gleichfalls Heinrich nannte, welchen Namen bekanntlich alle Söhne des Hauses Reuß führen, und derselbe mag etwa um das Jahr 1500 geboren worden sein. Er war bei seinem Vater aufgewachsen und längere Zeit dessen einziges Kind, ward wie ein ehelicher Sohn gehalten, und wußte nicht anders, als daß er das wirklich

Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

dem er ſpäter, allerdings in Folge ſeiner beiſpielloſen Lage, ſich darſtellte. Der alte Burggraf empfahl ihn übrigens zunächſt dem Fürſten Wolfgang und dem Grafen von Henneberg, denen er zugleich vorſchlug, mit Verhehlung ſeiner unehelichen Geburt zu verſuchen, ob man ihn nicht durch Markgraf Albrecht in den deutſchen Orden bringen könne. Er iſt auch eine Zeit lang bei Markgraf Caſimir in Ansbach geweſen. Ferner empfahl er ihn ſeinen Freunden von Sternberg, von Schlick und Andern. Zugleich aber errichtete er ein Teſtament, worin er zwei ſeiner Söhne des Namens Heinrich, „die damals auf dem Hartenſtein bei ihm gehalten würden" — was auf den Baſtard keine Anwendung fand und ebendeshalb ausdrücklich beigefügt worden ſein mag — und zwei Töchter zu Erben einſetzte. Da der eine Heinrich nachher vor dem Vater geſtorben, ſo hat das ſpäter zu dem Vorgeben geführt, als ſei unter ihm der Baſtard verſtanden geweſen. Vor ſeinem Ende (1520) forderte aber der alte Burggraf ſeine Lehensleute und Unterthanen vor ſich und ſtellte ihnen ſeinen noch lebenden einzigen ehelichen Sohn als ſeinen rechten Erben vor, dem ſie „Pflicht und Mannſchaft anzugeloben und zu thun" hätten. Nach ſeinem Tode berief die Witwe, nebſt den Vormündern und nächſten Verwandten des jungen Burggrafen Heinrich V., den Baſtard heimlich von Ansbach nach Teyſſingen in Böhmen, wo ſie ihn zwei Tage verborgen hielten und ihm vorſchlugen, er ſolle ſich des Zunamens „von Plauen" fernerhin enthalten, wogegen er die ihm verordnete Verſorgung erhalten, auch zu Markgraf Albrecht geſchickt werden ſollte, welcher ihn in den deutſchen Orden aufnehmen würde.

Der Baſtard ſcheint aber um dieſe Zeit doch ſchon zu der Anſicht gekommen zu ſein, daß er in ſeiner eigen-

thümlichen Lage größere Anſprüche zu machen veranlaßt ſei. Und wer mag wiſſen, was ſich vielleicht für Rathgeber an ihn gedrängt haben? Er kam ſehr misvergnügt von Teyſſingen zurück, ließ ſich in Ansbach vernehmen: „es thue ihm leid, daß er den jungen Burggrafen nicht mit ſich genommen, oder etliche Häuſer (Schlöſſer) eingenommen, ſo wollte er ſchon zu einem guten Vertrag kommen ſein", und ſchrieb ſich fortwährend: Burggraf von Meißen und Herr von Plauen. Bemerkenswerth, aber bei dem Charakter jener verworrenen Zeit erklärbar iſt es dabei, daß er in der Umgebung vornehmer Herren verbleiben durfte, und von ihnen dann und wann gefördert ward. Namentlich unterſtützten ihn zwei Namensvettern: Heinrich Reuß der Friedfertige, der allerdings eigenhändige Briefe des alten Burggrafen hatte, worin dieſer den Baſtard ſeinen Sohn genannt, und der ältere Heinrich zu Gera; dann die Grafen Wilhelm und Philipp von Naſſau, Hans und Anton von Iſenburg, Philipp und Bernhard von Solms, auch der von Hanau und der Abt von Fulda. Markgraf Caſimir nahm ihn mit in die Niederlande zur Armee des Kaiſers. Er blieb aber nicht lange dabei und trieb ſich Jahre lang, in unſtetem Leben, bald im Reich [1]), bald im Voigtlande, bald in Böhmen umher.

Er ſoll mehrere Plane und Verſuche gemacht haben, ſich mit Liſt oder Gewalt in den Beſitz der Güter, wo möglich auch der Perſon des jungen Burggrafen zu ſetzen, auch mehrere burggräfliche Vaſallen und Unter-

1) Wie man ſchon damals jene ſüdweſtlichen Theile des Reiches genannt zu haben ſcheint, in denen ſich keine geſchloſſene Landeshoheit, ſondern ein Gedränge von Prälaten, Reichsfürſten, kleinen Herren und Rittern fand.

thanen bewogen haben, allerlei Meuterei anzufangen, während man burggräflicher Seits verschiedene solche Aufrührer einzog und ihnen den Proceß machen ließ. Endlich brachte man ihn selbst in Verhaft und auf das Schloß Hartenstein, wo man ihn so lange gefangen hielt, bis er eine eigenhändige Urphede ausstellte und zu Gott und allen Heiligen beschwor, worin er bekannte, von dem alten Burggrafen selbst gehört zu haben, er sei nicht dessen ehelicher Sohn, sondern von der Margaretha Pigkler erzielt, zugleich auch versprach, sich künftig nie mehr für einen ehelichen Burggrafen zu nennen und zu halten, noch sich einiger Erbschaft anzumaßen, sondern an seinem geordneten Unterhalt sich genügen zu lassen. Er soll diese Zusage auch nach seiner Befreiung, in Gegenwart des Fürsten Wolfgang von Anhalt, freiwillig wiederholt haben. Aber gar bald nahm er den burggräflichen Titel wieder an, indem er erklärte, zu jenen Versprechungen nur durch die Bedrohung mit hartem Gefängniß gezwungen worden zu sein. Er berief sich auf Heinrich Reuß den Friedfertigen, den Stammvater der jetzigen Reußе, welcher das hartensteinische Verfahren höchlich gemisbilligt und gesagt habe: „Was man thäte, müßte mit Recht geschehen. Er gedächte seinen Vetter, den Burggrafen, unter der Erde zu keinem Bösewicht machen zu lassen.“

Der Prätendent beschloß jetzt, seine Sache im Wege Rechtens auszuführen, zumal er fürchtete, man möchte ihn abermals festnehmen und „zu einem Pfaffen machen, desselben Fleisches er doch kein Stück an sich habe.“ Er wendete sich um das Jahr 1527 mit seiner Klage an den König Ferdinand von Böhmen und beschwerte sich, daß ihm von der verwitweten Burggräfin Barbara und dem jungen Burggrafen die väterliche Erbschaft vor-

enthalten werde, und daß man ihn der zeitlichen Güter willen verleugne, da er doch ein rechter Sohn und Erbe sei. Er hielt sich nun eine Zeit lang zu Hassenstein in Böhmen, bei den Herren von Lobkowitz und Hassenstein auf, mit deren Einem sich seine älteste Schwester Margaretha verheirathete, eilte auch später dem König nach Regensburg nach. Aber erst im folgenden Jahre kam es zu persönlichen Verhören beider Theile vor der böhmischen Landtafel und dem Manngerichte, wobei König Ferdinand ein paar mal selbst im Verhör gesessen. Es ward ihm, weil er der böhmischen Sprache nicht mächtig, ein königlicher Kammerprocurator beigegeben, und die verwitwete Burggräfin, sowie die Margaretha Pigklert, legten persönlich ihr Zeugniß gegen ihn ab. Er verließ Böhmen vor Entscheidung der Sache und trieb sich unstet umher, erschien auch nicht auf die Vorladung zur schließlichen Handlung, führte aber seinen Proceß auch vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung, indem er zwei Sendschreiben gegen die Burggräfin und seinen Stiefbruder ausstreute, die ihm Einer zu Würzburg verfertigt haben soll und denen der junge Burggraf durch eine Gegenschrift antworten ließ. Die Burggräfin Barbara starb um 1534, und ließ auf ihrem Todbette Verschiedene vom Adel zu sich vorfordern, gegen welche sie auf ihrer Seelen Seligkeit versicherte, daß kein Anderer ihr leiblicher Sohn und Erbe sei, als der jetzige junge Burggraf Heinrich V.

Der Prätendent hatte die gute Meinung, die ihn anfangs auf manchen Seiten begleitet hatte, zunächst durch einen Vorgang erschüttert, der sich im Jahr 1529 zutrug, hinsichtlich dessen er sich niemals gänzlich zu reinigen vermocht hat und der seinen Gegnern viele Waffen gegen ihn bot Er hatte sich seit längerer Zeit eines

Anwalts, Namens Bernhard Hirnhofer, bedient, der ihm Schriften wider den Burggrafen verfaßt, auch Geldauslagen für ihn gemacht haben soll. Dieser Hirnhofer wurde zu jener Zeit bei Windisch-Eschenbach in der Oberpfalz, wo sich Heinrich damals aufhielt, ermordet und beraubt, und diese Unthat sollte durch die Knechte Heinrich's, Enderle Vogel, sonst von Pach genannt, und Kunz Grempel oder Wohlgemuth, in Heinrich's Beisein und auf dessen Geheiß, verübt worden sein. In der That wurde Enderle Vogel, auf Anlaß der von dem Pfalzgrafen Friedrich, Herzog in Baiern, angeordneten Verfolgung, 1530 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge verhaftet, und hatte, sowohl bei den gütlichen, als peinlichen Verhören, angegeben: Heinrich habe schon am Tage vor dem Morde durch seine Diener, in seinem Beisein, ein Grab machen lassen, hierauf den Hirnhofer an einen Bach in der Gegend des Grabes, unter dem Vorwande des Fischens, gelockt und, als er seine Zeit ersehen, den Knechten ein Zeichen gegeben, auf ihn zuzuschlagen und ihn zu erwürgen. Heinrich habe dann sein Schwert zuerst in ihn gesteckt, Kunz das seinige darauf, und er, Enderle Vogel, habe ihn vollends mit einem Messer entleibt. Hierauf habe Heinrich dem Ermordeten ein paar Säckel mit Geld, goldene Ringe und dergleichen ab- und zu sich genommen, worauf sie den Leichnam in das Grab verscharrt, und er, Enderle Vogel, für seinen Beistand bei diesem Morde 22 Fl. von seinem Herrn bekommen. Heinrich erzählte die Sache freilich anders, ohne in Abrede zu stellen, daß die That durch seine Knechte verübt worden. Er sowohl als seine Diener hätten sich schon längst mit jenem Hirnhofer, der ein unleidlicher Mensch gewesen, auch bisweilen Gelder, die für Heinrich eingekommen, in seinen Nutzen

verwendet habe, entzweit gehabt, und Hirnhofer ſich darauf verlauten laſſen: „er wolle dem Heinrich ſeine Sache, die er bisher gutgemacht, wieder böſe machen und ihm einen Handel zurichten, der ihm leid werden ſollte.“ Er habe darum wohl im Zorne zu ſeinen Dienern geſagt: „ſo wollte er, daß ein Solcher, der ſo geſinnt wäre, todtgeſtochen würde.“ Als ſie nun zuſammen zum Fiſchen ausgegangen, ſei er ſelbſt vorangegangen und Hirnhofer wäre mit den Knechten nachgefolgt. Da wären denn dieſe mit Hirnhofer uneins geworden, hätten ihn erſchlagen, ehe er noch dazu gekommen, und ohne ſein Wiſſen begraben. Dieſer That habe ſich der andere Knecht, Kunz, einige Zeit hernach zu Haſſenſtein ſelbſt berühmt und das Schwert gezeigt, womit er den Böſewicht erſtochen habe. Er habe aber dieſen Knecht, der ihn in Gefahr gebracht, nicht länger behalten wollen, ſondern entlaſſen. Bei dieſer Ausſage blieb er auch unter der Peinlichkeit.

Der Burggraf, jetzt königlich böhmiſcher Schenk, hatte inzwiſchen in dem Filiationsproceß, der noch immer vor den böhmiſchen Gerichten fortging, eine Citation vom 4. März 1534 ausgebracht, worin beide Parteien auf Montag nach Quaſimodogeniti nach Prag geladen wurden, dem unehelichen Heinrich aber in Betreff des angeſchuldigten Mordes königlich böhmiſches frei ſicher Geleit gegeben wurde. Dieſe Citation ließ der Burggraf überall anſchlagen, bis endlich einer ſeiner Diener Heinrich perſönlich traf und ihm Ladung und Geleit behändigte. Er erbat und erhielt Prolongation bis zum 5. October, wo dann beide Theile im Termin erſchienen. Beide beriefen ſich auf Zeugen und Urkunden, und dies veranlaßte wieder einen Aufſchub bis zum December, wo aber Heinrich nur einen Diener, Lorenz Thoß, an ſeinen

Anwalt schickte, mit dem Vermelden, daß er krank sei. Reminiscere 1535 wurde die Sache nochmals erörtert und am 3. Juni ein Endurtheil eröffnet. Der Prätendent berief sich darauf, daß die Burggräfin Barbara ihn von Jugend auf, sowohl mündlich als schriftlich, als ihren Sohn erkannt; ebenso habe ihn des Burggrafen Tochter [1]) als ihren Bruder erkannt, und er sei überall im Reiche als der ältere burggräfliche Sohn gehalten und geehrt worden. Kaiser Maximilian und König Wladislaus hätten in verschiedenen, an den alten Burggrafen gerichteten Urkunden seiner als des burggräflichen Sohnes gedacht, und der Burggraf selbst habe ihn in einer Urkunde und andern Briefschaften als solchen bezeichnet. Der Reuß von Plauen, der Graf von Leißnig, der Ritter von der Heyde, Albrecht Schlick, die von Lutitz und von Walsch, sammt mehreren böhmischen und fränkischen Adeligen, wie auch verschiedene Personen gemeinen Standes, hätten seine eheliche Geburt entweder bereits bezeugt, oder sich dazu erboten. Die Gegenpartei verwarf einige Zeugen geringern Standes, weil sie offenbaren Meineides überführt seien, stellte Andern entgegen, daß sie nur vom Hörensagen zeugten, und bezog den Inhalt der Urkunden auf die ehelichen Söhne des alten Burggrafen. Sie berief sich ferner auf das Zeugniß der Margaretha Pigkler und das des Priesters, welcher den Prätendenten als ein uneheliches Kind getauft haben wollte. Ferner ward hervorgehoben, daß der alte Burggraf seine vorherige Anerkennung gegen glaubwürdige Personen, sowie gegen den Prätendenten selbst widerrufen habe, desgleichen von der Burggräfin Barbara,

1) Wahrscheinlich die Frau von Lobkowitz.

ſowohl vor dem Könige, als auch auf ihrem Todbette, geſchehen ſei. Das väterliche Teſtament gedenke nur zweier Söhne, „ſo dermalen in dem Hartenſtein gehalten würden", keineswegs aber eines Dritten, der damals im Reiche erzogen worden. Ein ſchlimmer Umſtand war für den Prätendenten, daß man ihn überführte und er auch nicht leugnen konnte, von einem Majeſtätsbriefe des Königs Wladislaus die Siegel heruntergeriſſen und auf eine von ihm ſelbſt gefertigte Urkunde gedrückt zu haben. Endlich führte man noch ſein eigenes ſchriftliches Zeugniß, ſowie die Ausſagen vieler Zeugen an. Heinrich replicirte zwar darauf, daß die Zeugen zum Theil ſich widerſprächen, zum Theil erkauft oder Unterthanen ſeien, daß Prieſter Dinge, die ſie in der Beichte gehört, unerlaubter Weiſe offenbart hätten, daß die Margaretha Pigkler zu ihrer Ausſage gezwungen worden ſei und ſolche hernach habe widerrufen wollen, wie denn er ſelbſt zu ſeinem Zeugniß gewaltſamer Weiſe genöthigt worden. Das böhmiſche Landrecht gab aber ſein Urtheil dahin:

„Daß Herr Heinrich von Plauen, der nach dem alten Herrn Heinrich von Plauen, alle Hab und Güter innenhält, allein ein rechter Erbe mit der Frauen Barbara ſeinem ehelichen Gemahl erzeugt ſei. Und deshalben ſolle derſelbe Heinrich, ſo im Reich erzogen, ſich in die Güter und Erbſchaften dieſes Herrn Heinrich's von Plauen nicht einlegen, und ſich derſelben nicht anmaßen, noch unterſtehen, denn er zu denſelben Gütern und Erbſchaft keine Gerechtigkeit habe."

Gegen eine weitere Unterſuchung der „böſen Stücke und Händel" Heinrich's, welche der Burggraf beantragt, ſchützte Jenen das königliche Geleit, welches der Hauptmann auf dem prager Schloſſe nicht brechen wollte,

während die Richter allerdings geneigt waren, Heinrichen in Arreſt zu behalten, und deswegen dem Hauptmanne Auftrag ertheilt hatten. Nun vermochte der Burggraf, wiewohl mit großer Mühe, ſeinen Bruder, daß er zum Behuf eines gütlichen Vergleichs zu ihm in ſeine Behauſung kam, woſelbſt dem Prätendenten von verſchiedenen anweſenden böhmiſchen Herren unter den Fuß gegeben wurde, dem Burggrafen Abbitte zu thun, ſeine Schmähſchriften zu widerrufen, ſich dem Urtel zu unterwerfen, auf die Güter und Titel Verzicht zu leiſten, und ſich fernerhin friedlich zu halten, wogegen ihm der Burggraf jährlich 2—300 Fl. zu ſeinem Unterhalt geben würde. Namentlich Wolf Schlick und Niclas Haſſenſtein (Lobkowitz) redeten ihm angelegentlichſt zu. Heinrich aber erklärte, daß er ſich lieber henken laſſen, als dieſes eingehen wolle, ergriff aber auch kein Rechtsmittel, ſondern ließ das Urtel rechtskräftig werden.

Es muß bemerkt werden, daß die Schöppen zu Leipzig und Magdeburg, ſowie das Hofgericht zu Wittenberg, bei denen der Burggraf ſpäter rechtliche Belehrungen eingeholt, erklärt haben, daß dieſe Rechtskraft des in Prag geſprochenen Urtels die vornehmſte Schutzwehr ſei, welche der Burggraf gegen Heinrich's fernere Unternehmungen habe. Ja der leipziger Ordinarius Dr. Fachs [1]) hielt in einem rechtlichen Bedenken dafür, daß nach kaiſerlichen Rechten ſchwerlich zu erlangen geweſen wäre, daß man einen Sohn, zu dem ſich Vater und Mutter einmal bekannt und ihn als ſolchen aufgezogen, aus dem Beſitz der Kindſchaft ſetzen könne; daß ein

1) Ludwig Fachs, Dr. jur., kaiſerl. Rath, Ordinarius und Bürgermeiſter zu Leipzig, bei vielen großen Staatshandlungen wirkſam, † 6. April 1554.

ſchwerer, ja ſchier unmöglicher Beweis dazu gehöre, wenn man ausführen wollte, daß ſich Vater und Mutter geirrt, oder daß der nicht ihrer Beider Sohn ſei, den ſie dafür bekennet; ja daß auch der Eltern eigene Ausſage, wie ſie der Güter halber einen fälſchlich für ihren Sohn ausgegeben, als eine Anführung der eigenen Schande nicht zuläſſig, wenn keine andern höchſt wichtigen und vollkommen ſchlüſſigen Beweismittel vorhanden. Die Rechtskraft des Urtels ſei der einzige Grund, welcher Stich halte und worauf der Burggraf in alle Wege zu beruhen hätte. Es würde aber auch jetzt noch wohlgethan ſein, dem gedachten Heinrich eine jährliche Unterhaltſumme auszuſetzen, und daneben noch beſonders eine Summe Geldes auf einmal zu geben, wobei er anführte, daß ſchon früher dergleichen Vorſchläge, bis auf 15,000 Fl. und Beibehaltung des Titels: Herr von Plauen, geſchehen wären. Die Juriſtenfacultät zu Frankfurt a. d. O. und der Schöppenſtuhl zu Magdeburg, bei welchen ſpäter der Baſtard rechtliche Belehrungen einholte, haben ſogar erkannt: „daß er durch das böhmiſche Urtel nicht geächtet werden könne, und daß er vielmehr ſeines Standes, Titels und quasi possessionis filiationis et legitimitatis, darein ihn der alte Burggraf conſtituirt, genießen müſſe, bis er, wie es ſich zu Recht eignete und gebührte, daraus entſetzet würde.“

Der Burggraf hatte ſich beeilt, unter dem 16. Juni 1653 das Urtel in einer Schrift bekannt zu machen, welche den Titel führt:

„Hierinnen iſt ausgedrückt der Rechtsſpruch, der von denen Herren und Ritterſchaften in dem Landrechte der löblichen Kron zu Beheim, zwiſchen dem Hochgebornen Herrn Herrn Heinrichen, des Heiligen Römiſchen Reichs Burkgrafen zu Meißen, Grafen zu

Hartenſtein und Herrn zu Plauen ꝛc. an einem, und Heinrichen, der ſich erdichtet, mit Liſtigkeit, wider ſein eigen Gewiſſen, eine Zeit lang den Eltern Herrn von Plauen ausgeben und genannt, andern Theils ergangen, und daneben wahrhaftiger Unterricht, darauf das Urtheil gegründet; und des genannten Heinrichen, der unehelicher Geburt iſt, ein gedruckt Büchlein Anno 1547 Estomihi ausgangen, kein Wahrheit in ſich heldet, Auch daß er treuloß meineidig, und ſeinen eigenen Diener Bernhard Hirnhofer ermordt hat, dem weder zu trauen noch zu glauben ꝛc."

In derſelben Schrift ward männiglich erſucht, dem gedachten Heinrich keinen Schutz, Aufenthalt oder Förderung zu geben, ſondern denſelben vielmehr, auf des Burggrafen Koſten, in peinlichen Verhaft zu nehmen, damit der Gebühr nach gegen ihn verfahren werden könne.

Der Prätendent reiſte zunächſt zu ſeinem alten Gönner Heinrich dem Friedfertigen, fand aber, daß derſelbe inzwiſchen geſtorben (1535), und wollte wiſſen, er habe vor ſeinem Ende noch ganz traurig geſagt: „O wie wird es meinem Vetter in Böhmen jetzt gehen!" Bei der Durchreiſe durch das Voigtland ſtreute er in den burggräflichen Herrſchaften allerlei gefährliche Drohungen aus, ſuchte die Lehensleute und Unterthanen aufzuwiegeln, und mit einigen unruhigen Edelleuten, namentlich dem von der Heyde und dem von Wildenſtein, ein Complot zu machen. Jetzt ward er aber von König Ferdinand für einen Feind der Krone Böhmen erklärt, und es ging der Befehl aus, nach ſeiner Perſon zu trachten. Er ging nun in franzöſiſche Dienſte, ward Hauptmann, und will in Frankreich bei 3000 Fl. erübrigt haben, mit denen er nach Deutſchland zurück-

kehrte. 1541 ward er mit einigen seiner Anhänger in Annaberg verhaftet, und vor dasigen Stadtgerichten durch Anwälte, sowohl des Königs von Böhmen selbst, als auch des böhmischen Landrechts und des Burggrafen, der jetzt Oberstkanzler in Böhmen und einer der ersten Staats- und Kriegsmänner des Königs Ferdinand war, belangt. Er wurde jedoch im Gefängnisse, auf ausdrücklichen Befehl der Herzoge Heinrich und Moritz von Sachsen*), sehr wohl gehalten. Es wurden verschiedene Beiurtel eingeholt, endlich aber der Beklagte, den böhmischen Anwälten gegenüber, propter contumaciam, dem Burggrafen gegenüber ab instantia absolvirt, und auf seine Loslassung gegen Leistung der Urphede erkannt, Gegentheil aber in die Kosten verurtheilt. Zwar verzögerte sich Heinrich's Freilassung doch noch, und der Proceß gegen ihn und seine Mitgefangenen wurde fortgesetzt; aber es fanden sich dienstwillige Leute, durch deren Hilfe Heinrich aus dem Gefängnisse entkommen, sich an Stricken von dem Thurme herunterlassen und zu Pferde entrinnen konnte. Später sind auch die übrigen Gefangenen durch Urtel und Recht entlassen und der Burggraf in alle Schäden und Unkosten, die auf 2244 Fl. berechnet wurden, ja sogar in die Sachsenbuße, verurtheilt worden. Heinrich bediente sich namentlich eines leipziger Sachwalters, Dr. Scheffel.

Er floh zunächst nach Nürnberg und suchte vergebens bei König Ferdinand um sicheres Geleit nach, der ihn vielmehr nochmals öffentlich für seinen und der Krone Böhmen Feind erklärte. Besser gelang es ihm bei dem Kaiser, bei dem er einen einflußreichen Fürsprecher an

1) Sein Gefängniß fiel in die Zeit, wo Heinrich starb (1541) und Moritz ihm nachfolgte.

dem damals von den Schmalkaldischen Bundesgenossen verjagten Herzog von Braunschweig gewann. Dieser nahm ihn mit zu der kaiserlichen Armee ins Jülichsche und vor Landrecy, und verschaffte ihm einen kaiserlichen Geleitsbrief vom 11. August 1543, der seiner Sache allerdings einen ganz neuen Vorschub leistete. Der Kaiser nannte ihn darin den „Hochgeborenen Unsern und des Reiches Fürsten und lieben getreuen Heinrich, den ältern Burkgrafen zu Meißen, Grafen zu Hartenstein und Herrn zu Plauen, auch Graf Heinrich der Aeltere zu Plauen genannt", führte auch auf, daß „ihm von seinem Bruder, Heinrich dem Jüngern von Plauen, vielerlei Beschwerung und Antastung seiner Ehre und Glimpfs wider Recht und Billigkeit aufgelegt worden." Deshalb ward des Kaisers und Reichs sicher Geleit aufgelegt, und männiglich bei Vermeidung einer Pön von 50 Mark löthigen Goldes, befohlen, ihn nebst seinen Dienern und Angehörigen dabei zu handhaben.

Natürlich, daß die Ausdrücke dieses kaiserlichen Geleitsbriefes dem Burggrafen äußerst unangenehm sein mußten. Er wendete sich an König Ferdinand, damit dieser es bei dem Kaiser dahin bringe, daß dieses sichere Geleit wieder aufgehoben und er gegen die dem Heinrich beigelegten Titulaturen und andere nachtheilige Ausdrücke durch kaiserliche Urkunde gesichert würde. Der König sprach auch 1544 zu Speyer mit dem Kaiser über die Sache, woraus denn eine nochmalige Untersuchung derselben durch niedergesetzte Commissarien hervorging. Die Anwälte beider Theile brachten ihre rechtliche Nothdurft ein, und König Ferdinand, allerdings der besondere Gönner des Burggrafen, ertheilte zuletzt seinen Bescheid. Dieser scheint denn auch gegen den Prätendenten ausgefallen zu sein; denn bald darauf ward das, „dem,

der ſich Heinrichen und Einen von Plauen nennt", ertheilte ſichere Geleit wieder aufgehoben, mit dem Zuſatze, daß, weil Heinrich an keinem ſichern Orte anzutreffen, dieſe Aufkündigung erſt in 1½ Monaten gelten ſolle, damit Heinrich dieſelbe erfahren und ſich danach richten möge. Auch erhielt der Burggraf eine kaiſerliche Urkunde, von Worms den 26. Juli 1545, worin der Kaiſer noch beſonders erklärte, daß das dem vermeinten Heinrich 1543 ertheilte Geleit und die darin gebrauchten Ausdrücke dem Burggrafen und ſeiner Mutter Erben und Nachkommen an „ihren Ehren und gutem Gerücht unverletzlich und unnachtheilig ſein ſolle."

Heinrich war noch im Jahre 1545, wo der Herzog von Braunſchweig gefangen wurde, bei dieſem und diente ihm mit ſechs Pferden. Nachmals begab er ſich zu des Herzogs von Sachſen Kriegsheer, dem er in dem Schmalkaldiſchen Kriege mit vier Schützenpferden diente. Von Ende 1547 an hatte er aber keine bleibende Stätte, ſchweifte im Hennebergiſchen, Franken, dem Reiche und an der böhmiſchen Grenze umher, legte ſich bei guten Gönnern, Freunden und Bekannten ein, und ward völlig zum Stegreifritter. Er hielt ſich ſtets einige handfeſte und bewehrte, wohl gepanzerte reiſige Knechte, die er in ſchwarzes Tuch mit farbigem Unterfutter kleidete. Mit vier ſolchen Knechten warf er am 7. October 1547 bei Waldſachſen, unweit Eger, einen Bürger aus Brixen und deſſen Knecht auf offener Straße nieder, ließ Beide in einen Wald führen und ihnen 3—400 Fl. abnehmen, worauf ſie an Bäume gebunden und ihnen Riemen durch den Mund gezogen wurden. Heinrich nahm das Geld der Beraubten zu ſich und überließ die Pferde den Knechten. Während er dieſe ihn freilich decreditirende Lebensart führte, wendete er ſich wiederholt mit vergeblichen

Bittſchriften um Sicherheit und anderweite gerechte Unterſuchung ſeiner Sache an den Kaiſer, wobei er ſich ſtets mit all ſeinen beanſpruchten Titeln unterzeichnete. Er bat auch den nunmehrigen Kurfürſten Moritz um eine Interceſſion, ſowie um executoriales, wegen der ihm bei dem annaberger Proceſſe zuerkannten Schäden und Unkoſten, deren Rückſtand er auf 7400 Fl. angab. Es ſcheint auch dies ohne Wirkung geblieben zu ſein.

Sein Wegelagererleben führte endlich ſeine letzte Kataſtrophe herbei. Zu Anfang des Jahres 1548 hielt er ſich bei dem Grafen von Reineck auf, und machte mit einem Vaſallen deſſelben, Joachim Truchſeß, einem „verthuiſchen Geſellen", Bekanntſchaft, der ſich bereit zeigte, mit ihm zu reiten, wenn er Jemand brauchte. Er forderte ihn alſo zu einem Ritt gen Nürnberg, auch wohl Augsburg auf; indeß war Truchſeß diesmal abgehalten und gab ihm blos einen Knecht, Ludwig Metzger, mit. Heinrich ſchickte jetzt ſeine meiſten Reiſigen ins Gebirg voraus, um bei denen von Schaumberg, von Sparneck und von Künsperg zu Wernſtein ſeine Rüſtungen zuſammenzuholen, und beſtimmte ihnen einen Sammelplatz. Er ſelbſt ritt von Lohr zuvörderſt zu dem von Thüngen zu Arnſtein, dann über Kloſter Eberach nach Mergentheim, Rotenburg an der Tauber und Kloſter Heilbronn. Unterwegs warb er verſchiedene neue Leute. Bei Mergentheim traf er das frankfurter Geleite an, und hielt ſich nun immer in deſſen Nähe. Im Kloſter Heilbronn ließ er die meiſten Knechte zurück, mit dem Beſcheid, daß er nach Nürnberg reiſe und zur Herberge beim Ochſenfelder, wo immer viel Böhmen lägen, einziehen wolle, um zu ſehen, „ob er etwa einen großen Hannſen erſchnappen könne, der ihm zu ſeiner Sache gut wäre." (Es war ihm alſo nicht ſowohl um Beute, als um

„ſeine Sache" zu thun.) Die Knechte ſollten einen Tag ſpäter nachkommen, aber in eine andere Herberge, die er ihnen angab, einziehen. Er ſelbſt zog mit dem Truchſeſſiſchen Knecht allein fort, und befahl dieſem vor Nürnberg, ihn daſelbſt Wolf von Reifenberg zu nennen. Unter dieſem Namen zog er am 10. April in die Herberge ein, und gab ſich für einen Oberſtallmeiſter des Markgrafen Albrecht aus, der das Geleit von Frankfurt herauf begleitet und weiter nach Augsburg zu reiten gedächte; worauf ihm denn auch die Herren von Nürnberg das übliche Geſchenk ſchickten. In der Herberge zechte er weidlich, traf daſelbſt verſchiedene böhmiſche Kaufleute und erkundigte ſich bei ihnen nach dem Burggrafen, nach den Schlicks und Andern. Ein beſonderes Augenmerk richtete er auf den böhmiſchen Kammerrath Chriſtoph von Gendorf auf der hohen Elb, der auf einer Reiſe zu König Ferdinand nach Augsburg in jener Herberge raſtete. Heinrich's Knechte kamen richtig nach; er berathſchlagte mit ihnen und es ward beſchloſſen, den von Gendorf, wenn er nach Augsburg abreiſe, an einem Orte, der Hahnenkampf genannt, anzugreifen. Die Knechte wurden deshalb nach Schwabach geſchickt, wo ſie ihre Wehre ſchleifen ließen und ihre ganze Rüſtung in Stand ſetzten.

Zu Heinrich's Unglück und des von Gendorf Rettung aber war der Erſtere erkannt worden. Unter den Gäſten, mit denen Heinrich verkehrte, befand ſich ein annaberger Kaufmann, der ihn in Annaberg geſehen hatte, und ein Unterthan des Burggrafen, ein Kaufmann von Luditz in Böhmen, der auf das burggräfliche Wappen in Heinrich's Siegelring aufmerkſam wurde. Als Heinrich letzteres bemerkte, drehte er den Ring in die Hand hinein, was natürlich den Verdacht nur ſchärfte.

Dieſe beiden Leute benachrichtigten den von Gendorf von ihrer Entdeckung, worauf derſelbe Heinrichen, der ihm bis dahin immer ausgewichen, zu Geſicht zu bekommen ſuchte und ihn alsbald erkannte. Gendorf machte darauf im Gaſthofe bekannt, daß er nun aufbrechen wolle, und ſofort ließ auch Heinrich ſeine Pferde ſatteln. Während aber Heinrich auch noch einen Gang in die Stadt that, ließ der von Gendorf die Stadtdiener kommen und Heinrichen, als er wiederkam und ſich zu Pferde ſetzte, ſammt dem Truchſeſſiſchen Knechte, im Namen König Ferdinand's in Haft nehmen. Heinrich ſuchte ſich anfänglich durchzuſchlagen, und berief ſich dann auf ſein kaiſerliches Geleit, was aber von Gendorf für längſt caſſirt erklärte. Der Aerger über das an Heinrich verſchwendete Ehrengeſchenk wird die Herren von Nürnberg auch nicht ſehr wohl für ihn geſtimmt haben. Gendorf berichtete am 14. April den ganzen Vorgang an König Ferdinand nach Augsburg, und reiſte auch ſelbſt dahin ab. Unterm 22. April erging ein königliches Reſcript an den Rath zu Nürnberg, darin Heinrich's und ſeiner Diener Verhaftung zu beſonderem gnädigſten Gefallen angenommen und zugleich befohlen wurde, die Gefangenen bis auf weitere Verordnung wohl zu verwahren und, wo es nicht ſchon geſchehen, von einander abzuſondern.

Kammerrath von Gendorf kam mit königlicher Inſtruction am 2. Mai nach Nürnberg zurück, hatte ſchon in Schwabach Erkundigungen eingezogen, übergab dem Rathe ſein Beglaubigungsſchreiben und begehrte, daß durch einige Verordnete des Raths, in ſeiner Gegenwart, zuerſt der Knecht und dann der Herr über gewiſſe, ihm mitgegebene Artikel vernommen, das Protokoll an den König eingeſendet und die Gefangenen bis auf weitern Befehl wohl verwahrt werden möchten. Da der Rath

von Nürnberg Anſtand nahm, dieſe Vernehmungen ſelbſt zu beſorgen, ſo nahm ſie von Gendorf vor und verhörte am 7. Mai zuerſt den Knecht, der aber nichts anzugeben wußte, als daß es Heinrich's Vorſatz geweſen, dem von Gendorf aufzulauern und ihn niederzuwerfen. Folgenden Tages nahm er Heinrich ſelbſt vor und mußte ſich den ganzen Tag mit Zureden, Drohen und Vertröſten erſchöpfen, bis er ihn zum Geſtändniß gebracht, daß er ihn habe niederwerfen wollen. Heinrich erklärte nun auch, daß er, „wenn ihm auch der böhmiſche Kanzler (ſein Bruder) aufgeſtoßen wäre und er deſſen mächtig werden können, er ihn nicht würde ausgeſchlagen haben, jedoch nicht um ihm an Leib und Leben Schaden zu thun, ſondern um zu einiger Zehrung zu gelangen und etwa auch einen vortheilhaften Vertrag zu erzwingen.“ An dem v. Gendorf habe er ſich zugleich etwas rächen wollen, da er ihm zum öftern nachgetrachtet und einige Perſonen, die für ihn gehalten worden, habe feſtnehmen wollen. Seine übrigen ihm vorgehaltenen Uebelthaten geſtand er meiſtentheils ein. Zuletzt ward er ſehr demüthig. Er bat Gendorf um Verzeihung und ergab ſich in die Gnade der Herrſcher. Er hatte wol Grund, zu bitten, „daß die Majeſtäten bedenken möchten, wie er zu der Sache gekommen und wie es ihm allezeit ergangen ſei. Er habe ſich freilich unabläſſig als Einer erzeigen müſſen, der Alles gethan, um bei Ehren zu bleiben, habe auch öfters groß Elend und Armuth erleiden müſſen, welches ihn zu Vielem verleidet; er ſei auch durch heilloſe Leute irre gemacht worden, und da er öffentlich für einen Feind des Königs erklärt worden, ſo ſei es nicht zu verwundern, wenn er auch wohl einmal feindlich gehandelt habe; immer aber habe er nur geſucht, zu einem leidlichen, billigen Vertrag zu kommen.

Die Majestäten und sein Herr Bruder, der Oberst-Kanzler möchten beherzigen, daß, wie vor Augen läge, er schon so alt und schwach wäre, daß er nicht wohl über ein paar Jahre mehr leben könne."

Gendorf vernahm hierauf den Knecht Metzger nochmals und schickte, unter dem 12. Mai, die Protokolle an den König nach Augsburg, wobei er auch anführte, daß die Knechte und Anhänger Heinrichs die Straßen allerwärts durch Raub und Mord unsicher machten. Am 29. April seien einige böhmische Unterthanen bei Waldsachsen auf der Straße beraubt, und vor kurzem sei ein nürnberger Handelsmann bei Saalfeld auf der Haide mit vielen Wunden ermordet worden. Bereits seien deshalb die von Nürnberg von verschiedenen Orten her um Loslassung der Gefangenen angegangen worden und möchten dieselben in der That gern von dannen sehen, damit ihre Bürger nicht in Gefährdung kämen. Heinrich habe übrigens anfänglich die stärksten Weine, als Rheinfall, Malvasier und dergleichen begehrt und Tag und Nacht große Kannen davon ausgetrunken. Jetzt lasse er ihm nur nach Nothdurft Wein geben, aber doch koste sein Unterhalt, außer Knecht und Pferden, wöchentlich 7—8 Fl. Auch an den Burggrafen schrieb er und ermahnte auch hier, den Gefangenen von Nürnberg fort und etwa nach Böhmen bringen zu lassen; in Nürnberg möchte er ihnen zuletzt wieder entgehen, zumal sich viele Herren und Edelleute bei den Herren von Nürnberg um dessen Erledigung bemüht haben sollten.

In der That wurden die Gefangenen bald darauf, auf kaiserlichen und königlichen Befehl, nach Augsburg gebracht, und daselbst am 8. und 9. Juni vor den kaiserlichen Alcalden Dr. Zynner, Beisitzer des Kammergerichts, und einige zugeordnete kaiserliche und königliche

Räthe gestellt. Nach der gütlichen Befragung wurde zur peinlichen Frage geschritten, ohne die man in jener Zeit eine Untersuchung nicht für vollständig hielt. Sie erfolgte bei Heinrich am 20. Juni 1548 im Beisein des Alcalden, welcher vorher protestirte: „ob dem Gefangenen was Schaden an seinem Leibe, Leben oder Gliedern in der strengen Pön geschehen möchte, daß er daran gänzlich keine Schuld haben wolle." Heinrich aber protestirte: „ob er weiter dann bevor bekennen würde, daß er mit peinlicher Frage dazu gedrungen worden, auch dasselbige als die Unwahrheit vor seinem letzten Ende widerrufen haben wollte." Er wurde darauf besonders wegen des Hirnhofer'schen Mordes, wegen des Betrugs mit dem königlichen Insiegel, wegen der Attentate auf die Schlösser des Burggrafen, wegen eines am 17. März 1548 vorgekommenen Straßenraubes, und ob er dabei zugegen gewesen, und wegen seiner Absicht in Nürnberg befragt. Da er nicht mehr als vorher bekennen wollte, so wurde er an das Seil gebunden und damit angezogen. Da aber nichts Weiteres aus ihm zu bringen und der Profoß anzeigte, daß er mit einem merklichen ausfallenden Bruch behaftet sei, wurde er wieder losgemacht und ihm von dem Alcalden eine dreitägige Frist, um seine rechtliche Nothdurft in Betreff des von ihm Bekannten beizubringen, gegeben. Er antwortete: „er wisse nichts dagegen fürzubringen und begehre Gnade. Sofern aber die Kaiserliche Majestät sie ihm nicht widerfahren lassen wolle, bitte er, ihm einen Priester zuzugeben, damit er wie ein Christ versehen werden möchte." Nun mischt sich der Confessionspunkt ein. Der Alcalde erwiderte nämlich: „Die kaiserliche Majestät werde ihm nicht abschlagen, so es zu dem Fall käme, einen Priester der alten Religion zuzuordnen, und das hochwürdige

Sacrament nach altem Gebrauch reichen zu laſſen.“ Heinrich verſetzte: „er habe ſoeben das hochwürdige Sacrament in beiderlei Geſtalt genommen, und ſei der Gebrauch, daß man Einem auflege, er ſolle es hernach nie wieder in Einer Geſtalt nehmen; er bitte daher, ihm daſſelbe wieder und alſo zu reichen.“ Es hat ihm aber der Alcalde zu vernehmen gegeben: „Die kaiſerliche Majeſtät habe es bisher nicht ſo gehalten, und glaube er demnach auch nicht, daß ſie es thun werde. Inquiſit möge ſich alſo bedenken und ſeiner Seelen Heil bedenken, denn das ſei ſeiner von Gott vorgeſetzten Obrigkeit Befehl.“ An demſelben Tage ward auch, ſehr unnöthiger Weiſe, der Knecht Ludwig Metzler peinlich befragt, konnte nichts weiter ausſagen, weil er nichts wußte, und bat um Gnade, wie denn auch Heinrich für ihn bat und ſeine Unſchuld bezeugte.

Der Alcalde und die ihm zugeordneten kaiſerlichen Räthe fertigten nun folgendes Urtheil:

„Als in Beſichtigung der Inquiſition und peinlichen Proceß auf Befehl kaiſerlicher Majeſtät, und von Amtswegen wider der ſich nennt den Eltern von Plauen, fürgenommen worden, auch der vielfältigen Bekenntniſſen deſſelben Heinrichen, ſo er mehrentheils außerhalb peinlicher Frag gethan, ſich befunden hat, daß gemeldter vermeinte von Plauen etliche Perſonen raublich angegriffen und beraubt, auch andere beſchwerliche Mishandlungen begangen, und noch mehr durch ſich und andere angerichtete Perſonen, zu begehen, in Uebung und nächſter Zubereitung geweßt, derhalben er Leib und Leben verwirkt; demnach auf Befehl Kaiſerlicher Majeſtät iſt durch Ihrer Majeſtät Alcalde oder Ober-Hof-Richter auch die zugeordnete Kaiſerliche Räthe zu Recht erkannt, daß gemeldter

von Plauen aus dem Kaiſerlichen Gefängniß, darinnen er verwahret worden iſt, durch den Nachrichter, auf die gewöhnliche Kaiſerliche Richtſtatt in dieſer Stadt Augsburg geführet, und alda mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden ſoll, ihm ſelbſt zur Strafe um ſeine beſchwerliche Verhandlungen und menniglich zu einem Ebenbild ſich vor dergleichen zu hüten."

Dieſes Urtel, worin weder auf die Hirnhofer'ſche Sache, noch auf das Verhältniß Heinrich's zu dem Burggrafen und der Krone Böhmen Bezug genommen iſt, ſondern die Strafe lediglich auf die Wegelagereien der letzten Jahre baſirt wird, wurde dem Heinrich am 3. Juli 1548, auf dem Rathhauſe zu Augsburg, im Beiſein Johann Koblins, verordneten Gerichtsſchreibers, und zweier Zeugen, eröffnet, ſofort aber beigefügt:

„Daß Kaiſerliche Majeſtät in Bedenkung der trefflichen Fürbitte Römiſcher, zu Hungern und Böheim Königl. Majeſtät, Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät freundlichen lieben Bruders, dem gemeldeten Heinrichen, vermeynten von Plauen, aus Gnaden ſein Leben geſchenkt, und die gemeldte Strafe des leiblichen Todes in eine andere Strafe verwandelt, nemlich, daß er, Heinrich, in ewige Gefängniß genommen und alſo verwahret die Tage ſeines Lebens darinnen enden, auch deshalb er alſobald hochgedachter Königlicher Majeſtäten Profoßen, mit Namen Ottmar Peuerl, überantwortet werden ſollte, denſelben ferner ſeinem habenden Königlichen Befehl nach mit ſich zu nehmen, zu halten und mit Fleiß zu verwahren."

Der Knecht Ludwig Metzger dagegen wurde am 5. Juli 1548 der Haft entlaſſen, mußte aber „einen leiblichen Eid zu Gott und den Heiligen ſchwören, daß er wider Kaiſerliche und die Römiſch Königliche Majeſtät

und derselben Königreich, Fürstenthum und Erblande nimmermehr dienen und weder Rath noch That wider Ihre Majestät geben noch leisten wolle, und daß er auf ein ganz Jahr lang nach seiner Erledigung kein Gewehr tragen und auf keinem Gaul von Reitens wegen sitzen solle, alles bei Straf an Leib und Leben, nach der Kaiserlichen Majestät Ermessen."

Unter dem 3. August reskribirte hierauf König Ferdinand an den Burggrafen und Oberst-Kanzler nach Prag: wie er auf die mit ihm genommene Abrede entschlossen sei, den Gefangenen auf dem königl. Schlosse Agstein, zwischen Melk und Stein, verwahren zu lassen. Der Oberst-Kanzler möge „seinem gethanen Bewilligen und Erbieten nach", zwei vertraute Personen, die den Gefangenen bei Tag und Nacht bewachen sollten, nach Wien schicken und den nöthigen Unterhalt für sie und den Gefangenen anweisen. Der Oberst-Kanzler erwiderte unter dem 18. August: daß er in Böhmen dergleichen Personen, die einen solchen listigen Gefangenen, der schon aus Gefängnissen entkommen, zu verwahren geeignet wären, nicht finden könne, und auch aus vielen beweglichen Ursachen nicht wohl thunlich wäre, aus seinen eigenen Leuten bei der Verwahrung desselben zu haben, indem ihm dies viel Verdacht bringen könne. Im Uebrigen verstand er sich dazu, die nöthigen Unterhaltskosten jederzeit dahin, wo der König es wünsche, zu entrichten, bat aber, unnöthige Unkosten möglichst zu vermeiden, auch den Gefangenen wohl verwahren und in Acht nehmen zu lassen, „damit sonst nicht die letzten Dinge ärger würden, als die ersten, und hingegen dadurch Ihro Majestät selbst, die Krone Böhmen und der Oberst-Kanzler für mehrern Unrath sichergestellt sein mögen." Mit diesem Schreiben fertigte er einen Diener

nach Wien ab, der zugleich das Nöthige vorläufig besorgen, den erforderlichen Vorschuß machen, dabei aber auch darauf antragen sollte, daß Heinrichen, „um besorglichen Misbrauchs willen", alles Geld, nebst dem Petschaftringe mit dem Plauischen Wappen, abgenommen würde. Der König übertrug die Oberaufsicht über den Gefangenen und die zu dessen Verwahrung zu treffenden Anstalten seinem Hofmarschall von Trautsam, Freiherrn zu Sprechenstein. Zu Anfang des Septembers wurde der Pfleger des Schlosses zu Agstein nach Wien gefordert, um wegen Unterbringung und Verpflegung des Gefangenen mit ihm zu sprechen.

Inzwischen brachte es der Oberst-Kanzler dahin, daß der Gefangene, durch den königlichen Rath Zoppel zum Haus und den Secretair Chrysogonus Dietz, über 56 Fragstücke vernommen wurde, welche besonders seine Helfershelfer und seine Anschläge gegen die burggräflichen Güter, namentlich aber sein Verhältniß zu Heinrich dem Aeltern Reuß von Plauen, sowie seine Absichten bei seiner letzten Reise betrafen. Der Burggraf hatte damals die Besitzungen jenes seines Vetters inne und hätte wol gern einen Grund mehr gegen ihn gehabt. Heinrich sagte aber nichts Erhebliches aus, und den genannten Reuß sprach er von aller Theilnahme an gefährlichen Rathschlägen frei. Bei seiner letzten Reise habe er nur die Absicht gehabt, mit seinem Sachwalter, Dr. Rummel zu Nürnberg, zu sprechen, und hierauf in Augsburg einen Versuch zu machen, ob er nicht, unter Erlangung eines jährlichen Unterhalts von 500 Fl., einen annehmlichen Vergleich treffen könne. Zu solchem Vergleich sei er auch jetzt noch bereit, damit er nicht „seinem Vater zu Schanden allda sein Lebelang sitzen und endlich wol gar an seiner Seelen Seligkeit Schaden leiden müsse."

Das Protokoll unterſchrieb er noch immer alſo: Heinrich der Aeltere, Burkgraf zu Meißen, Graf zum Hartenſtein, und Herr zu Plauen.

Man hatte ſich entſchloſſen, ihn nicht zu Agſtein, ſondern zu Wien zu verwahren. Es ward deshalb in einem Hauſe am neuen Markt, im zweiten Stock, eine Stube mit ſtarken Bretern, Hölzern und Blechen unterſchlagen. Im innern Verſchlage ſollte der Gefangene ein Bett, Stuhl, Tiſch und eine „Heimlichkeit zur Reinigung ſeines Leibes" haben. Der andere Theil der Stube aber, außer dem Verſchlag, nebſt der Kammer daran und einer Küche, ſollte für den Aufſeher des Gefangenen und deſſen Hausſtand eingerichtet werden. Das nöthige Tiſchzeug war für den Gefangenen anzuſchaffen. Die Oberaufſicht über ihn ſollte der königliche Hofmarſchall und in deſſen Abweſenheit die niederöſterreichiſche Regierung führen. Die Unterhaltskoſten hatte der Burggraf zu tragen und an den Unterburggrafen der königlichen Burg zu zahlen. Zum Unteraufſeher und Wärter des Gefangenen wurde ein ehemaliger Hatſchirer, Melchior Melwitz, beſtellt und erhielt eine vom König Ferdinand eigenhändig corrigirte und unterſchriebene Inſtruction, vom 13. October 1548. Nach derſelben ſollte 1) ohne Vorwiſſen der Aufſichtsbehörde nichts mit dem Gefangenen vorgenommen werden. 2) Der Melchior, ſammt ſeinem Weibe, einer Magd und einem zuverläſſigen Manne, ſollte bei Tag und Nacht den Gefangenen in genaue Obacht nehmen, damit derſelbe nicht entkomme, noch ſich an ſeinem Leibe etwas zufüge. 3) Alle Schreibrequiſiten, Meſſer und andere zum Schreiben und Ausbrechen dienliche Werkzeuge ſollten ihm gänzlich unterſagt bleiben. 4) Melchior hatte den Schlüſſel zum Behältniß beſtändig bei ſich zu tragen und Niemand zu

dem Gefangenen einzulaſſen. 5) Wenn der Gefangene krank und ſchwach würde, oder, einige Male im Jahre, den Prieſter[1]), oder Aderlaſſens, Schröpfens, Badens oder Kopfreinigens halber, Arzt oder Barbier bedürfte, ſo ſollte ſolches angemeldet werden. 6) Des Gefangenen Bette ſollte täglich durch des Melchior's Weib, in deſſen Beiſein, gemacht und die Heimlichkeit geſäubert, alle acht Tage aber die Bettlaken und Hemden neugewaſchen, auch die übrige Kleidung beſtändig reingehalten werden. 7) Dem Gefangenen ſollten täglich zwei Mal, mit Berückſichtigung der Fleiſch- und Fiſchtage, zu jeder Mahlzeit vier bis fünf Gerichte, von des Melchior's Weib ſauber und rein gekocht, gereicht werden. An Faſttagen ſei ihm, außer wenn die Aerzte es verordneten, kein Fleiſch zu geben. 8) Zum Getränk ſollte man ihm ziemlich guten Wein „und, ſo er es begehrte und es zu bekommen", Bier nach Nothdurft verabreichen. 9) Das Tiſchlein ſollte allezeit mit ſaubern Tiſchtüchern belegt ſein, und ſo lange der Gefangene ſpeiſte, Einer bei verſchloſſenen Thüren dabei bleiben. 10) Zum Zeitvertreib ſollte der Gefangene Bücher und zwar geiſtliche, „doch nicht lutheriſche und andere, dem wahren heilwürdigen und chriſtlichen Glauben entgegenhandelnde, und weltliche, alte römiſche und dergleichen Hiſtorien bekommen", ihm auch geſtattet werden, „zu Zeiten mit dem Melchior und ſeinem Weib um geringes Geld mit den Karten zu kurzweilen." 11) Alle Koſten, die in Krankheitsfällen oder für Kleider entſtünden, ſowie der Hauszins, ſollten durch den Burggrafen in der königlichen Burg berichtigt werden. 12) Melchior ſollte für

1) Es verſteht ſich, daß dabei ein katholiſcher Prieſter vorausgeſetzt iſt.

Unterhalt und Wartung des Gefangenen, auch Haltung des Geſindes, wöchentlich 5 Thaler, und zwar jederzeit auf eine Woche im voraus, wie auch für ſeine Mühe vierteljährlich 10 Gulden erhalten.

Als das Gefängniß eingerichtet war, forderte der Rath Zoppel und der Secretair Dietz dem Gefangenen den Ring mit dem Plauenſchen Wappen ab. Er gab ihn ſehr ungern her und behauptete, denſelben der Frau des Profoßen geſchenkt zu haben. Der Ring wurde dem Burggrafen zugeſchickt, welcher dem Weib und Geſinde des Profoßen dafür 10 Thlr. zuſtellen ließ. Geld hatte der Gefangene nicht bei ſich, und ſeine im Reiche noch außenſtehenden Forderungen wollte er, „weil man alſo mit ihm umginge", nicht offenbaren. Am 15. October 1548 wurde er in ſein Behältniß gebracht, und wir haben über ſein weiteres Leben und die Zeit ſeines Todes keine Nachricht auffinden können.

Der Burggraf erhielt noch am 5. October 1548 abermals eine Urkunde, worin er wegen der ſeinem für unecht erklärten Bruder ehedem beigelegten Titel nochmals gegen allen Nachtheil ſichergeſtellt wurde. Und doch war all dieſes Mühen und Sorgen eitel, indem ſein Stamm zwar nicht durch einen Prätendenten ſeiner Rechte und Güter beraubt werden, wol aber gar bald in ſich ſelbſt erlöſchen ſollte. Heinrich V. ſtarb am 19. Mai 1554 im Feldlager vor Plaſſenburg. Er hinterließ zwei Söhne. Der Aelteſte, Heinrich VI., ſtarb am 24. Dec. 1568, der Jüngere, Heinrich VII., am 22. Jan. 1572; beide erblos. Mit ihnen erloſch die burggräfliche Linie der alten Reuße von Plauen. Heinrich VII. hatte ſchon 1569 ſeine voigtländiſchen Beſitzungen, namentlich die Aemter Plauen, Voigtsberg und Pauſa, definitiv an Kurfürſt Auguſt von Sachſen überlaſſen, welcher ſchon ſeit einem

Jahrzehend Pfandinhaber derſelben war. An die Reuße, mit denen die Burggrafen in Zwiſt gelebt und ſich über dieſelben zu bereichern geſucht hatten, kamen von dem Erbe der Letztern nur Schleiz, Lobenſtein, Saalburg und Burg. Die Burggrafſchaft war ſchon längſt in den Händen der Wettiner. Am 26. Febr. 1579 verlieh Kurfürſt Auguſt dem böhmiſchen Edeln Wilhelm von Roſenberg und deſſen Erben den burggräflichen Titel gegen einen Revers, ſich deshalb nichts zum Nachtheile des Hauſes Sachſen anmaßen zu wollen, dem es auch unbenommen blieb, ebenfalls das burggräfliche Wappen zu führen. Auch dieſe Titularburggrafen erloſchen vor Ablauf eines Jahrhunderts. Den Reußen gelang es nicht, ihre auf falſche und erſchlichene Documente geſtützten Prätenſionen durchzuführen. Aber auch das Haus Sachſen konnte, weil bald äußere Verhältniſſe, bald die unſelige Uneinigkeit der Erneſtiner und Albertiner hinderlich waren, erſt 1803 die Stimme des Burggrafenthums auf dem bald erlöſchenden Reichstage erlangen.

Die im Obigen dargeſtellte, gewiß ebenſo merkwürdige, als räthſelhafte Begebenheit ſcheint zur Bewährung des Ausſpruches zu dienen, welchen der neueſte vortreffliche Geſchichtſchreiber des Burggrafthums Meißen [1]) thut: daß ein atridiſcher Fluch auf dieſem Zweige des plauenſchen Geſchlechtes gelaſtet habe. Heinrich II. hatte für ſeinen Sohn Heinrich III., unter Eingehung ſchwerer Bürgſchaften, eine Ehe mit der Tochter Eines von Roſenberg bedungen; der Sohn aber vermählte ſich mit „eines frommen Ritters Tochter", und „wiewol ſie

1) Märcker, das Burggrafenthum Meißen. Ein hiſtoriſch-publiciſtiſcher Beitrag zur ſächſiſchen Territorialgeſchichte. Aus archivaliſchen Quellen. Leipzig, 1843. 8. S. 312.

von einem trefflichen geſchlechte geweſt iſt", ſo hätten „dennoch die Mannen, mitſamt dem alden von plauwen ſeinem vater, gerne geſehen, das er ſich nicht genydet [1]) hette, unnd ſinen vater umb ein groß gut und habe gen dem von Roſenberg brachte, ſeine treuwe unnde Ere wider zu kauwffen; alſo nam der alde von plauwen nicht unbillich gen ſeinem ſone einen zorne für und entſatzte yn von allen ſeinen Sloſſen und Stetten, die er hatte, die denn eines teiles in fremde hennde quwamen; und kurtz darnach da ward dem alden von plauwen vergeben, das er ſtarb, und öffentlich dem Jungen von plauwen warlich ſchuld gegeben, daz er yn vergeben hett." Gewiß iſt jedenfalls, daß Heinrich II. noch am 7. Mai 1446 ſich dem Herzog Friedrich zu Sachſen auf drei Jahre zum Dienſt verſchrieb, und am 7. Juni deſſelben Jahres urkundlich als verſtorben erwähnt wird, folglich jedenfalls ſein Ende ein plötzliches und unerwartetes geweſen iſt, ſei es nun, daß Zorn und Streit, oder daß eine in jeder Beziehung unnatürliche Uebelthat ihn dahingerafft hat. Von Heinrich III. wird aber auch geſagt, daß, wie ſein Vater dem Seinigen „mit ungebürlichen Worten nachgeſprochen", er es ebenſo ſchlimm gemacht [2]). Heinrich III. ward auch namentlich durch ſeine Gemahlin, die es den Vaſallen nicht vergeben konnte, daß ſie gegen ihre Heirath geweſen, zu manchen Grauſamkeiten gegen ſeine Unterthanen verleidet, welche ihm endlich die Acht vom König Georg Podiebrad von Böhmen und deren Vollſtreckung durch die ſächſiſchen Fürſten zuzogen. Die Letztern erwarben bei dieſer Gelegenheit Plauen. Später,

1) Genidert. Sie hätten gewünſcht, daß er keine Frau niederen Standes gewählt hätte, als der ſeine war.
2) Märcker a. a. O. S. 360.

als ihn ein ſächſiſcher Vaſall, Hans Weighart, auf einem Streifzuge Heinrich's, gefangen und auf den Schellenberg geſetzt hatte, wollten die ſächſiſchen Fürſten dies zwar nur als eine Privatſache zwiſchen Weighart und dem Burggrafen betrachtet wiſſen, nahmen den Letztern aber doch in ihren eigenen Gewahrſam und gaben ihn nur unter der Bedingung frei, daß er, unter vielfachen Conceſſionen, Verzichtleiſtungen und Abtretungen zu Gunſten Sachſens, ſeinen einzigen Sohn enterben und dafür obendrein den, wie es ſcheint, falſchen Grund anführen ſolle, daß er ihn im Unglück verlaſſen. Die dem Gefangenen abgedrungenen Verſprechungen wurden natürlich, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, von dem Freigelaſſenen nicht gehalten. Heinrich V. ſtellte, durch wichtige Leiſtungen als Staats- und Kriegsmann im Dienſte Karl's V. und Ferdinand's I., den Territorialbeſitz der burggräflichen Linie des Hauſes Plauen in einer Weiſe wieder her, wie er in dieſem Hauſe kaum zu Ende des 12. Jahrhunderts, unter Heinrich dem Reichen, vereinigt geweſen war. Aber wie die längſte Zeit ſeines Glückes der berichtete Streit mit ſeinem Bruder getrübt hatte, ſo erhielten auch ſeine Söhne die erwartete und verſprochene Entſchädigung für die Opfer, die ihr Vater dem kaiſerlichen Dienſte gebracht hatte, nicht; traten in verſchuldete Güter, mußten ſich weiterer Einmiſchung in die Staatshändel enthalten, und ſtatt dem zerrütteten Haushalt durch jene weiſe Wirthſchaft aufzuhelfen, von der ihnen Kurfürſt Auguſt ein ſo lehrreiches Beiſpiel gab, überließen ſie ſich vielmehr einem ſolchen Aufwande, daß ein Stück nach dem andern in fremde Hände kam, und Heinrich VI. vor ſeinem Tode bei ſeinem Schwager, dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach ein Unterkommen ſuchen mußte, nachdem ſeine

ärgerlichen, nur durch ihn verschuldeten Streitigkeiten mit seiner Gemahlin bis vor Kaiser und Reich gekommen waren. Heinrich VII. litt nicht durch eigne Schuld, sondern durch die Fehler des Vaters und Bruders, die er nicht gutzumachen im Stande war. Er starb aus Kummer über die Zersplitterung seiner Besitzungen, im kaum angetretenen 36. Lebensjahre, ohne aus zweimaliger Ehe Kinder zu hinterlassen.

Die Angelegenheit des Prätendenten gibt unstreitig zu vielfachen Zweifeln Anlaß, zumal die genealogischen Verhältnisse des ausgestorbenen Hauses so manche Dunkelheiten lassen. Das prager Urtheil hat jedenfalls das wider sich, daß es, von einem für Gunst und Abgunst nicht unempfänglichen Gerichte, zu Gunsten eines bei dem König und den böhmischen Großen sehr einflußreichen Mannes und gegen einen heimathlosen Abenteurer gesprochen worden ist, dessen Thun und Treiben auch billige Richter wider ihn einnehmen konnte. Die eingestandene Fälschung einer königlichen Urkunde mußte ihm besonders nachtheilig sein, und die Entschuldigung: „wie er freilich getrachtet, daß er bei Ehren bleiben und durch dergleichen Urkunde vielleicht seine eheliche Geburt erzeigen und beweisen möchte", war natürlich nicht durchschlagend, wenn gleich gar nicht zu behaupten ist, daß nicht auch ein von seinem Rechte aufrichtig Ueberzeugter zu solchen Mitteln zu greifen verführt werden kann, wenn erbitterte Gegner ihm den Beweis seines Rechtes so schwierig machen. Auch haben sich offenbar üble Rathgeber an den Unglücklichen geheftet. Die deutschen Juristen scheinen einmüthig dafür gehalten zu haben, daß seine nichteheliche Geburt juristisch nicht zu erweisen sei. In der That, wollen wir annehmen, daß er, wie doch seine Gegner behaupteten, vor der Verheirathung

Heinrich's IV. mit der Burggräfin Barbara geboren worden, so wird es außerordentlich unwahrscheinlich, wie der Burggraf und die Burggräfin auf den Gedanken hätten kommen können, ihn für einen Sohn der Letztern auszugeben. Den entfernten Verwandten und Lehnsherren gegenüber ließ sich in dieser Beziehung wol allenfalls eine Täuschung wagen; aber wie hätte man ein solches Trugspiel dem Gesinde und all den nächsten Umgebungen gegenüber durchführen wollen! Die Schwierigkeit wäre geringer, wenn er neben der Ehe erzeugt ward; aber das ist nirgends behauptet worden, stimmt auch mit seinem Alter nicht wohl, wie es nach seinen angeführten Aeußerungen im Jahre 1548 erscheint. Wollte man annehmen, er sei ein Kind der ersten, in ihren nähern Umständen nicht einmal nachgewiesenen Ehe des Burggrafen gewesen und vielleicht durch die Ränke einer Stiefmutter vertrieben worden, wofür seine frühe Entfernung aus dem Hause einigermaßen sprechen könnte, so würde es doppelt unwahrscheinlich, daß sie ihn als ihren Sohn bezeichnet, so würde die Schwierigkeit der Täuschung nicht verringert, und so erwüchse die Frage, warum die Familie seiner Mutter sich seiner nicht angenommen. Die Annahme dagegen, daß er wirklich ein echter Sohn des Burggrafen und der Burggräfin gewesen, von seinen unnatürlichen Aeltern aber später verleugnet worden sei, hat zwar nur wenig äußere, allerdings aber die innern Wahrscheinlichkeitsgründe gegen sich: daß man keinen Grund zu solcher Sinnesänderung weiß, daß namentlich von Seiten der Mutter die Verleugnung im höchsten Grade unnatürlich wäre, und daß jedenfalls seine frühe Entfernung vom Hause, während die jüngeren Kinder alle daheim erzogen wurden, darauf hindeutet, daß es mit ihm eine besondere Bewandtniß gehabt habe.

Wollte man annehmen, daß er durch irgend eine anstößige Richtung oder That so bitteren Groll seiner Aeltern auf sich gezogen, so widerspricht dem eben die frühe Jugend, in der er vom Hause entfernt worden, die Gunst, die ihm seine Erzieher und die Freunde und Verwandten des Hauses schenkten, selbst der Eifer, mit welchem seine vermeinten Aeltern sichtbar auch nach der Verstoßung für ihn zu sorgen beflissen waren. Denn überhaupt erst nach dem Tode des Vaters, und wie er es blos mit dem Bruder zu thun hat, wird das Verhältniß gegenseitig tief verbittert und lieblos, und erst dann sinkt auch er selbst immer tiefer. In Betreff der Zeugnisse der Margaretha Pigkler, die dem Jüngling auf einmal als Mutter vorgestellt wird, und die, wenigstens nach seiner Behauptung, geneigt gewesen sein soll, ihre Aussage wieder zurückzunehmen, sowie des Priesters, der das Kind als ein uneheliches getauft haben will, ist bei dem Mangel an gründlicher und unparteiischer Untersuchung wenigstens der Verdacht nicht ganz abzuwehren, daß ihre Aeußerungen erkauft oder erpreßt waren. Und auch wenn die Pigkler dem Burggrafen ein uneheliches Kind geboren, und auch wenn der Priester ein solches getauft hätte, war das derselbe Heinrich, den der Burggraf und die Burggräfin so lange als ihren ehelichen Sohn erzogen hatten? Konnte namentlich der Priester dies mit irgend einiger Sicherheit verbürgen? Da müßte er ja selbst in den Betrug eingeweiht gewesen sein! Daß der Prätendent von seiner Schwester, von den Verwandten, Freunden und Vasallen des Hauses anerkannt und zum Theil auch nach seiner Verleugnung noch unterstützt worden, daß die sächsischen Herzoge Heinrich und Moritz ihn mit Schonung behandelt wissen wollten, daß so Viele sich für ihn in-

tereſſirten, kann in dem frühern Betruge der Aeltern, in natürlichem Mitleid mit dem Jüngling, mit dem ein ſo grauſames Spiel getrieben worden, ſelbſt in dem Wunſche, dem burggräflichen Hauſe Verlegenheiten zu bereiten, überhaupt im Parteiweſen der Zeit, kann aber auch in einer Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ſeiner Sache ſeinen Grund gehabt haben. Bemerkenswerth iſt es auch, daß man es in Annaberg zu keinem Strafurtel gegen ihn bringen konnte, der Burggraf ſogar in Koſten und Sachſenbuße verurtheilt wurde, und nicht einmal von einer Beſtrafung des Knechtes, der ſeinen Antheil an der Ermordung Hirnhofer's geſtanden haben ſoll, berichtet wird. Alle dieſe Räthſel und Dunkelheiten, bei deren Häufung übrigens auch der Gebrauch des Hauſes, nur den einen Namen Heinrich zu führen, ſeine Rolle geſpielt hat, werden hienieden ſchwerlich gelöſt und gelichtet werden; aber wohl dürfen wir annehmen, daß der Unglückliche ſelbſt von ſeinem Rechte tief überzeugt war, und mögen die Verwilderung, in die er gerieth, und die ihm ſein letztes herbes Geſchick bereitete, durch das verworrene und verwirrende Verhältniß, in das er verſetzt worden, wohl erklärt finden [1]).

1) Wir folgten bei obiger Darſtellung, die eine Reviſion und Ergänzung eines in den Neuen Jahrbüchern der Geſchichte und Politik (Jahrg. 1849, Bd. I, S. 289 ff.) enthaltenen Aufſatzes iſt, im Weſentlichen einer ziemlich ſeltenen Schrift, welche unter dem Titel: „Beitrag zur Geſchichte der vormaligen Burkgrafen zu Meißen aus dem Geſchlecht der Herren von Plauen, oder ſichere Nachricht von dem Rechtsſtreit weiland Herrn Heinrich's des V., Burkgrafen zu Meißen, Herrn von Plauen, Königl. Böhmiſchen Oberſt-Canzlers mit einem gewiſſen Heinrich, der ſich für einen älteren leiblichen Bruder deſſelben ausgegeben, und des Letztern ſonderbaren Begebenheiten aus Archival-Urkunden gezogen", 1770 zu Schleiz bei Johann Gottlieb Mauken erſchienen und von dem Hofrath Bretſchneider daſelbſt verfaßt iſt.

II. Ein Prätendent aus dem 19. Jahrhundert.

Es gibt zwei Classen von Prätendenten. Bei den Einen ist über die Persönlichkeit kein Streit, oder Zweifel. Sie sind die Menschen, für die sie sich ausgeben. Aber ihr Recht ist streitig, oder wenn es auch an sich nicht streitig ist, so sind sie doch aus dem Besitze gesetzt, der im öffentlichen Rechte noch viel wichtiger ist, als im Privatrechte. An solchen Prätendenten, ja an Souverainen de jure, die es nicht auch de facto waren, hat es in unserm Jahrhundert nur zu wenig gemangelt. Dagegen sind die anderen Fälle, wo Jemand sich für eine für todt gehaltene, oder sonst auf eine mit manchem Räthselhaften umringte Weise verschwundene Person ausgibt, unter dem Einflusse unserer Oeffentlichkeit und unserer Rechtsformen, aus naheliegenden Gründen, in den gebildeten Staaten äußerst selten geworden. Dennoch hat es sich noch in unserer Zeit zugetragen, daß eine Reihe von Menschen aus dunkeln Verhältnissen hervortraten und sich für den für todt gehaltenen Thronerben eines der größten und berühmtesten europäischen Reiche ausgaben. Und auch das ist ein bezeichnender Zug, daß, während es Keinem von diesen gelungen ist, auf seinen Anspruch wenigstens einen zeitweisen Besitz zu gründen, wie der Räthselhafteste von Allen, der Pseudo-Waldemar, oder

wie der Pseudo-Demetrius, so doch auch gegen Keinen so ernst und hart verfahren, gegen Keinen solch äußerste Mittel für nöthig gehalten worden sind, wie sie vor Zeiten z. B. gegen die Pseudo-Sebastiane, die Pseudo-Warwicks, die Pseudo-Peters in Anwendung gebracht worden. Man hat sie theilweise fast unangefochten gelassen, theilweise im zuchtpolizeilichen Verfahren abgethan, und sichtbar danach gestrebt, in einer möglichst geringschätzigen und herabsetzenden Behandlung das beste Schutzmittel gegen ihre Ansprüche zu finden; was denn auch ganz klug gewesen sein mag.

Daß überhaupt die Erscheinung noch in unserer Zeit und in solchem Falle möglich war, wird allerdings durch den Ausnahmecharakter der Zeit und der Umstände erklärt, in welche der Tod der Person, um die es sich handelt, versetzt ward. Nur im Laufe der furchtbarsten Revolution und unter den besonderen Wendungen und Richtungen, welche die erste französische Revolution annahm, konnte ein Zweifel darüber erhoben werden, ob der einzige Sohn eines Königs von Frankreich, mitten in Paris, der Hauptstadt des Reiches seiner Väter, zu einer bestimmten Zeit gestorben sei, oder nicht. Und auch so sind die Meisten, und daruhter die achtungswerthesten Geschichtschreiber, geneigt, diesen Zweifel von Haus aus für völlig lächerlich und allen und jeden Anhaltes ermangelnd zu halten. Das ist er denn doch nicht so ganz. Obwol wir keineswegs geneigt sind, diesen Zweifel selbst mit Bestimmtheit zu hegen, so müssen wir doch gestehen, daß uns die Unmöglichkeit, an dem Tode Ludwig XVII. [1]), und daß derselbe am 8. Juni 1795 im

1) Ludwig Karl (oder Karl Ludwig?) wurde dem König Ludwig XVI. von Frankreich von dessen Gemahlin, Marie Antoinette

Tempel zu Paris erfolgt sei, zu zweifeln, nicht ganz sicher bewiesen scheint.

Bekanntlich war dieser Prinz, oder wie wir sagen möchten, dieser König, namentlich seit dem Juni des Jahres 1793, wo er auch von seiner Mutter getrennt wurde, gänzlicher Vernachlässigung preisgegeben. Niemand kümmerte sich um ihn, außer die um ihn bekümmerten Freunde, denen der Zugang zu ihm verwehrt war. Niemand hatte Zutritt zu ihm, außer Personen der rohesten, unwissendsten Classe, die ihn plagten und mishandelten. So stand es Jahre lang, mag nun die Ursache der Vernachlässigung in Sorglosigkeit und darin gelegen haben, daß man über den Stürmen der Revolution den Knaben vergaß, oder mag eine republikanische Ostentation etwas darin gesucht haben, den jüngsten Sprossen einer Dynastie, die ein Jahrtausend alt war und deren Namen und Banner das edelste französische Blut begeistert hatten, wie einen Waisenknaben aus der

---

von Oesterreich, am 27. März 1785 zu Versailles geboren und führte anfangs den Titel eines Herzogs von der Normandie. Da sein älterer Bruder am 4. Juni 1789 starb, so wurde er Dauphin. Er wird als ein Knabe von blühender Gesundheit und munterm, lebhaftem Wesen geschildert, welcher schöne Hoffnungen geweckt, auch während seiner Gefangenschaft, so lange er nicht von seiner Familie getrennt wurde, durch die Umstände gereifte Urtheilskraft und Selbstbeherrschung bewährt habe. Er folgte seiner Familie in die Tuilerien, nach Varennes und in den Tempel. Im Juni 1793 wurde er von seiner Mutter getrennt und den rohen Händen des jakobinischen Schusters Simon übergeben. Von diesem befreite ihn der Sturz der Schreckensherrschaft. Aber es war, nach der gewöhnlichen Annahme, zu spät, und er starb, physisch und geistig verkümmert, am 8. Juni 1795. Sein Leichnam soll auf dem Margarethenkirchhofe in die gemeinschaftliche Grube gelegt und mit Kalk bedeckt worden sein. Jedenfalls hat man seine Reste 1815 nicht wieder auffinden können. S. *Eckard*, Mémoires historiques sur Louis XVII. Paris, 1813. — Journal de *Clery* jusqu'au mort de Louis XVII.

Hefe des Volkes zu behandeln, oder mag man endlich denen beistimmen müssen, die den herrschenden Jakobinern, oder auch verborgenen Anstiftern, denen diese für ganz andere Zwecke zu unbewußten Werkzeugen dienten, den teuflischen Plan zur Last legen, den Prinzen, den man direct zu ermorden sich schämte, physisch und geistig zu Grunde zu richten. Seit dem Sturze der Schreckensherrschaft wurde er nicht mehr gemishandelt; vielmehr nach einem Besuche von Seiten einiger Mitglieder des Convents, worunter Barras, Einiges in seiner Lage gebessert. Täglich kam ein Civilcommissar in den Tempel, was aber unter 248 Personen abwechselte. Einsam, ohne Mittel der Unterhaltung oder Belehrung gelassen, fast mit keinem menschlichen Wesen in Verkehr tretend, so gut wie aller Pflege beraubt, soll der Prinz nun hier in gänzliche körperliche und geistige Verkümmerung verfallen sein. Seine Schwäche habe schon den höchsten Grad erreicht gehabt, als man im Februar 1795 den pariser Gemeinderath von der Krankheit des Prinzen in Kenntniß setzte. Dieser habe den berühmten Arzt Desault zu ihm geschickt [1]), der Letztere aber erklärt, daß jede Hülfe zu spät komme.

Hier tritt nun aber gleich ein Umstand ein, der von denjenigen, welche an der Krankheit und dem Tode des Prinzen zweifelten, ausgebeutet worden ist. Desault starb

1) Dies ist aber, nach dem am 9. Juni von Séveſtre im Namen des Sicherheitsausschusses dem Convent erstatteten Berichte, erst nach dem 20. April geschehen. Es heißt in diesem Berichte: «Depuis quelque temps le fils de Capet était devenu incommodé par une enflure au genou droit et au poignet gauche; le 15 Floréal (20 Avril) les douleurs augmentèrent, le malade perdit l'appétit et le fièvre survint. Le fameux Desault, officier de santé, fut envoyé pour le voir et pour le traiter etc.»

am 1. (nach Andern am 2., nach noch Andern am 4.) Juni deſſelben Jahres, vor dem angeblichen Todestage des Prinzen, und am 9. Juni folgte ihm ſein vertrauter Freund, der Apotheker Choppard. Beide ſtarben plötzlich und unter Umſtänden, die den Verdacht der Vergiftung erweckten. Daß dieſer Verdacht beſtanden, wird von vielen Schriftſtellern, ohne allen Zuſammenhang mit der Prätendentenfrage, behauptet. Es ſoll auch eine Exploration der Leichen ſtattgefunden haben, die ihn nicht beſtätigt habe. Dies würde, ſobald man annimmt, daß die Vergiftung auf Anordnung der Machthaber verfügt wurde, wenig beweiſen; wohl aber bewieſe es das Verdachterregende jener Todesfälle. Viele legitimiſtiſche Schriftſteller haben den Verdacht in dem Sinne ausgebeutet, daß ſie behaupteten: Deſault ſei vergiftet worden, weil er ſich geweigert, den Prinzen zu vergiften, oder umgekehrt, man habe ihn beſeitigt, nachdem er den Prinzen vergiftet habe, oder wieder, er habe ſeinen Unwillen über die ſchlechte Behandlung des Prinzen zu laut ausgeſprochen. Eine ganz andere Verſion aber läßt ihn gegen ſeinen Freund Choppard die Aeußerung gethan haben: das Kind, das ihm als der Dauphin gezeigt worden, ſei dieſer nicht, ſei ein untergeſchobenes. Deshalb hätten Beide ſterben müſſen. Ein Herr Eſtier, welcher früher in Neuyork gelebt, ſoll am 22. Mai 1843 *) in London eine Erklärung ausgeſtellt haben, wonach ihm ein dortiger Dr. Abeillé erzählt habe: er ſei Eleve des Dr. Deſault geweſen und wiſſe, daß derſelbe in dem ihm im Tempel vorgezeigten Kinde den Dau-

1) *Gruau de la Barre*, Intrigues devoilées, ou Louis XVII. dernier roi légitime de France (Rotterdam, 1846—48, 4 Vol.), I, 527—28.

phin [1]) nicht erkannt, seinen desfallsigen Verdacht einem Freunde mitgetheilt habe, und Tages darauf vergiftet worden sei. Er, Abeillé, habe es in Folge davon für gerathen gefunden, nach Amerika überzusiedeln.

Es wurden nun die Herren Pelletan und Dumangin zu Aerzten des Gefangenen ernannt (5. Juni); aber am 8. starb er. Diese beiden Herren hatten den Dauphin niemals vorher gesehen. Am 9. Juni berichtete Sévestre, im Namen des Sicherheitsausschusses, dem Convent über die Krankheit und den Tod des „Sohnes des Capet". Außer dem schon oben in einer Anmerkung Beigebrachten spricht er noch von der Ernennung der beiden genannten Aerzte und fügt dann hinzu: „ihre gestrigen Bulletins, von 11 Uhr des Morgens, kündigten Symptome an, die für das Leben des Kranken besorgt machten, und um ¼ auf 3 Uhr nach Mittag erhielten wir die Nachricht von dem Tode des Sohnes des Capet. Der Sicherheitsausschuß hat uns beauftragt, Sie davon zu benachrichtigen. Alles ist constatirt. Die Protokolle werden im Archive niedergelegt werden." Ein kleiner Widerspruch zeigt sich hier, indem nach dem Protokolle der Leichenschau der Tod gegen 3 Uhr des Nachmittags erfolgt sein soll, während der Sicherheitsausschuß die Nachricht davon schon ¼ auf 3 Uhr in seinem, vom Tempel ziemlich entfernten Local in den Tuilerien empfangen haben will.

Die Besichtigung der Leiche wurde von den Herren

1) In der Erklärung wird er als Herzog von der Normandie bezeichnet, wie er genannt wurde, bevor er durch den Tod seines Bruders Dauphin ward. Es liegt etwas in diesem kleinen Umstande, was uns die Echtheit der Erklärung glaubhafter macht. Wäre sie eine rein erdichtete, so würde der Fehler vermieden worden sein.

Dumangin, Pelletan, Jeanroy und Laſſus vorgenommen, vier angeſehenen Aerzten und resp. Chirurgen, an Hoſpitälern oder als Profeſſoren wirkend, aber ſämmtlich mit der Perſon des Prinzen unbekannt. Sie ſagen in ihrem Protokolle ausdrücklich und in allerdings auffälliger Weiſe: ſie hätten auf einem Bette die Leiche eines Kindes gefunden, *was ihnen als ungefähr zehnjährig erſchienen wäre, von welcher Leiche ihnen die Commiſſare geſagt hätten, daß ſie die des Sohnes des verſtorbenen Ludwig Capet geweſen ſei, und worin zwei von ihnen das Kind erkannt hätten, was ſie ſeit einigen Tagen behandelt.* Das wäre denn ſo gut wie gar kein Beweis, daß die Leiche wirklich die Ludwig's XVII. geweſen. Im Uebrigen verbreitet ſich das Actenſtück über den Befund der Leiche, wobei wir hervorheben, daß ſie das Gehirn und deſſen Zubehör in vollſtändiger Geſundheit fanden [1]), und ſagt am Schluſſe, die im Einzelnen angeführten Gebrechen ſeien offenbar die Wirkung eines ſeit langer Zeit beſtehenden ſkrophulöſen Uebels, dem man den Tod des Kindes zuſchreiben müſſe. Das Letztere erſcheint auch etwas befremdend, indem theils die Berichte über die früheren glücklichen Jahre des Prinzen ihn als ein vollkommen geſundes, rüſtiges, blühendes Kind ſchildern, er ſich auch völlig wohl befand, ſo lange er bei ſeinen Aeltern war, und auch Berichte aus ſpätern Zeiten noch nichts von dem Uebel erwähnen, welches hiernach ſchon

1) Es würde das einigermaßen gegen die gewöhnliche Behauptung ſprechen, daß der Prinz durch Simon's Mishandlungen und durch die Ausſchweifungen, zu denen Simon und deſſen Frau das unreife Kind verführt hätten, in ſolche Schwäche verſunken ſei, daß er Geiſteskraft und Sprache verloren habe.

lange bestanden haben müßte. Nach dem Tode Robespierre's besuchten Mitglieder der Nationalversammlung den Tempel, wobei zwar erwähnt wird, daß sie mit der Verwahrlosung des Dauphins Mitleid hatten und eine bessere Behandlung empfahlen, eines krankhaften Zustandes desselben aber mit keinem Worte gedacht wird [1]). Am 19. December 1794 besuchten die Mitglieder des Sicherheitsausschusses, sowie die Deputirten Harmand de la Meuse, Mathieu und Reverchon den Tempel, in der speciellen Absicht, die Lage des Prinzen zu erkunden. Die Veranlassung dazu sollte, wie sie ihm selbst sagten, der Umstand gegeben haben, daß die Regierung „zu spät" von dem übeln Zustande seiner Gesundheit, sowie davon unterrichtet worden sei, daß er sich weigere, sich Bewegung zu machen und auf die an ihn gerichteten Fragen zu antworten. Sie fanden ihn (oder das Kind, was ihnen als der Dauphin vorgestellt wurde) gut gekleidet und in einem hellen und reinlichen Zimmer, mit Karten spielend. Ihr Eintreten machte nicht den mindesten Eindruck auf ihn. Auf die freundlichsten Fragen, die an ihn gerichtet wurden, auf das Aufzählen aller für ein Kind ansprechenden Gegenstände, gab er mit keinem Worte oder Zeichen die mindeste Antwort, während er die Redenden mit dem gespanntesten Blicke der Aufmerksamkeit ansah. Erst als man dicht an ihn herantrat und in stärkerm, mehr befehlendem Tone das Vorzeigen der Hände und Füße und das Gehen verlangte, gehorchte er. Man fand an den Ellenbogen, Handgelenken und Knien Anschwellungen, die jedoch nicht schmerzhaft schienen. Sein ganzes Aussehen sei rhachitisch gewesen; Schenkel und Beine lang und dünn, Arme ebenso,

1) Gruau de la Barre a. a. O. S. 521—24.

der Rumpf sehr kurz, die Brust erhaben, die Schultern dünn und zusammengezogen, der Kopf sehr schön, der Teint hell, aber farblos, die Haare lang und schön, wohlgehalten, hellkastanienbraun. Eine Antwort, auch nur ein Zeichen des Verstehens war weiterhin nicht von ihm zu erlangen. Man dachte aber damals nicht im Mindesten daran, dieses Schweigen einer physischen oder geistigen Schwäche zur Last zu legen, es überhaupt für ein Unvermögen zu halten, sondern schrieb es einem entschiedenen Willen des Prinzen zu, den er von dem Augenblicke an gefaßt habe, wo ihn Hébert und Simon gezwungen hätten, eine schimpfliche Aussage gegen die Königin zu unterzeichnen (5. October 1793). Die oben gegebene Schilderung seines Aeußern soll nicht im Mindesten auf den Prinzen passen. Das leitende Mitglied jener Commission, das sich sehr theilnehmend erwiesen, wurde wenige Tage nachher nach Brest geschickt, und kehrte erst nach dem Tode des Gefangenen zurück [1]). Weit vorgeschritten kann übrigens damals die Krankheit des Prinzen nicht gewesen sein, da man ihm erst vier Monat später einen Arzt schickte. Letzteres ist wohl in Folge eines Besuches geschehen, den ein Beamter am 16. März 1795 bei ihm machte. Hier zeigte er sich wieder anders, sah Niemand an, starrte vor sich hin, antwortete aber wenigstens mit Ja. Er aß und trank mit Appetit, spielte mit einem kleinen Hunde des Besuchenden, hielt sich viel am Fenster auf, zeigte sich übrigens höchst phlegmatisch, niedergeschlagen und entmuthigt [2]).

Der eigentliche Todtenschein beweist gar nichts. Er beruht auf dem Zeugnisse des Tempelwächters Stephan

1) Gruau de la Barre a. a. O. S. 505—9.
2) A. a. O. S. 501—2.

Lasne, der sich als „Nachbar", und eines Employé Remi Bigot, der sich als „Freund" des Verstorbenen meldet. Die Acte ist vom 12. Juni, vier Tage nach dem angeblichen Tode des Prinzen, drei Tage nach der Section des Leichnams. Welche Bürgschaft gibt es, daß dieser Bigot, von dem man gar nichts weiß, den Prinzen auch nur jemals gesehen? In Betreff Lasne's aber, welcher 1834 noch lebte, gegen einen Prätendenten (Richemont) als Zeuge auftrat und bezeugte, daß der Prinz in seinen Armen gestorben sei, wird von der Gegenseite behauptet, er sei erst vierzig Tage vor dem Todesfall in den Tempel gekommen [1]) und habe den Prinzen vorher blos einmal im Garten spielen sehen. Auch soll er behauptet haben, daß das Kind, wie er in den Tempel gekommen, sich ganz wohl befunden habe, während es notorisch seit Monaten völlig siechte und schon im April ein Arzt zu ihm gesendet wurde, die Krankheit aber seitdem sich immer verschlimmerte. So mangelhaft steht es mit den Zeugnissen über einen Todesfall, dessen Constatirung schon wegen der schwebenden Unterhandlungen mit der Vendée und dem Auslande so wichtig war!

Es ist ferner gewiß, daß gleich bei dem (behaupteten) Tode des Prinzen Gerüchte verbreitet waren, er sei nicht gestorben, sondern entflohen, und wenn man auch annehmen mag, daß diese Gerüchte zunächst in dem Enthusiasmus ergebener Anhänger der Dynastie ihren Grund hatten, so scheinen sie doch durch einzelne Maßregeln der Regierung bestärkt worden zu sein. Ein Herr Morin de la Guérivière reiste, als er ungefähr zehn Jahre alt war, unter dem Schutze eines Herrn Jenais-Djardias.

1) Jedenfalls erst nach dem 23. März 1795. Vergl. Gruau de la Barre a. a. O. S. 480 und 513—15.

In Thiers vertraute Djardias, weil er noch eine Reise vorhatte, auf die er den Knaben nicht mitnehmen wollte, diesen einem Freund, Namens Barge-Real, an. Die Gensdarmen, die den Knaben vom Aussteigen aus dem Wagen an umgeben und bis an sein Quartier begleitet hatten, hörten Barge-Real sagen, er betrachte das Kind als ein dépôt sacré. Sogleich werden die Behörden unterrichtet, finden sich ein, nehmen ein Protokoll auf und machen Herrn Barge-Real für das Dableiben des Knaben verantwortlich. Sobald Djardias zurückgekehrt ist und sich ausgewiesen hat, wird die Maßregel durch einen noch vorhandenen [1]), vom 10. Juli 1795 datirten Befehl des Conventsdelegirten Chazal aufgehoben, und darin heißt es ausdrücklich: «je vous autorise à lever les ordres qui retenaient l'enfant dans la maison de Barge-Real, ainsi que ceux qu'on *aurait pu* donner contre la liberté d'Ojardias.» Ein Beweis, daß die Maßregel hauptsächlich gegen den Knaben gerichtet war. Morin ist später ein feuriger Anhänger eines falschen Dauphins, des Richemont, geworden, und wahrscheinlich hat sein eignes Erlebniß den Grund zu dieser seiner Richtung gelegt. — Weiter soll noch im Jahre 1800 ein Knabe, den man für den Dauphin gehalten, in Chalons verhaftet und nach Vire gebracht worden sein [2]). Ein angebliches Signalement desselben, was vom 10. September 1800 datiren soll, bezeichnet ihn direct als Louis-Charles de France, und versichert, er habe auf dem rechten Schenkel eine Art eingedrückten Wappens gehabt, worin drei Lilien gewesen wären, darüber die Königskrone und um dasselbe

1) Gruau de la Barre a. a. O. S. 533.

2) A. a. O. S. 536. Sollte das nicht ein Betrüger gewesen sein? Etwa Hervagault, dessen Treiben in jene Zeit fällt?

die Anfangsbuchstaben seiner Taufnamen, seines Vaters, seiner Mutter, seiner Tante Elisabeth. Ferner soll auch ein Herr Léon-Louis Maillard, der noch 1840 gelebt hat, um die Zeit des angeblichen Todes des Prinzen, auf Befehl des Sicherheitsausschusses verhaftet worden sein, weil man ihn für den Dauphin gehalten. Auch soll sich in den Archiven des Gerichtshofes von Angoulême eine gerichtliche Entscheidung befunden haben, welche, lange nach dem 8. Juni 1795, die Freilassung eines verhafteten Kindes verfügt habe, weil erwiesen worden, daß es nicht der Dauphin sei. Weniger Gewicht wollen wir darauf legen, daß die Proclamationen und sonstigen Manifestationen der Vendée noch einige Zeit nach der Bekanntmachung des Todes Ludwig's XVII. denselben ignoriren und von der Voraussetzung seines Lebens ausgehen.

Unter den mehrfachen Personen, welche sich für Ludwig XVII. ausgegeben haben, ist jedenfalls der Uhrmacher Naundorff diejenige, hinsichtlich deren am wenigsten und eigentlich juristisch gar nicht constatirt ist, daß sie sich diese Eigenschaft betrügerisch anmaßte, um deren ganzes Wesen und Treiben vielmehr ein ungelöstes Räthsel sich verbreitet. Es scheint gewiß, daß es, ungeachtet wiederholte genaue Untersuchungen über seine Lebensverhältnisse gerichtlich angestellt worden, unmöglich gewesen ist, seine Schicksale wesentlich weiter als etwa bis zu dem Jahre 1812 zurückzuverfolgen [1]). Damals siedelte er von Berlin nach Spandau über und wurde hier zum Bürger aufgenommen, ohne daß die gesetzlich vorgeschriebene Erkundigung nach seiner Herkunft und

1) Ueber die zwei Jahre vorher, wo er in Berlin gewesen sein will, ist wenigstens nichts Bestimmtes nachgewiesen worden.

seinen früheren Verhältnissen stattgefunden zu haben scheint. Ebenso soll er ohne solchen Nachweis getraut worden sein. Daß französische Regierungsorgane zwei Mal haben behaupten wollen, die Herkunft Naundorff's aus untergeordneten Verhältnissen sei in Preußen constatirt worden, stellt die Sache gerade nur günstiger für ihn. Denn einmal werden diese Angaben dadurch aufgehoben, daß sie einander selbst widersprechen. Nach der einen Angabe nämlich wäre „Karl Wilhelm Naundorff" der Sohn des Schlossers Karl Naundorff gewesen und 1786 zu Neustadt-Eberswalde geboren worden, hätte frühzeitig die Uhrmacherkunst erlernt und diese bis 1806 betrieben. Bei der Einnahme Spandaus durch die Franzosen wäre er in ein Freicorps getreten, welches diese daselbst organisirt hätten (?). Hier hätte er die Bekanntschaft eines Offiziers Namens Mareſſin gemacht, der ihm glauben zu machen gesucht hätte, daß er der Dauphin, oder doch mit demselben sehr genau bekannt gewesen sei. Mit diesem sei er 1810 wieder nach Spandau gegangen, wo er sein Gewerbe wieder aufgenommen habe. Mareſſin habe ihn beredet, sich für Ludwig XVII. auszugeben, habe ihm die nöthige Localkenntniß beigebracht, und sei ihm dann nach Frankreich vorausgeeilt, um ihm den Weg zu bahnen. Inzwischen sei Naundorff in Spandau geblieben, und habe daselbst 1812 das Bürgerrecht erlangt. Nach der andern, sich gleichfalls für authentisch gebenden Erzählung wäre Naundorff einer in dem preußischen Polen lebenden jüdischen Familie entsprossen. 1810 sei er nach Berlin gekommen und daselbst zwei Jahre geblieben. Er sei mit Holzuhren hausiren gegangen, und habe die Witwe eines Soldaten, Christine Harfert, fälschlich für seine Frau ausgegeben. 1812 sei er nach Spandau gezogen und Bürger daselbst

geworden. Bei seiner Verheirathung im Jahre 1818 habe er angegeben, daß er der augsburgischen Confession angehöre und 43 Jahre alt, also 1775 geboren sei. Diese Erzählungen [1]) widersprechen einander vielfach. Außerdem behaupten beide eine Herkunft, deren Nachweisung den preußischen Behörden nicht die mindeste Schwierigkeit gemacht und das ganze Beginnen Naundorff's zu einem reinen Wahnsinn gestempelt haben würde. Der zweiten Version widerspricht auch ein amtliches Schreiben des Ministers von Rochow, worin dieser unter dem 27. August 1840 erklärt, die preußische Regierung habe niemals behauptet, daß Naundorff von jüdischer Abkunft sei, und kenne auch keinen Umstand, der zu solcher Behauptung Grund geben könnte. Gewiß ist nur, daß Naundorff, nachdem er von ungefähr 1810—1812 in Berlin gelebt, sich 1812 nach Spandau wendete, dort das Bürgerrecht erwarb, die Uhrmacherprofession trieb, und so lange er in Spandau lebte, ein von seinen Mitbürgern geachteter und auch in höheren Kreisen gerngesehener [2]) Handwerker war. Unter diesen Umständen bleibt seine genaue Kenntniß der französischen Sprache [3]), seine Fertigkeit im Sprechen und Schreiben derselben, seine Vertrautheit mit allen Einzelheiten der Revolutionsgeschichte, seine allgemeine, sichtbar seinen Verhältnissen überlegene Bildung jedenfalls auffällig. Doch hören wir seine Geschichte, wie er sie selbst erzählt.

Wir müssen mit dem Namen anfangen. Er nennt

1) Gruau de la Barre a. a. O. III. 589 und 883.

2) Ebend., besonders II., 175 fg.

3) Ein wichtiger Umstand würde sein, zu erfahren, wie es bei seinem ersten Auftreten in dortigen Gegenden mit seiner deutschen Sprache gestanden habe.

ſich Charles Louis, während der Prinz, der er zu ſein verſichert, allgemein Louis Charles genannt wurde. Er behauptet nun, er ſei Charles Louis getauft worden; nach dem Tode ſeines ältern Bruders aber habe der König, um den Schmerz ſeiner Gemahlin etwas zu mildern, geſagt: «Le Dauphin sera toujours Louis.» Hierauf habe man die betreffenden Worte umgeändert. Er habe aber, zuerſt als er aus Preußen an ſeine Familie geſchrieben, die urſprüngliche Namenſtellung wieder angenommen. Er legt eben darauf ein großes Gewicht, daß er von dieſem Familiengeheimniſſe gewußt habe, während ſeine Concurrenten ſich durch die Almanache u. ſ. w. hätten täuſchen laſſen. Der Punkt iſt allerdings nicht ganz unwichtig. Iſt der Prinz wirklich Charles Louis getauft und von 1785—89 genannt worden, ſo würde der Prätendent allerdings eine genaue Kenntniß auch kleiner bourboniſcher Familienverhältniſſe an den Tag legen. Doch wäre die Sache immer kein Familiengeheimniß geweſen, und man begreift auch nicht recht, warum er von der ſpätern Dispoſition ſeines Vaters abgegangen. (Freilich war deren Grund jetzt weggefallen.) Iſt aber ſeine Angabe unrichtig, ſo ſieht ſie ſtark wie ein unglücklicher Verſuch aus, einen begangenen Fehler durch eine Nothlüge zu verdecken, und zerſtört eigentlich von vorn herein allen Glauben. Nun iſt es uns freilich bedenklich, daß uns wenigſtens, in allen genealogiſchen Handbüchern aus den Jahren 1785—89, deren Anſicht wir uns verſchaffen konnten, nur die Bezeichnung Louis Charles vorgekommen iſt. Freilich wäre es möglich, daß der Prätendent, der in jedem Falle die Sache nur vom Hörenſagen haben konnte, ſich in derſelben irgendwie geirrt hätte, oder daß die genealogiſchen Almanache in dieſem Punkte einen Fehler enthielten. Jedenfalls begreift

man nicht recht, wie er darauf gekommen wäre, gerade in dieſem Punkte eine ſo leicht zu vermeidende Ungenauigkeit zu begehen, oder von der allgemeinen Meinung abzuweichen.

Seine Erinnerungen aus dem früheſten Knabenalter ſind pſychologiſch correct. Sie knüpfen ſich an einzelne bekannte geſchichtliche Vorgänge, die aber von der Art waren, daß ſie großen Eindruck machen mußten, z. B. die Flucht der königlichen Familie in den Schoos der Nationalverſammlung, die Flucht nach Varennes, die geheime Unterredung der Königin mit Mirabeau, deren einziger Zeuge er geweſen, und dann an einzelnes für die Geſchichte Unerhebliche, was aber von der Art war, daß es ſich wohl dem Gedächtniſſe eines Kindes einprägt, beſonders wenn das Beſinnen darauf durch äußere Umſtände geweckt wird. Bei jenen größern Ereigniſſen erinnert er ſich eben an das, was einem Kinde daran beſonders intereſſant iſt. Eine geſuchte Vertrautheit mit Dingen, deren Bewahrung unwahrſcheinlich wäre, legt ſich nirgends dar, und dieſe ganzen Erzählungen ſind ſo gehalten, daß, wenn ſie erdichtet ſind, die Erdichtung mit großer pſychologiſcher Feinheit bewerkſtelligt iſt, ja eine Geiſtesſtufe beurkunden würde, wie ſie uns ſonſt in den Raiſonnements des Prätendenten, in denen er ſich als ein gebildeter und wohlwollender Mann, aber keineswegs als beſonders ſcharfſinnig und geiſtvoll zeigt, nicht wieder begegnet. Lebhafter und zuſammenhängender werden die Erinnerungen von der Haft im Tempel an, knüpfen ſich aber auch hier beſonders an die Vorgänge, bei denen der Prinz ſelbſt von ſeinen Aeltern gebraucht worden. Beſonders bemerkenswerth iſt dabei, mit welcher Genauigkeit und wie lebensvoll er nicht nur alle Einrichtungen der von der königlichen Familie in

dieſem, noch in der Kaiſerzeit zerſtörten Gebäude bewohnten Gemächer, bis in die kleinſten Einzelheiten, wie es nur einem mehrjährigen Bewohner derſelben möglich ſcheint, ſchildert, ſondern auch den beſondern Gebrauch, den die Bewohner von jedem Winkelchen, etwa zur Hintergehung ihrer Wächter oder ſonſt, gemacht hätten, angibt. Es wird von ſeinem Hauptvertheidiger in dieſer Beziehung ein eigenes Factum referirt [1]), was wir als einen Punkt hervorheben, an den ſich eine Verificirung knüpfen könnte. Ein gewiſſer Bulot, ein Klempner, der von 1792—97 die Lampen im Tempel zu beſorgen gehabt hatte, und von irgend einem Zweifel an dem Tode des Prinzen nichts wiſſen wollte, ward während des Aufenthaltes des Prätendenten in Paris, in Gegenwart des Herrn Bourbon Leblanc und eines Republikaners Fougère, mit dem Prinzen zuſammengebracht, ohne daß er ahnete, mit wem er zu thun habe. Das Geſpräch ward auf den Tempel geleitet. Bulot erging ſich in ſeinen Erinnerungen darin, als ihn, bei einer Unrichtigkeit, der Prätendent unterbrach und zu ſeinem Erſtaunen berichtigte, dann aber eine ſo lebendige und minutiöſe Schilderung des Gebäudes, wie es 1792 geweſen, begann und dabei ſo viele beſondere Umſtände anführte, daß die Augen des Alten ſich mit Thränen füllten, er auf die Knie ſank und ſchluchzend ausrief: «vous ne pouvez être que le fils de Louis XVI.» Iſt dieſe Geſchichte wahr? Oder hat der Prätendent ſeine genaue Kenntniß des Tempels eben aus den Mittheilungen jenes Bulot geſchöpft? Das müßte ſich ausmitteln laſſen, wenn beſonders Fougère noch lebt [2]). Ueber die Zeit,

1) Gruau de la Barre III. 271 fg.

2) Derſelbe wird als lampiste-méchanicien bezeichnet und führte den Beinamen l'oncle.

während welcher er der Aufsicht des rohen Simon anvertraut war, geht er — was sich psychologisch motiviren läßt, da diese Zeit für ihn nicht blos leidensvoll, sondern auch erniedrigend war, folglich zu denjenigen Unglückszeiten gehörte, bei denen die Erinnerung am ungernsten verweilt — rasch hinweg und sagt von ihm: «cet homme grossier m'a fait bien du mal, mais il fut moins cruel que beaucoup d'autres.» Es ist kein unfeiner psychologischer Zug, daß er nur Eine verletzende Erinnerung aus jener Zeit aufbewahrt: wie er Simon mit seiner Frau in dem Bette seines Vaters habe schlafen sehen, zu dessen Füßen sein eigenes stand. Die Frau Simon war, seiner Angabe nach, bei seiner Flucht betheiligt. Diese selbst soll hauptsächlich von Josephine, Hoche, Pichegru und Frotté veranstaltet worden, und das vornehmlichste Werkzeug derselben Simon's Nachfolger, der Kreole Laurenz, gewesen sein, dessen Anstellung Josephine durch Barras vermittelt habe. Die Rettung des Prinzen aus dem Tempel wird an sich nicht so unwahrscheinlich dargestellt; aber nach und nach, an sehr verschiedenen Stellen der Erzählung, kommen Nebenumstände zu Tage, welche die Geschichte immer verworrener machen, sodaß es uns noch jetzt nicht ganz klar geworden ist, wie man eigentlich den ganzen Hergang angesehen wissen will. Der Prinz wird nämlich von seinen Rettern anfangs gar nicht aus dem Tempel hinaus, sondern blos in ein verborgenes Gemach unter dem Dache geschafft, wo er noch viele Monate bleibt, während sie allerdings der Regierung glauben machen, er sei geflüchtet. Die Regierung will seine Flucht verbergen, und schiebt einen stummen Knaben an seine Stelle unter, welchen Josephine dem Barras verschafft. Das wäre denn der gewesen, den die Commissare am 19. De-

cember 1794 ſahen. Man läßt jetzt nur eingeweihte Perſonen, oder ſolche hinein, die den Prinzen nicht kannten. Gleichwohl verbreitet ſich das Gerücht, der wirkliche Prinz befinde ſich nicht im Tempel. Nun beſchließt man, das ſtumme Kind ſterben zu laſſen und miſcht Subſtanzen in ſeine Speiſen, die es krank machen. Deſault gibt ein Gegengift und erklärt zugleich ſeinem Freunde Choppart, das Kind, was er behandle, ſei nicht der Sohn Ludwig's XVI. Darüber ſterben Deſault und Choppart. Die Regierung aber, ängſtlich geworden, vertauſcht den ſtummen Knaben, der nicht ſterben will, mit einem aus den pariſer Hoſpitälern genommenen, ſchon von Haus aus kranken. Ferner war, nach der Flucht des Prinzen, ein anderer Knabe in ſein Verſteck gebracht worden, den man abgerichtet hatte, ſeine Rolle zu ſpielen, und in demſelben Behältniß, in welchem man dieſen in den Tempel hineingebracht hatte, brachte man den ſtummen Knaben heraus, welchen hochgeſtellte Perſonen, gegen bedeutende Summen, einem beauftragten auswärtigen, uneingeweihten Freunde des Prinzen als dieſen ausliefern ließen[1]). Der Beauftragte, Jean Paulin, bringt ihn Joſephinen, die mit Schrecken den Irrthum erkennt. An die Stelle des dritten, aus dem Hotel-Dieu entnommenen Kindes, deſſen Mutter eine Gärtnerin aus Verſailles war[2]), hatte man im Hoſpital ein geſundes Kind untergeſchoben, und es war damals in den Zeitungen als eine Art Wunder erwähnt worden, daß im Hotel-

1) So wenigſtens lege ich die etwas ſehr ſchwer zu vereinigenden Berichte bei Gruau de la Barre Th. II. S. 487 fg. und Thl. III. S. 363 fg. aus.

2) Sie ſoll aus Furcht nach Amerika geflüchtet ſein und eine Tochter von ihr noch vor wenigen Jahren in Martinique gelebt haben.

Dieu ein sehr krankes Kind in 42 Stunden geheilt worden wäre. Indeß das wirklich kranke Kind, das man für den Prinzen ausgab, starb am 8. Juni, und an ihm wurde die Leichenöffnung vorgenommen, deren Bericht dem Convent erstattet wurde. Früh am Morgen des Tages, wo die Beerdigung stattfinden sollte, nahmen die im Rettungscomplot begriffenen Personen den Leichnam aus dem Sarge und brachten den wirklichen Prinzen an dessen Stelle. Die Leiche wurde im Tempelgarten begraben, und Napoleon soll sie später ausgraben lassen und an ihrer Uebereinstimmung mit dem Leichenbefund erkannt haben, daß die Sache wirklich so stehe, wie ihm Josephine erzählt hatte. Denn der Sarg, in welchem die Behörde die Leiche glaubte, wurde nach dem Margarethenkirchhofe gefahren. Die Freunde des Prinzen hatten aber in der Kutsche einen mit Maculatur erfüllten Koffer angebracht. Während der Fahrt vertauschten sie den Inhalt des Sarges und des Koffers, ließen den Sarg mit der Maculatur begraben und nahmen den Koffer mit dem Prinzen wieder zurück. Dieser ward, als Mädchen gekleidet, in einen andern Wagen gebracht und nun einem Asyle zugeführt. — Außerdem kommen noch mehre Kinder vor, welche auf Reisen geschickt wurden, um die Verfolger des Prinzen auf falsche Spur zu leiten. Aus diesen verschiedenen Werkzeugen gegenseitiger sehr verworrener Täuschungen leiten die Anhänger des Prätendenten zum Theil die falschen Prätendenten her. Wenn aber auch das Alles manchen Verdacht gegen die ganze Geschichte erweckt, so muß man sich doch auch wieder sagen: daß diese Unwahrscheinlichkeiten für eine Erfindung nicht nöthig waren, daß die Absicht, zu täuschen, den Hergang ganz leicht viel plausibler hätte erzählen können, und daß das Unwahrscheinliche doch

durchaus nicht unmöglich ist. Es war eine Angelegenheit, wo Alle einander täuschen wollten und das tiefste Geheimniß walten mußte. Da konnten allerdings Mittel und Wege eingeschlagen werden, die ihr Seltsames und unter andern Umständen Unwahrscheinliches haben. Auch die Lebensumstände des Prätendenten haben, besonders von der Zeit an, wo er die Vendée verläßt, bis zu der Zeit, wo er in Preußen auftritt, ihr sehr Abenteuerliches und einzelnes Unklare und Unwahrscheinliche; Unmögliches, als unwahr Erwiesenes nichts.

Nach der Rettung aus dem Tempel will der Prätendent erst einige Zeit in Paris bei einer Schweizerin untergebracht worden sein. Dann kam er in die Vendée auf das Schloß des Herrn Thor de la Sonde, wo er aber längere Zeit krank war. Nach seiner Genesung war der günstige Zeitpunkt vorüber. Seine Erinnerungen aus dem einsamen, aber stillheitern Aufenthalte in der Vendée sind sehr dürftig und unklar, was sich psychologisch wohl begründen ließe. General Charette besuchte ihn einmal und später ward er dem General de Frotté anvertraut. Besondere Sorge für ihn trug auch der Marquis de Brizes, und bei diesem traf er ein junges Mädchen, Marie, und einen Jäger, dessen wahrer Name Graf von Montmorin und der dann längere Jahre sein treuester Führer und Beschützer war. Aus der Vendée gingen sie nach Venedig, dann nach Triest, dann nach Rom, wo Papst Pius VI. sie in geheimen Schutz nahm. Anderem Schutze konnten sie sich nicht vertrauen, weil theils die Oheime Ludwig's XVII. von dessen Freunden für seine erbittertsten Gegner gehalten wurden, theils auch keine europäische Macht außer höchstens das ferne Rußland das Vertrauen erweckte, daß sie den Prinzen nicht politischer Convenienz opfern könnte, theils

endlich die Ermordung deſſelben beſorgt ward, wenn irgendwie ſein Aufenthalt bekannt würde. In Rom will der Prätendent erſt in einem Kloſter verborgen geweſen ſein, dann mit ſeinen Beſchützern ein einſames Landhaus bezogen haben. Hier kam auch die Schweizerin wieder zu ihnen, die inzwiſchen einen Uhrmacher geheirathet hatte. Dadurch lernte der Prinz deutſch und die erſte Kenntniß der Uhrmacherkunſt. Nach der Gefangennehmung des Papſtes (1798) trafen ſie Verrath und Verfolgung. Ihr Haus brannte ab; die Schweizerin und deren Mann ſtarben plötzlich an einem Tage; der Marquis de Brizes und die junge Marie wurden vergiftet — wo und wie bleibt unklar —; der Prinz, für England eingeſchifft, ward auf dem Meere gefangen [1]), nach Frankreich gebracht und eingekerkert. Er verleugnete ſeine Herkunft nicht, wies aber alle Verſuche zurück, ihn die Namen ſeiner Beſchützer verrathen zu machen. In ein anderes Gefängniß gebracht, ſoll er eine Behandlung erfahren haben, wie nur raffinirte Grauſamkeit und Liſt ſie ausdenken konnten. Man habe ſein Geſicht mit Inſtrumenten zerſtochen, die einem Bündel Nadeln glichen, und als er im Blute geſchwommen, habe man ihn mit einem, in eine beſondere Feuchtigkeit getränkten Schwamme gewaſchen. Er habe davon, unter furchtbaren Schmerzen, ein dickgeſchwollenes, kupfernes Geſicht bekommen und längere Jahre wie ein Menſch, der ſoeben die Blattern beſtanden, ausgeſehen. Mit der Zeit hätten ſich aber die Spuren jener Unthat faſt ganz verloren.

Endlich 1803 gelang es Montmorin, durch Joſephine

1) Die nähern Umſtände bleiben hier ganz im Dunkeln; auch erfährt man nicht, wer bei dem Prinzen war und wie Montmorin ſich rettete.

und Fouché, die Befreiung des Prinzen zu erwirken, und man beſchloß, daß er nach Ettenheim zu dem Herzog von Enghien gehen ſolle. Vorher ward er, um ſich etwas zu erholen, in einem andern Aſyle untergebracht. Dies habe ſein Oheim Ludwig verrathen, worauf ſie flüchten müſſen. In der Gegend von Strasburg ward er wieder verhaftet, in die Citadelle, dann in einen völlig finſtern Kerker in Vincennes gebracht. Hier ſchmachtete er bis gegen das Jahr 1809, wo er abermals durch Montmorin befreit und in Sicherheit gebracht wurde. Sein damaliger Kerkermeiſter, der ſpäter ins Ausland gegangen, ſoll dort, wie Herr Appert in der Schweiz erfahren, als er vor Gericht befragt wurde, wo er die Jahre 1804—1808 zugebracht, erklärt haben, er habe damals den Sohn Ludwig's XVI. bewacht. Auch der bekannte deutſche Flüchtling Stromeyer ſoll jenen Mann gekannt und daſſelbe von ihm gehört haben [1]).

Nach ſeiner abermaligen Befreiung fiel er in eine ſchwere Krankheit, während welcher die Polizei ſeine Spuren in Deutſchland verfolgte. Endlich hergeſtellt, reiſte er im Frühjahr 1809 mit Montmorin nach Frankfurt a. M. Er erfuhr von ihm, daß Joſephine ſeine zeitherige Haft zugelaſſen habe, weil Napoleon ihr die Thronfolge ihres Sohnes Eugen in Ausſicht geſtellt, daß ſie aber auf ſeine Befreiung gewirkt habe, ſobald ſie die Gewißheit erlangt, daß der Kaiſer mit einer Scheidung umgehe. Sie nahmen nun die Richtung auf Böhmen und trafen, nach einer langen Reiſe, in einer im Elbthal gelegenen Stadt einen Mann, der ſie zum Herzog von Braunſchweig führte, von welchem ſie Empfehlungs-

1) Gruau de la Barre, III. 279.

ſchreiben für Preußen erhielten. Nachdem ſie in einem an der öſterreichiſchen Grenze gelegenen Städtchen „Semnicht" (Sebnitz?) geraſtet, in Dresden aber keinen Einlaß gefunden hatten, gelangten ſie auf einem großen Umwege nach Preußen und geriethen dort ſogleich unter das Schill'ſche Corps. Bei dieſem blieben ſie, bis ſie Schill, in Gefahr, ereilt zu werden, unter einer Escorte, die ein Graf von „Veptel oder Vetel" (Wedel?) führte, abreiſen ließ. Sie wurden überfallen; Montmorin fiel; der Prinz ward verwundet, verlor das Bewußtſein, und fand ſich in einem Hoſpital wieder, von wo er, noch immer im Zuſtande der höchſten Erſchöpfung, nach Weſel transportirt wurde. Hier ward er mit andern Gefangenen von den Schaaren Braunſchweigs und Schill's zu den Galeeren verurtheilt und langſam auf Toulon zu transportirt. Unterwegs fiel er in neue Krankheit und mußte in ein Hoſpital gebracht werden, wo er einen Schill'ſchen Huſaren, Friedrichs, fand. Mit dieſem entfloh er, und Beide fouragirten ſich glücklich durch Frankreich durch bis nach Weſtphalen. Hier ward ſein treuer Gefährte von Gensdarmen verhaftet; er ſelbſt, von einem mitleidigen Hirten unterſtützt, entkam nach Sachſen und ſaß, allerdings in hilf- und rathloſer Lage, in der Gegend von Wittenberg, an der Heerſtraße auf einem Stein, der die Inſchrift führte: Dr. Martin Luther [1]). Es kam eine Extrapoſt, deren Inhaber ihn mitnahm. Erſt jetzt unterſuchte er, auf Anlaß des Letztern, den Torniſter jenes Friedrichs, und fand darin 1600 Francs in Gold. Sein jetziger Reiſegefährte wollte von Weimar ſein — was jedoch bei viel ſpätern Erkundigungen die dortigen

1) Hat es damals einen ſolchen in dortigen Gegenden an der Heerſtraße gegeben?

Behörden nicht bestätigt haben — und nannte sich Karl Wilhelm Naundorff. In dessen Wagen und auf dessen Paß kam er nach Berlin.

Seine Absicht, in ein Regiment einzutreten, schlug fehl und er fing an, für Uhrmacher zu arbeiten. Jetzt machte ihn der Magistrat jene unausbleiblichen Schwierigkeiten, welche die moderne Civilisationsstufe bezeichnen, und er will sich nun auf den Rath einer Madame Sonnenfeld [1]), an die ihn der in seinem ganzen Treiben räthselhafte, seitdem aber spurlos verschwundene Naundorff gewiesen hatte, und die nun bis an ihren Tod seine Wirthschaft besorgte, an den Polizeipräsidenten Le Coq gewendet haben. Er habe ihm Papiere als Beweisstücke vorlegen können, die in den Kragen eines durch all diese Fährlichkeiten glücklich geretteten Ueberrockes eingenäht gewesen. Der Präsident erkannte die Handschrift Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's. Das Schreiben der Letztern nahm der Präsident mit, um es dem Fürsten Hardenberg [2]) vorzulegen, worauf der Prinz es nicht wieder zu sehen bekommen hat. Herr Le Coq rieth ihm nun, da es in Berlin nicht möglich sei, ihm ohne Beibringung der nöthigen Documente das Bürgerrecht zu verschaffen, sich in einer kleinen Stadt in der Nähe niederzulassen und den Namen zu behalten, auf den sein Paß laute. Er schickte ihm ein Patent als

---

1) Aus dieser wird wohl die angebliche Soldatenwitwe Harfert entstanden sein, von welcher die oben erwähnte Version der französischen Regierung spricht.

2) Daß der Prätendent Herrn Le Coq 1810 den Minister Hardenberg Fürst nennen läßt, ist freilich ein Fehler, kann aber ein sehr verzeihlicher Gedächtnißfehler sein. Aber, wenn wir nicht irren, war Herr Le Coq 1810 oder 1811, wo diese Sachen vorgegangen sein müssen, noch nicht Polizeipräsident.

Uhrmacher auf dieſen Namen, gab ihm auch Geld und empfahl ihm, wenn der Magiſtrat ſeines künftigen Aufenthaltsortes nach ſeinen Papieren fragen würde, nur zu erklären, daß ſie bei ihm deponirt ſeien.

Er blieb nun unangefochten bis 1812 in Berlin, wo er nach Spandau überſiedelte, und dort in der That, auf ein bloßes Certificat des Herrn Le Coq, was lediglich ſeine tadelloſe Aufführung beſcheinigt, am 8. December zum Bürger aufgenommen wurde. Die nähern Umſtände und Actenſtücke darüber, wenn ſie echt ſind, ſind in der That curios [1]). Der ſpandauer Magiſtrat ſchreibt ihn übrigens Nauendorff. Er befand ſich in Spandau in günſtigen Verhältniſſen, nährte ſich gut und wurde von dem Bürgermeiſter Kattfus und andern diſtinguirten Perſonen ausgezeichnet [2]). Bei den politiſchen Wendungen erwachten ſeine Hoffnungen wieder; er ſchrieb an Le Coq und Hardenberg, erhielt aber keine Antwort. Nach der Eroberung von Spandau ſchrieb er an den König von Preußen, die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich, und abermals an Hardenberg und Le Coq; immer fruchtlos. Jene Souveraine ſollen ſchon 1809 und 1811, theils durch Montmorin, theils durch Thor de la Sonde von ſeiner Exiſtenz unterrichtet worden ſein. 1815 kam ein franzöſiſcher Offizier, Namens Marſin oder Maraſſin, um den ſich Naundorff ſchon 1812 Verdienſte erworben, aus der ruſſiſchen Gefangenſchaft zurück durch Spandau, ſuchte ihn auf, ward von ihm gepflegt und widmete ſich, als er ihm ſein Geheimniß anvertraut, ſeiner Sache. Er beſchloß nun, dieſen nach

1) Siehe dieſelben bei Gruau de la Barre, II., 125.
2) Näheres bei Gruau de la Barre a. a. O. II. S. 175 fg.

Frankreich vorauszuſchicken, und gab ihm Geld und Papiere mit, unterrichtete aber zugleich die Herzogin von Angoulême von der bevorſtehenden Ankunft ſeines Emiſſairs. Dieſer Maraſſin verſchwand aber. Er ſoll in Rouen verhaftet und dann, nachdem ihm ein gewiſſer Mathurin Bruneau, eine Creatur der Polizei, ſubſtituirt worden, beſeitigt worden ſein. 1818 ſchrieb der Prätendent an ſeine (prätendirten) Oheime und an den Herzog von Berry und erbot ſich, auf die Krone zu Gunſten ſeiner Oheime und der Herzoge von Angoulême und von Berry, ſowie ihrer Nachkommen, auf den Fall zu verzichten, daß bei dem Tode des letzten der genannten Prinzen ihr älteſter Nachkomme 25 Jahre alt ſei. Im Gegenfalle behielt er ſich die Ausübung der höchſten Gewalt bis zu dem Tage vor, wo der Repräſentant des Herzogs von Berry ſein 25. Jahr erfüllt haben würde. Alles blieb ohne Antwort.

1818 ſtarb ſeine treue Sonnenfeld, und er beſchloß nun, jeder höhern Laufbahn zu entſagen und ſich bürgerlich zu verheirathen, ſchrieb aber doch vorher, abermals fruchtlos, der Herzogin von Angoulême, ſeiner prätendirten Schweſter, von dieſer Abſicht, und da ſeine Familie nichts von ſich hören ließ, ſo heirathete er am 18. October ein braves, junges, armes Bürgermädchen, Johanna Einert. Von Beibringung eines Geburtsſcheines will er dispenſirt worden ſein [1]). Als er Vater wurde, erwachte in ihm der Gedanke an ſeine Abſtammung mit neuer Kraft, und er ſchrieb 1819 an die Herzogin von Angoulême, 1820 auch an den Herzog von Berry. Nur von Letzterem will er eine anerkennende Antwort em-

1) Sollte ſich nicht in Spandau auch darüber Auskunft finden laſſen?

pfangen haben [1]) haben. Hardenberg ließ ihn nochmals ohne Antwort.

Um dieſe Zeit entſchloß er ſich, weil eine ſtädtiſche, an die Bürgermeiſterwahl eines Herrn Daberkow geknüpfte Wirre, an der er theilgenommen, nicht nach ſeinen Wünſchen abgelaufen — er nimmt an, daß Daberkow deshalb nicht beſtätigt worden, weil er ihn vor der Verfolgung, welche jetzt gegen ihn beſchloſſen worden, beſchützt haben würde — nach Brandenburg überzuſiedeln, wo er 1822 Bürger wurde.

Nun beginnen ſeine neuen Drangſale, deren Grund er in ſeinen erneuerten und fortgeſetzten Anliegen an die in Frankreich regierende Familie ſucht, ſo unwahrſcheinlich auch die kleinen und niedrigen Intriguen und gemeinen Verbrechen ſind, die dazu nöthig geweſen wären. Er kauft ein Haus, wird aber ſogleich in einen frivolen Proceß darüber verwickelt, der ihn an Preußen feſſelt, der lange hinausgezogen wird, und den er erſt gewinnt, wie er aus andern Urſachen in Haft gekommen. Er wohnt anfangs bei dem ehemaligen Poſtmeiſter Schernebeck; dieſer wird beſtohlen und der Verdacht auf Raundorff gelenkt, dem es gelingt, die Thäterin in der Tochter des Beſtohlenen zu entdecken. Es wird ein Mordverſuch auf dieſen Schernebeck gemacht, der inzwiſchen ausgezogene Raundorff abermals verdächtigt, und wieder iſt die Tochter die Thäterin. Er ſelbſt erleidet durch einen Uhrendiebſtahl großen Schaden. Dann brennt in ſeiner Nachbarſchaft des Nachts das Theater ab; er ſteigt in der Angſt mit den Seinigen heraus, und als er in ſeine Wohnung zurückkehrt, iſt ſie aller werthvollen Sachen beraubt. Er wird auch dieſer Brandſtiftung

1) Aber wo iſt dieſes wichtige Schreiben?

bezüchtigt, ohne daß ſich etwas auf ihn bringen ließe [1]). Da werden ein paar Perſonen [2]), welche falſches Geld ausgegeben, zur Unterſuchung gezogen, und der Eine davon gibt Naundorff als den Verfertiger deſſelben an, während, nach der Verſicherung Naundorff's, aller Wahrſcheinlichkeit nach der Vater des einen Angeklagten, der ſchon 1805 in dergleichen Sachen beſtraft worden, der Schuldige geweſen. Er wird verhaftet und die Unterſuchung, wie Naundorff behauptet, durch einen Juſtizrath Schulz, mit großer Härte und Parteilichkeit geführt [3]). Es ſcheint gewiß, daß bei dieſer Unterſuchung über ſeine eigentliche Herkunft nichts auszumitteln geweſen iſt. Nach der ſtrengſten Unterſuchung hat man doch keine hinreichenden Gründe gefunden, ihn in der Hauptſache zu verurtheilen, hat ihn aber, weil er ſich während der Unterſuchung als „frecher Lügner" gezeigt, indem er ſich für einen geborenen Prinzen ausgegeben und darauf hingedeutet habe, daß er zu den Bourbons gehöre, in das Correctionshaus gewieſen. Hier zieht er die Aufmerkſamkeit eines Barons von Seckendorff, der die Oberaufſicht über die Anſtalt hatte, auf ſich und gewinnt deſſen Theilnahme, die ſich ihm auch weiterhin bewährt hat [4]). Dieſer verſchafft ihm einen Nachlaß an ſeiner Deten-

1) Hier werden der Juſtizrath Vogt und der Referendar Capromi als Perſonen genannt, die ſich ſeiner Unſchuld angenommen.

2) Mit Namen: Engel und Sydow.

3) Das Nähere ſiehe bei Gruau de la Barre, II. 338—381.

4) Unter Anderm werden bei Gruau de la Barre Briefe deſſelben (von 1836) an ſeine Schweſter, die Frau von Weiſſenbach in Dresden, mitgetheilt, worin er dieſelbe angeht, durch Vermittelung der Frau von Weiſſenbach auf Frauenhain, einer geborenen Prinzeſſin von Eſclignac und Freundin der Herzogin von Angoulême, eine Annäherung ſeines Clienten an Letztere anzubahnen.

tionszeit, und er wird 1828 entlaſſen, wobei ihm aber aufgelegt wird, Brandenburg und die Nähe Berlins zu meiden. Sein kleiner Wohlſtand iſt inzwiſchen vollends zu Grunde gegangen, ſeine Familie im tiefſten Elend. Ein Unterkommen zu Gaſſen, was ihm Seckendorff vermittelt, ſchlägt fehl, und er wendet ſich nach Kroſſen. Hier gewinnt er mühſelig kaum den nothdürftigſten Unterhalt. Da nimmt ſich der Syndicus und Juſtizcommiſſar Petzold ſeiner an und geht ſehr bald und gänzlich in ſeine Sache ein, ſchreibt für ihn an Fürſten und Geſandte, betreibt eine Reviſion ſeiner Unterſuchung, läßt ſich durch die perſönlichen Bedrohungen eines Prinzen Carolath nicht irre machen, und ſcheint in der That von der Unſchuld und dem Rechte ſeines Clienten völlig durchdrungen geweſen zu ſein. Aber dieſer Gönner ſtirbt 1832, nachdem er nach dem Genuſſe einer Taſſe Bouillon von Kolik und Erbrechen befallen worden. In ſeine Geſchäfte tritt einſtweilen Herr Lauriscus, der ſchon zeither bei ihm gearbeitet, ein, und verſpricht, die ihm ganz genau bekannten Angelegenheiten Naundorff's fortzuführen; aber vier Wochen ſpäter ſtirbt auch dieſer plötzlich; die Papiere werden mit Beſchlag belegt und der Prinz hat nichts davon zurückerhalten können [1]). Er iſt nun in gänzlicher Verlaſſenheit, und da er zudem eine anonyme Warnung erhält, daß man damit umgehe, ihn auf eine Feſtung zu ſchaffen, ſo entſchließt er ſich gegen Ende des Juli 1832, nach Frankreich zu gehen.

Faſt ohne Mittel gelangt er nach Dresden. Er ſucht hier eine Audienz bei der königlichen Familie, erhält aber die polizeiliche Weiſung, Sachſen zu verlaſſen. Den Grund ſucht er in Intriguen des Pater Kunitz, geſteht aber

1) Auch das ſind Punkte, die noch zu ermitteln ſein müſſen.

ſelbſt, daß ſein Paß nur auf Berlin gelautet. Ein Mann, den er zufällig kennen gelernt, verſchafft ihm durch Liſt einen Paß vom franzöſiſchen Geſandten. Die Wohlthätigkeit eines freiberger Geiſtlichen [1]), den er ebenſo zufällig auf der Reiſe kennen gelernt hatte, gibt ihm die nöthigſten Geldmittel zur weitern Reiſe, die ihn dann, meiſt in Geſellſchaft polniſcher Flüchtlinge und unter mancherlei Abenteuern, Unfällen, angeblichen Verfolgungen und wunderſamen Rettungen [2]), endlich nach Frankreich bringt. Man erfährt jetzt und nur dunkel, daß ihn bereits Verbindungen erwarteten, und daß ihm namentlich ein Rendezvous mit der Herzogin von Berry zugedacht war, die ſich damals in der Bretagne befand. Indeß Alles ſchlug fehl, und er fand für gut, zuerſt in die Schweiz zu gehen, von wo er dann, unter anderem Namen, am 26. Mai 1833 in Paris anlangte. Hier lebte er anfangs in gänzlicher Verlaſſenheit und Dürftigkeit, aus der ihn zuerſt die Schwägerin eines Herrn Albouys zog, der auf Zeitungsnachrichten hin bereits mit dem Syndicus Petzold correſpondirt hatte. Durch dieſe wurde er einer Madame de Rambaud, die von der Geburt des Prinzen an bis zum 10. Auguſt 1792 um ihn geweſen war, ſowie dem Herrn und der Frau Marco de St. Hilaire, die ihn gleichfalls als Kind gekannt

1) Er nennt ihn Kishauer und ſagt von ihm, daß der Sohn deſſelben Uhrmacher geweſen ſei. Einen Geiſtlichen dieſes Namens hat es damals nicht in Freiberg gegeben, wohl aber einen Prediger Kies, deſſen Sohn in der That Uhrmacher iſt.

2) Gänzlich entblößt und erſchöpft kommt er eine Tagreiſe von Heilbronn in ein Haus, wo ein todtkranker Mann liegt, den der Arzt aufgegeben. Er tröſtet die verzweifelte Frau, bringt den Kranken durch bloßes Streichen wieder zu ſich, und als der Arzt am andern Tage fragen will, ob der Kranke todt ſei, findet er ihn mit ſeinem Retter bei Tiſche ſitzen!

hatten, zugeführt. Die Erstere soll anfangs ungläubig gewesen, auf den Anblick einiger Kennzeichen aber, von denen nur sie wußte, und auf die Antworten, die ihr der Prinz auf geschickt gestellte Fragen gegeben, zur Ueberzeugung und feurigsten Anhänglichkeit übergegangen sein. Auch die St. Hilaires hätten erst vorsichtig geprüft, bevor sie sich ergeben [1]). Wir können nun nicht auf alle die Einzelheiten eingehen, die sich auf die Personen beziehen, welche nach und nach in ihm den Sohn des königlichen Märtyrers erkannten [2]). Einige Jugendbekannte, die seitdem an das Interesse anderer Gewalten geknüpft worden, wichen ihm dagegen aus, und diejenige Legitimistenpartei, welche, bewußt oder unbewußt, die Legitimität nur als politisches Mittel für ihre eigenen Interessen schätzte, wollte nichts von ihm wissen. Unter denen, die ihn anerkannten, heben wir noch besonders den Herrn von Bremont hervor, welcher von 1788 bis zum 10. August 1792 Privatsecretair Ludwig's XVI. gewesen war, und dessen gerichtliche Vernehmung vorliegt [3]); ferner den Herrn de Joly, einen der letzten Minister Ludwig's XVI.; endlich jenen alten Maurer des Tempels, Joseph Paulin, welcher notorisch bei den Bemühungen zu Gunsten der königlichen Familie sehr betheiligt gewesen und dessen Zeugniß einige wichtige Umstände aus

1) Auf der Gegenseite wird freilich versichert, die ganze Sache sei eine bloße Intrigue einer, eben aus den angesehensten angeblichen Anhängern des Prätendenten bestehenden kleinen Legitimistencoterie gewesen, die den Naundorff, der entweder Betrüger oder mit einer fixen Idee behaftet gewesen, blos als Werkzeug benutzt hätte.

2) Bei Gruau de la Barre kommen mancherlei, zum Theil vor Notar und Zeugen, auf dem Sterbebette abgelegte Aussagen über Einzelnes vor, die, wenn sie als echt erwiesen würden, freilich sehr wichtig sein würden.

3) Gruau de la Barre III. 671—695.

der Rettungsgeſchichte beſtätigt haben ſoll. Manche mögen ſich freilich auch aus eigennützigen Beweggründen an ihn gedrängt haben, und die Nichtbefriedigung derſelben wird als der Grund des Abfalles Einzelner bezeichnet [1]).

Vielfach bemühten ſich der Prätendent und ſeine Anhänger, die Herzogin von Angoulême für ihn zu gewinnen. Wenn man annimmt, was aber von der Seite des Prätendenten in Abrede geſtellt wird, daß ſie ihn wirklich für einen Betrüger hielt, ſo müſſen ihr ſeine unausgeſetzten Anliegen allerdings ſehr läſtig geweſen ſein, und kann man die unmuthige Art, mit der ſie alles zurückwies, wohl begreifen. Wenn es aber wahr wäre, daß von ihrer Seite aus, zur Prüfung der Eröffnungen, die er ſich vorbehalten hatte, ihr perſönlich zu machen, eine Conferenz zu Prag vorgeſchlagen ward, während er Dresden vorzog, ſo muß man wohl fragen, warum ſie nicht auf letzteres einging. Sie hatte in Dresden nichts zu riskiren, wohl aber er in Prag. Sie war auch 1834 in Dresden, verließ es aber plötzlich, als ſie erfuhr, daß der Prätendent auch dahin kommen werde.

Die Familie des Prinzen kam in beſſere Lage, ſeit er Anhänger gefunden. Eine Nichte der Frau von Rambaud, die Baroneſſe de Genérés, entſchloß ſich 1834, ſelbſt nach Kroſſen zu gehen, um ſich der Pflege und Erziehung ſeiner Kinder zu widmen. Im April dieſes Jahres führte ſie die Familie nach Dresden, wo ſie mehrere Jahre

---

1) Gruau de la Barre III. 955. Die Herren werden freilich ſagen, ſie hätten ſich überzeugt, daß ſie in ihrem Glauben an die Echtheit des Prätendenten getäuſcht geweſen, und hätten ſich deshalb zurückgezogen.

mangefochten lebten und angeblich ſchon durch ihre bourboniſchen Züge [1]) die Theilnahme mancher Perſonen gewannen. Namentlich intereſſirte ſich der karlsbader Arzt de Caro ſehr für ſie und ihre Sache. Auch werden die Generale von Gablenz und von Leyſer, der Kammerherr von Schorlemer, ein Herr von Lengerke als Gläubige genannt; ja der Letztere verſichert ſogar, daß Herr von Lindenau un vrai croyant ſei. Solche Einflüſſe mögen es vermittelt haben, daß ein Sohn auf die Militairakademie aufgenommen wurde. Die ſächſiſche Regierung ſoll auch franzöſiſche Reclamationen abgewieſen haben. Den 1837 eintreffenden preußiſchen Reclamationen konnte ſie freilich nicht ſo völlig ausweichen, ſo wenig man abſehen kann, auf welchen Grund hin Preußen dieſe Frau und ihre Kinder als ſeine Unterthanen hätte reclamiren können, zumal es 1836 den Vater (in der Schweiz) verleugnet gehabt haben ſoll. Die ſächſiſche Regierung lieferte ſie auch nicht aus, ſondern begnügte ſich, die Verlängerung der Aufenthaltserlaubniß zu verwehren, überließ aber — wenn die Worte des von Dr. Meerbach (Merbach) unterzeichneten miniſteriellen Erlaſſes richtig wiedergegeben ſind — «à l'epouse et aux enfans de Louis-Charles, duc de Normandie se nommant Naundorff, horloger de Crossen» [2]), ihren weitern Aufenthalt zu nehmen, wo ſie wollten. Sie gingen in die Schweiz und ſpäter zu ihrem Gatten und Vater nach England.

Dieſer ſoll ſchon während ſeines pariſer Aufenthalts

1) Bei einer Tochter ſoll auch eine Aehnlichkeit mit Marie Antoinette hervorgetreten ſein.

2) Wahrſcheinlich hat es im Deutſchen umgekehrt geheißen: der Frau und den Kindern des ſich Louis Charles, Herzog von der Normandie nennenden Uhrmachers Naundorff von Croſſen, und ſchon das wäre viel geweſen.

mancherlei Attentaten ausgesetzt gewesen sein, über welche viel Näheres, aber nichts Entscheidendes oder sonderlich Interessantes vorliegt. Außerdem hatte er viel mit Processen zu thun, wobei allerdings zu bemerken, daß die französische Regierung, nachdem sie gegen alle andern Prätendenten sofort mit Klagen auf Betrug eingeschritten, gegen diesen Prätendenten, ungeachtet er sich selbst an die Kammern wendete und ein eigenes Journal für seine Sache unternahm, im rechtlichen Wege nichts that, allen seinen Bemühungen, die Sache vor Gericht zu bringen, vielmehr auswich, und als endlich ein Proceß durchaus nicht mehr zu umgehen war, ihn 1836 polizeilich aus dem Lande schaffte und den Rechtsstreit durch eine Art Cabinetsjustiz beseitigte. Erst dann begann man einen Proceß gegen seine Anhänger, der im Sande verlief. Von einer Klage, die der Redacteur seines Journals vor dem Zuchtpolizeigerichte gegen ihn erhoben, war er völlig freigesprochen worden. In London war er wieder Attentaten ausgesetzt [1]), fand keine sehr einflußreichen Gönner und gerieth nach und nach in mancherlei Geldbedrängniß, zumal er jetzt einen, seinen Verbindungen angemessenen Hausstand führte und viel Geld auf mechanische Experimente verwendete. Er wollte namentlich ein Geschütz erfinden, welches alle Kriege unmöglich machen sollte, weil es keinen Widerstand zuließ. Zuletzt ließ er sich in Delft nieder, wo er am 10. August [2])

1) Seine Gegner stellten damals in den Zeitungen diese Attentate als selbstangestellte dar. Mit den näheren Umständen, wie sie bei Gruau de la Barre angegeben werden, stimmt das freilich nicht.

2) Merkwürdig allerdings, daß auch der Tag seines Todes ein für die Familie, der er angehören wollte, ominöser war. Man denke an den 10. August 1792, wo die Entthronung Ludwig's XVI. decretirt wurde.

1845 ſtarb. In der Todtenliſte iſt er nach dem Stande eingetragen worden, den er in Anſpruch nahm. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Sein Aeußeres trug, nach einem in Stahlſtich vorhandenen Portrait zu ſchließen, den bourboniſchen Stempel [1]). Sein Charakter wird ſehr gerühmt, und jedenfalls ſcheint er ungemein wohlthätig und dienſtfertig geweſen zu ſein. In Betreff ſeiner geiſtigen Begabung können wir den Lobreden ſeiner Anhänger nicht völlig beiſtimmen, haben jedenfalls keine Aeußerung von ihm gefunden, welche über eine wohlmeinende Mediocrität und jene ſtereotypen Dinge hinausginge, die man in dem alten Frankreich dem „guten Menſchen und Könige" in den Mund zu legen pflegte. Seine Haltung war die längſte Zeit — wenn wir nicht von der Vorausſetzung des Betruges ausgehen — anſpruchslos; ſie war würdig, einfach und maßvoll. Nur zuletzt, wie Alles mehr und mehr fehlſchlägt, wird er abenteuerlicher, und es iſt uns aufgefallen, daß er erſt ſpät mit Geſchichten von großen Geldſummen, die für ihn niedergelegt worden ſein ſollen, ihm aber vorenthalten würden, herausrückt [2]), wovon anfangs gar keine Rede geweſen. Doch könnte es ſein, daß er erſt ſpät, etwa durch Bremont, davon Kunde erhalten. Die Neigung zu mechaniſchen Erfindungen kommt dagegen ſchon früher vor [3]).

Keinerlei Gewicht legen wir auf ſeine Angaben über allerlei Geheimniſſe der franzöſiſchen Geſchichte, von deren Vorgängen er einen großen Theil auf ſich bezieht

1) Ueber die ſonſtigen Kennzeichen, die er an ſeinem Körper gehabt haben ſoll, bringt Ernau de la Barre Vielerlei bei.
2) Ernau de la Barre, III. 432.
3) Ebend. II. 336.

und um ſich gruppirt. Viele von den hierher gehörigen Dingen ſind ſo unwahrſcheinlich, daß er und ſeine Sachwalter durch ihre Anführung ſeiner Sache ſicher mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. Indeß alle dieſe Angaben ſind ſo, daß ſie wahr ſein könnten, ohne zu beweiſen, gerade Naundorff ſei Ludwig XVII. geweſen, und daß er das ſein könnte, wenn auch jenes alles blos in ſeiner oder ſeiner Sachwalter Einbildung beruhte. Wir erwähnen ſie daher nur als Curioſa. Die ganze franzöſiſche Revolution wird in der Hauptſache theils den Ränken der Engländer, theils Ludwig XVIII. zur Laſt gelegt. Dieſer verräth und hintertreibt alle Pläne zu Gunſten der königlichen Familie; ihm iſt kein Mittel zu ſchlecht, um das Ziel ſeines Ehrgeizes anzubahnen; er ſteht mit Robespierre, mit Barras, mit Napoleon in ſtetem Verkehr, ſie täuſchend und von ihnen getäuſcht, aber ſtets gegen ſeinen Bruder und Neffen wirkend. Er bewirkt die Vermählung der Schweſter des Prinzen mit dem Herzog von Angoulême, um ihr Intereſſe von dem ihres Bruders zu trennen. Um des Prinzen willen und meiſt durch die Intriguen ſeines Oheims erfolgt, wie theils offen behauptet, theils wenigſtens zur Vermuthung geſtellt wird, das Gemetzel von Quiberon, der Tod Hoche's und Frotté's, die Erdroſſelung Pichegru's, die Erſchießung des Herzogs von Enghien, der Tod der Kaiſerin Joſephine, ja ſogar die Ermordung des Herzogs von Berry. Auch für Mirabeau's Tod läßt man Ludwig XVIII. als den geheimen Anſtifter merken. Ebenſo hat Niemand anders als er die Flucht des Königs vereitelt. Er hat Robespierre geſtürzt, mit welchem er lange im engſten Verkehr geſtanden, ſobald er erkannte, daß dieſer ſich ſelbſt auf den Thron ſchwingen und ſich mit der Prinzeſſin Marie Thereſe verbinden wolle. Die

Prinzeſſin Eliſabeth fiel, weil ſie ihrem Bruder verſprochen hatte, ſeinem Sohne dereinſt alle Greuel des Grafen von der Provence zu offenbaren. Malesherbes' ehrwürdiges Haupt ſank unter dem Mordbeil, weil ihm das geheime Codicill des Königs vertraut worden. Durch einen untergeſchobenen Brief Ludwig's XVI. bewirkte deſſen Bruder den Rückzug der Preußen. Daß Napoleon's Schiff ihn mitten durch die engliſchen Geſchwader glücklich aus Aegypten zurückbrachte, hat nicht ſein Glücksſtern, ſondern der Einfluß Ludwig's XVIII. bewirkt, der in ihm einen Monk zu finden glaubte [1]). In vielen Memoiren wird einer geheimnißvollen Mordſcene zu Vitry aus dem Jahre 1795 gedacht, wo eine Bande in das Haus eines Herrn v. Petitvall einbrach, alle Perſonen, die ihr begegneten, ermordete, es aber dabei nur auf Papiere abgeſehen zu haben ſchien, und von der Juſtiz ignorirt wurde. Auch das ſoll mit der Flucht des Dauphin zuſammenhängen. Cambacérès dagegen hielt ſich bei Napoleon und Ludwig XVIII., weil er daſſelbe Geheimniß beſaß, aber es als Schutzwaffe zu gebrauchen wußte. Ebenſo Fouché, Talleyrand. Selbſt die berufene Fualdesgeſchichte hat keinen andern Schlüſſel, und das räthſelhafte Benehmen der Madame Manſon wird durch nichts Anderes erklärt, als durch dieſes Geheimniß. Durac und Fouché waren die Gehilfen Joſephinens bei der zweimaligen Befreiung Ludwig's XVII. aus der Gewalt Napoleon's geweſen, und Papiere, welche dieſes Staatsgeheimniß enthielten, waren der unbeſtechlichen Rechtlichkeit des Herrn Fualdes vertraut; dieſe Papiere wollte die Regierung haben, hat ſie aber, wie es ſcheinen will, doch

1) Uebrigens iſt auch anderwärts behauptet worden, daß die Engländer dabei durch die Finger geſehen hätten.

nicht erlangt. Ebenfalls mit Ludwig XVII. hängt die geheimnißvolle Unterredung des prophetischen Bauers Martin mit Ludwig XVIII. (1816) zusammen. Dies Alles findet sich in ausführlicher Darstellung erzählt und verfochten in jenem von uns vielfach angeführten Werke des Herrn Gruau de la Barre, einem Werke, was an sich schon, in seinem Umfange [1]), seiner Ausstattung und als erst nach dem Tode des arm verstorbenen Helden desselben, schwerlich im Wege buchhändlerischer Speculation erschienen, zu den Räthseln dieser räthselhaften Geschichte gehört. Dasselbe enthält auch eine Menge von uns nicht erwähnter Briefe, Aussagen, Actenstücke, Angaben, welche, wenn man auf ihre Echtheit bauen könnte, jedenfalls erweisen würden, daß Ludwig XVII. nicht im Tempel gestorben, theilweise auch, daß es mindestens höchst wahrscheinlich sei, Naundorff sei Ludwig XVII. gewesen. Aber wer bürgt für die Echtheit? Und doch zu welchem Zwecke sollte in so hoffnungsloser Sache und nach dem Tode des Prätendenten, dessen Kinder noch weit weniger Aussicht haben dürften, als er, das Alles geschmiedet worden sein? Im Uebrigen gibt es noch manche Personen in Europa, welche im Stande sein müßten, die Hauptfragen, um die es sich in der Sache handelt, mit Bestimmtheit zu beantworten. Man sollte denken, es seien jetzt gar manche Rücksichten weggefallen, welche früher zum Schweigen banden, und so wenig die Sache unter den gegenwärtigen Umständen praktische Bedeutung hat, so wäre es doch im Interesse der geschichtlichen Wahrheit zu wünschen, daß nachgeforscht und das Gefundene veröffentlicht würde. Mit jedem Jahre wird die Nachforschung natürlich schwie-

1) Beinahe 2300 Großoctavseiten.

niger. Uebrigens müßte ſich, wenn die Angaben des Buches wahr ſind, in den geheimen Archiven Englands, des Kirchenſtaates, Rußlands, Oeſterreichs, Preußens viel Auskunft über das Verhältniß finden. Es handelt ſich auch nicht blos um jenen Naundorff und ſeine Anſprüche. Auch wenn er ein Betrüger oder partiell Wahnſinniger war, folgt noch nicht, daß alles von ihm und ſeinen Anhängern Beigebrachte rein erlogen und werthlos ſei. Er konnte eben dadurch, daß ihm Kunde von manchen geheimen Beziehungen geworden, zu ſeinem Betruge oder ſeinem Wahne gebracht worden ſein. Die Perſonen, die ihn zum Werkzeug brauchten, konnten in ſolche Geheimniſſe eingeweiht ſein, und auch wenn die Hauptſache falſch war, konnte doch in dem zu ihrer Unterſtützung Beigebrachten viel Wahres ſein. Die Schrift des Herrn Gruau de la Barre dient übrigens auch zu einer Art Commentar zu einer ganzen Reihe apokrypher oder ſuſpecter Memoiren, von denen jener Herr behauptet, daß ihre Verfaſſer etwas von der Wahrheit gewußt hätten, aber nicht die ganze Wahrheit beſaßen, oder ſie nicht ſagen wollten, und für deren ſcheinbare Widerſprüche, Halbheiten, Unwahrſcheinlichkeiten allerdings manche Erklärung gefunden wäre, wenn wir uns ſeinem Leitfaden ohne Scrupel vertrauen könnten.

Viel beſchäftigt er ſich auch mit den Concurrenten ſeines Helden. Wir wollen erſt kürzlich angeben, was über dieſe die zeither verbreitete Meinung ausſagt, und dann die Verſion mittheilen, die der Prätendent, oder Herr Gruau de la Barre davon beibringt. Zuerſt kommt ein Jean Marie Hervagault vor, welcher der Sohn eines Schneiders zu Baſſe-Los geweſen und daſelbſt am 20. September 1781 geboren ſein ſoll. 1796 ſeinen Aeltern entlaufen, gab er ſich für den Sohn irgend einer

vornehmen Familie, bald dieſer, bald jener, und zuletzt für Ludwig XVII. aus, fand bei dem legitimiſtiſchen Provinzialadel willigen Glauben und beſte Aufnahme, ward zwar wiederholt als Landſtreicher verhaftet, jedoch auf Reclamation ſeines Vaters wieder entlaſſen, zuletzt aber 1802 zu Rheims als Betrüger zu vierjähriger Haft verurtheilt. Politiſchen Plänen blieb er fremd. Doch ließ ihn Napoleon nach Bicêtre ſetzen, wo er 1812 geſtorben ſein ſoll. — Mathurin Bruneau ſoll 1784 zu Vezins geboren ſein, der Sohn eines Holzſchuhmachers. Er entfloh 1795, trieb ſich umher, ward 1803 als Vagabund verhaftet, ging zur Schiffsartillerie und deſertirte nach Amerika. Von da kam er erſt 1816 zurück und zwar mit einem Paſſe, der ihn als Charles de Navarre bezeichnete. Er gab ſich nun für Ludwig XVII. aus und ſpielte dieſe Rolle auch vor Gericht und im Gefängniſſe fort, fand auch Anhang und Beiſtand. 1818 verurtheilte ihn das Zuchtpolizeigericht von Rouen zu ſiebenjähriger Einſperrung, die er ſeit 1821 auf dem Fort Mont-St.-Michel verbüßte. Später ward er entlaſſen und ſoll zu einem Handwerk zurückgekehrt ſein.— Die vornehmſte Haltung bewahrte Henri Ethelbert Louis Hector Hebert, aus der Gegend von Rouen, nach Angabe der Polizei früher auf der Präfectur in Rouen angeſtellt, dann Inhaber einer Glasfabrik zu Leſuire. Er ſelbſt nannte ſich Ludwig Hector Alfred Baron von Richemont, Herzog von der Normandie, und richtete 1828 und 1829 Bittſchriften an die Kammern, worin er Anerkennung ſeiner Titel und Rechte verlangte. Seiner Erzählung nach wäre er von Kleber erzogen worden und deſſen Adjutant geweſen, nach 1808 nach Amerika gegangen, 1814 zurückgekehrt und von Ludwig XVIII. gut aufgenommen, von der Herzogin von Angoulême aber

abgewieſen und im Oeſterreichiſchen 1812 verhaftet worden, wo er mit Silvio Pellico und Witt von Dörring im Gefängniß bekannt worden ſei. Es bleibt immer ein merkwürdiger Umſtand, daß das Letztere wenigſtens lange vor ſeinem Proceß und in ganz unbefangener und abſichtsloſer Weiſe von Witt von Dörring beſtätigt worden iſt. Sie hatten ſich auf der Citadelle von Mailand getroffen. Daſſelbe gilt von Pellico. Hebert verfocht ſeine Sache in Flugſchriften und Memoiren. 1834 ward er vor die Aſſiſen geſtellt und zu 12jähriger Einſperrung verurtheilt, entkam aber nach London, wo er in günſtigen Verhältniſſen lebte, wiederholt aber (1838 und 1843) mit Attentaten zu kämpfen hatte. Er ſtarb in einem Jahre mit Naundorff, 1845. — Der Letztere, oder ſein Biograph behauptete nun und ſuchte es in einer ſehr ausführlichen [1]) Vergleichung der Ausſagen dieſer drei Perſonen, der Berichte über ſie und anderer Umſtände wahrſcheinlich zu machen, daß Hervagault, Bruneau und Hebert nur eine und dieſelbe Perſon geweſen ſeien und nur den erſteren Namen mit Recht geführt hätten. Hervagault ſei das Kind geweſen, was Frotté und Paulin am 4. Juni 1795 in den Tempel ſchafften, und was die Rolle des Prinzen ſpielen ſollte, wenn nach deſſen Flucht ſein Verſteck entdeckt würde. Er ſei auch gerettet und zu Charette gebracht worden, der ihn eine Zeit lang für den Prinzen gelten ließ, um dieſen noch mehr zu ſichern. Später ſei er in die Gewalt der Regierung gefallen, und wurde nun ein Polizeiagent, erſt im Dienſte Fouché's, dann Ludwig's XVIII., dann Ludwig Philipp's. Sie Alle

1) Gruau de la Barre, III. 361—481. Zu leſen und zu einem einfachen Zuſammenhange zu entwickeln iſt dieſe Stelle, wie das ganze Buch, freilich ſehr ſchwer.

erkannten die Nützlichkeit, einen falschen Dauphin Hand zu haben, um ihn dem rechten entgegenzust Sie ließen ihn gelegentlich kommen und verschwi wie es ihnen paßte, und unter neuer Maske auftr wenn die alte verbraucht war. Daneben schwindel auch auf eigene Hand. Merkwürdig ist jedenfalls Brief, aus welchem, wenn er echt ist, erhellen wi daß Hervagault 1808, wo er in Bicêtre sein sollte, der Fregatte Kalypso nach Amerika gefahren wäre, wo bekanntlich Bruneau 1816 zurückkam. Brune Auftreten fällt in die Zeit, wo sich Naundorff von S dau aus lebhaft um Anerkennung bemühte, und zun soll er gegen dessen Sendboten Morassin gebraucht den sein. Hebert oder Richemont trat um die Zeit wo sich Naundorff selbst nach Frankreich begeben h Man wollte durch diese falschen Dauphins, die als s leicht zu erkennen waren, den echten decreditiren. S ließ sie, da nöthig, verurtheilen, aber stets wieder dem Gefängnisse entkommen. So erklärt Herr G de la Barre die Sache.

III. Ein Erbfolgeſtreit im Lande Lippe.

Mitten in den Wirren des dreißigjährigen Krieges, in welchem die kleinen, wehrloſen, weſtphäliſchen Ländchen ganz beſonders bedrängt und den wechſelnden Raubzügen übermüthiger Abenteurer ausgeſetzt waren, unterlag das Land Lippe, dieſes alte Stammland eines edlen, auf altem Boden ſeit langen Jahrhunderten geſeſſenen Dynastengeſchlechtes, auch noch einem Erbfolgeſtreit und den Ereignissen ſich daran knüpfenden Wechſeln und Unfällen. Derſelbe Streit bietet auch in ſeinen Einzelheiten und Hauptpunkten viel Bezeichnendes und Intereſſantes dar.

Graf Simon VII. oder der Jüngere zu Lippe (geb. 1587), der die Regierung im Jahre 1613 angetreten hatte und am 26. März 1627 ſtarb, hatte in erſter Ehe, mit Anna Maria von Naſſau-Wiesbaden, 12, in zweiter Ehe, mit Marie Magdalene von Waldeck, 3 Kinder gezeugt. Der älteſte Sohn, Simon Ludwig (geb. 1610), war erſt 17 Jahre alt. Sein Oheim väterlicher Seits, Graf Otto zu Brake[1]), ſchlug die Vormundſchaft

1) Sohn des Grafen Simon VI. geb. 21. September 1589 † 1629. Seine Linie erloſch 1709 im Mannsſtamme. Sein Bruder Philipp, geb. 18. Juli 1601 † 10. April 1681, ſtiftete die noch blühende Linie zu Bückeburg.

aus, weil man ſeine harten Bedingungen nicht eingehen wollte. So übernahm ſie der Bruder der Stiefmutter des jungen Grafen, der Graf Chriſtian v. Waldeck, und führte ſie mit Eifer und Treue bis zum Jahre 1631, wo die Vormundſchaft ihr Ende erreichte. Nur das kann ihm vielleicht zum Vorwurf gereichen, daß er die Verbindung ſeines Mündels mit ſeiner Tochter, der Gräfin Katharine von Waldeck, zuließ, wo nicht veranlaßte. Auch der junge Graf Simon Ludwig ſtarb ſchon am 28. Auguſt 1636, mit Hinterlaſſung dreier Söhne, von denen der Aelteſte, Simon Philipp (geb. 6. April 1632), erſt vier Jahr alt war[1]). Seine Mutter, die Gräfin Katharine (geb. 1612) war ſelbſt noch nicht völlig volljährig und nahm ſich darum einen Contutor in ihrem Vater, dem Grafen Chriſtian.

Inzwiſchen waren die Brüder des verſtorbenen Grafen, Johann Bernhard (geb. 1613), Otto Heinrich (geb. 1614) und Hermann Adolph (geb. 1616)[2]) von ihren Reiſen, auf die in London erhaltene Nachricht von dem Tode ihres Bruders, nach Detmold zurückgeeilt und gaſtlich im Schloſſe aufgenommen worden. Sie nun, oder vielmehr der für die Brüder handelnde Johann Bernhard faßten bald den Plan, die Regierung unter irgend einer Form an ſich zu ziehen. Den beginnenden Zwieſpalt ſchürten und nährten der Graf Otto zu Brake und deſſen Rath Dr. Sobbe, der Landdroſt Adolf von Poſt, welcher die jungen Grafen auf Reiſen geführt hatte

1) Die beiden Anderen, Hermann Otto (geb. 20. Auguſt 1633) und Ludwig Chriſtian (geb. 22. September 1636), ſtarben noch als Knaben (1646) zu Gießen.

2) Vier andere Brüder ſtarben im Knabenalter. Von den Kindern Simon's VII. aus zweiter Ehe ſtiftete Jobſt Hermann († 1678) die Linie zu Vieſterfeld.

und aus dem Tecklenburgiſchen ſtammte, mehrere Glieder des Landadels, einzelne Beamte und ein Advocat aus Uflen, Juſtus Reinhard Röbbigh von Hallerſpringh[1]). Johann Bernhard ſuchte zunächſt, nicht ohne Erfolg, Ritterſchaft und Städte, alſo die Landſtände, auf ſeine Seite zu bringen, und dieſe waren in der That im Anfang für ihn geſtimmt, weil ſie, die Bedeutung der Rechtsgründe nicht genug würdigend, dem Inländer, Manne und Agnaten den Vorzug vor dem Fremden, dem Weibe und den bloßen Cognaten gaben. Aus weniger kurzſichtigen, aber ſelbſtſüchtigern Motiven ging auch die biſchöflich paderborniſche Regierung, welche damals mit dem Hauſe Waldeck in heftigem Streite über die Grafſchaft Pyrmont lag, in das Intereſſe Johann Bernhard's ein, und berief ſich in Betreff ihres Einmiſchungsrechtes theils auf die 1517 mit Graf Simon V. geſchloſſene paderborniſche Erbeinigung, theils darauf, daß einzelne Theile der Grafſchaft Lippe bei dem Bisthum zu Lehen gingen.

Inzwiſchen hatte die Gräfin Katharine, ſofort nach dem Tode ihres Gemahls, im Namen ihres Sohnes von allen landesherrlichen Gerechtſamen Beſitz ergriffen, die Regierung thatſächlich geführt und war auch, durch ein Reichskammergerichtsmandat vom 9. Februar 1637, neben ihrem Vater als Vormünderin anerkannt, beeidigt, zur Landesregentin ernannt worden und hatte ein ſolennes Curatorium erhalten. Jetzt aber fing Johann Bernhard an, gegen einzelne Regierungshandlungen der Grä-

1) Derſelbe war aus Hameln, woher er geſtammt haben mag, wegen Paſquills verwieſen worden, hielt ſich um 1617 an der Univerſität Rinteln auf, kam nach 1630 ins Lippeſche, wurde ſpäter Hofbibliothekar und ſtarb nach 1650 als Lüneburgiſcher Rath zu Bunſtorf. Siehe: Falkmann, Beiträge zur Geſchichte des Fürſtenthums Lippe aus archivaliſchen Quellen, S. 21—22.

ſin zu proteſtiren und dergleichen ſelbſt auszuüben. Er ſetzte ſich, auf ſeinen Anhang am Hofe und in der Stadt geſtützt, in den Beſitz des Schloſſes. Er ſchickte ſeinen Landdroſten von Poſt mit Notar und Zeugen auf die Amthäuſer und in die Städte, und ließ Beſitz ergreifen, wo dann die Gräfin, da keine possessio vacua war, ganz richtig meinte, ſie könne mit gleichem Rechte Notar und Zeugen nach Konſtantinopel ſchicken und vom großherrlichen Palaſte Beſitz ergreifen laſſen. In Betreff des Rechts hatte ſie Recht; aber das Factiſche ſtand freilich anders. Johann Bernhard nahm die Schloßwache in Eid und Pflicht, ließ ſich die Schlüſſel des Schloſſes und der herrſchaftlichen Gebäude ausliefern, ſetzte ſtatt der der Gräfin ergebenen Beamten ſeine Anhänger und fand bei der paderborniſchen Regierung [1]), welche die Gräfin mit Memorialen, Interceſſionalen, Declarationen und Placaten überſchüttete, Johann Bernhard einen Schutz- und Schirmbrief gab und eigene Bevollmächtigte nach Detmold ſchickte, die eifrigſte Unterſtützung. Die Landſtände wollten anfangs vermitteln; die Gräfin aber wollte ſie nicht hören, bevor nicht die Schlüſſel reſtituirt ſeien. Da hielten die Stände einen Convent, und errichteten am 18. März 1537 einen Landtagsabſchied, worin ſie Johann Bernhard als den geſetzlichen Vormund anerkannten. Am 20. März erließ dieſer ein Declarationspatent über den Antritt der Vormundſchaft.

Dem entgegen hatte die Gräfin bei dem Reichskammergerichte Klage erhoben, und dieſes erließ ſchon unter dem 14. April 1637 ein Mandatum poenale, worin, unter ausführlicher Darlegung der Motive, die Klägerin

1) Adminiſtrator des Bisthums Paderborn war der Kurfürſt von Köln.

und ihr Vater bei der Tutel geſchützt werden, und was nun im ganzen Lande durch öffentlichen Anſchlag publicirt ward. Johann Bernhard aber ließ das Mandat überall wieder abreißen, erklärte es für null und nichtig, erließ ein Patent, worin er die Motiven des Mandats zu widerlegen ſuchte, und kam endlich, im November, in Verein mit den Landſtänden, bei dem Reichskammergerichte mit einer Erſchleichungseinrede ein. Ein Protectorium, was die Gräfin vom Kaiſer Ferdinand III. erhalten hatte, und worin er ſie als Vormünderin anerkannt, in „des Reichs Verſpruch, Schutz, Schirm und Protection aufgenommen", und jede Störung in ihrem Rechte bei ſchwerer Strafe verboten hatte, war, da keine kaiſerlichen Soldaten zur Hand waren, wirkungslos. Vermittelungsvorſchläge, wie ſie bald von den Landſtänden, bald von einzelnen Beamten, bald von der Landgräfin von Kaſſel gemacht wurden, blieben ohne Frucht.

Die Gräfin ſaß inzwiſchen einſam und verlaſſen auf ihrem Zimmer im Schloſſe, faſt nur von einigen Mägden bedient[1]). Von den Beamten in Detmold waren ihr nur zwei treu geblieben: Hermann Hunold und Dr. Revelin Tilhen[2]). Aber auch dieſe konnten nur ſelten und nur mit großen Schwierigkeiten zu ihr dringen. Das Schloß wagte ſie nicht zu verlaſſen, aus Furcht ausgeſperrt zu werden. Aber eben ſie fortzutreiben,

1) Doch hatte ſie die ganze Zeit über unter ihrem Minimum von Dienerſchaft einen „dorichten Jörken" (Hofnarren).

2) Hunold war der Sohn eines Profeſſors in Marburg, aus dem Waldeckiſchen mit herübergekommen und von Katharinen zum vormundſchaftlichen Rath ernannt worden. Tilhen war aus Lemgo. Hunold wurde ſpäter Präſident der Regierung und Kammer, gefiel ſich aber nicht in der Reſidenz, zog als Droſt nach Barnholz und ſtarb daſelbſt am 2. October 1645. Tilhen wurde Kanzler.

war die Abſicht der Gegner. Einmal verweigerte man ihr, bei heftiger Kälte, ſogar Holz zur Feuerung. Sie behauptete, daß ſie ſich nur durch Vermiethung ihrer Pferde an die Bürger das nöthigſte Geld zu Kleidung und Unterhalt verſchafft habe. Denn aus ihrem Witthum, dem Amte Horn, was Johann Bernhard erſt überhaupt anfocht, dann für verwirkt erklärte, ließ er ihr nichts zukommen. Im März des Jahres 1638 ſtarb nun auch ihr Vater und Mitvormund, der Graf Chriſtian von Waldeck. Obwohl ſie jetzt volljährig war, ſo erbat ſie ſich doch vom Reichskammergericht einen neuen Mitvormund, und ſchlug dazu ihren Schwager, den Landgrafen Georg II. von Heſſen-Darmſtadt vor[1]). Dieſer erklärte ſich aber erſt 1640 zur Uebernahme der Vormundſchaft bereit und bedung ſich dabei ausdrücklich aus, mit der Adminiſtration des Landes nichts zu thun haben zu wollen.

Indeß half er der Gräfin doch ſchon vorher in einer wichtigen Sache. Johann Bernhard wollte ihr wenigſtens die beiden älteſten Söhne, die jetzt 6 und 5 Jahre alt waren, entziehen und drohte, ſie ihr mit Gewalt zu entreißen. Um ſie, für deren Recht und Intereſſe ſie ſtritt, nicht in die Hände desjenigen gelangen zu laſſen, in dem ſie, mit Recht, wie ſich bald zeigte, einen Feind ihrer Kinder erkannte, beſchloß ſie, lieber das ſchwere Opfer einer Trennung zu bringen. Der Landgraf Georg hatte ſich erboten, ſie zu ſich zu nehmen. Darmſtädtiſche Truppen lagen in Rinteln, Lemgo[2]) und ſonſt in dortigen Gegenden. Mit den Führern derſelben ward der Flucht-

1) Er war mit ihrer Schweſter, der Gräfin Sophie Juliane von Waldeck vermählt.

2) Hier unter dem Obriſtlieutenant Rudolph von Bünau.

plan verabredet. Um die Gegner ſicher zu machen, knüpfte ſie Vergleichsunterhandlungen an, und ließ nun ihre drei Schwäger bereden, an dem verabredeten Tage ein großes Hirſchjagen anzuſtellen, was ſie und ihre Leute aus dem Schloſſe entfernte. Der darmſtädtiſche Hauptmann Hoyer war früh am 10. Auguſt 1638 von Lemgo mit einem Detachement Soldaten ausgerückt, und hielt ſich bei Herberhauſen verborgen. Die beiden Knaben wurden gegen Mittag von der Wärterin in den Garten geführt. Jetzt kam Hoyer mit noch einem anderen Offizier geritten; der Hofmeiſter wurde von der Tafel abgerufen, führte die Knaben ins Feld zu den Offizieren; ſie wurden in eine Kutſche geſetzt und langten glücklich in Lemgo an, von wo ſie folgenden Tages, unter militäriſcher Escorte, zunächſt nach Hameln zu dem Obriſtlieutenant Beſſel gebracht wurden. Die Gräfin ſtellte ſich anfangs untröſtlich; als aber ihr Antheil an der Sache verrathen ward, bekannte ſie ſich offen dazu und höhnte die Gegner aus, welche nun mächtig über den „Lippiſchen Prinzenraub" ſchrieen und der Gräfin noch lange dieſen abſcheulichen „Menſchenraub oder plagium" vorrückten. Indeß auch dieſe Thatſache blieb eine vollendete. Umſonſt berief Johann Bernhard die Landſtände; umſonſt wendete er ſich an den Herzog von Braunſchweig, unter deſſen Schutze die jungen Grafen zur Zeit waren, umſonſt durch die Landgräfin von Kaſſel, welche immer mehr auf ſeine Seite trat, weil die Gräfin von der kaiſerlichen Partei beſchützt ward, an den Landgrafen von Darmſtadt; umſonſt ließ er ausſprengen, die Knaben ſeien lediglich deshalb entführt worden, um ſie in der lutheriſchen Lehre erziehen zu laſſen, ſtatt in der reformirten ihres Hauſes. Die jungen Grafen wurden im November, weil die Blattern in

Hameln ausbrachen, von dem von ihrer Mutter abgeſchickten Dr. Tilhen, unter Escorte braunſchweigiſcher Truppen, nach Waldeck und von da nach Marburg, wo der Landgraf Georg damals reſidirte, gebracht.

Inzwiſchen ſtellte ſich auch mehr und mehr heraus, daß die Gräfin alle Urſache gehabt hatte, ein Eindrängen ihres Schwagers in die Tutel abzuwehren und daß es dieſem überhaupt nicht bloß um die Vormundſchaft zu thun war, ſondern daß er das Land jure successionis in ſeinem und ſeiner Brüder Namen zu regieren, und wenn auch nicht ganz ſeinem Neffen zu entziehen, ſo doch mit dieſem zu theilen gedachte. Er fing an zu behaupten, dem verſtorbenen Landesherrn habe nur ein Viertheil des Landes rechtlich zugeſtanden und ſei von ihm auf ſeine Söhne vererbt worden; die übrigen drei Viertheile dagegen ſeien ihm und ſeinen Brüdern jure successionis zugefallen. Es war dieſe Prätenſion aber entſchieden der ſchon durch den Einigungsvertrag des Grafen Simon's III. von 1368 begründeten, von den damaligen Ständen verbürgten, vom Kaiſer wiederholt und zwar noch 1521 und 1593 beſtätigten Primogeniturfolge zuwider. Indeß hatte es einzelne Fälle gegeben, wo es ſcheinen konnte, als ſei ein Abgehen von jenem Grundſatze wenigſtens beabſichtigt worden[1]), und auf dieſe, auf den entgegenſtehenden Gebrauch in den meiſten reichsſtändiſchen Häuſern, ſowie auf ſonſtige Scheingründe beriefen ſich die Gegner des Erſtgeburtsrechts in ihren Streit-

1) Auch das hatte der Einrichtung geſchadet, daß ſie ſo früh und ſchon in einer Zeit getroffen worden, wo der Grundſatz dem deutſchen Rechtsgefühl noch fremd war. Doch waren thatſächliche Abweichungen nicht vorgekommen, die ganze Sache aber in Vergeſſenheit gerathen, ſo daß man damals ſogar das Original des Vertrags verloren glaubte, während es ſpäter in Lippſtadt gefunden worden iſt.

ſchriften, während die Gräfin ſie in ihren Eingaben beim Reichskammergericht, bei denen ihr beſonders der Kanzler Victor zu Waldeck behülflich war, zu widerlegen ſuchte.

Inzwiſchen waren aber dieſe Ausſchreitungen Johann Bernhard's der Sache der Gräfin, wie gewöhnlich, günſtig. Zuvörderſt entfremdeten ſie Jenem die Landſtände. Sobald er die Maske abwarf, traten ſie einmüthig von ſeiner Seite ab, erklärten, daß ſie die Rechte des Erſtgebornen ſchützen und daher nunmehr die Gräfin als geſetzliche Vormünderin anerkennen wollten, und widerriefen ihre zum Prozeß ausgeſtellte Vollmacht vor Notar und Zeugen. Weder die Drohungen Johann Bernhard's, noch die Aufforderungen der kaſſelſchen Regierung machten ſie anderen Sinnes. Als Johann Bernhard ſie 1639 zu einem Landtage berief, kamen ſie nicht, waren aber zugleich bereit, auf Berufung der Gräfin zu kommen, ungeachtet Johann Bernhard es ihnen bei 500 Goldgulden Strafe verboten hatte. Doch wurden ſie von dem Schloſſe abgeſperrt und konnten nicht zur Gräfin gelangen. Um zu der Wahl des neuen Mitvormunds ihre Zuſtimmung zu geben, kamen ſie, auf die Aufforderung der Stadt Lemgo, einſeitig zuſammen. Sonſt hielten ſie ſich mehr paſſiv, weil ſie nicht das Signal zum Aufſtande geben wollten, wirkten aber doch zu Gunſten der Gräfin auf die öffentliche Meinung. Ebenſo trat nunmehr der Kurfürſt Ferdinand von Köln, als Adminiſtrator des Stiftes Paderborn, von der Sache Johann Bernhard's ab und auf die Seite der Gräfin. Ferner entſchied ſowohl der Reichshofrath zu Wien (24. Mai 1639), als das Reichskammergericht zu Speier (5. Juli 1639) wider Johann Bernhard und zu Gunſten der Gräfin. Indeß Johann Bernhard war im factiſchen Beſitz und wendete das Rechtsmittel der Reviſion ein.

Hameln ausbrachen, von dem von ihrer Mutter abgeſchickten Dr. Tilhen, unter Escorte braunſchweigiſcher Truppen, nach Waldeck und von da nach Marburg, wo der Landgraf Georg damals reſidirte, gebracht.

Inzwiſchen ſtellte ſich auch mehr und mehr heraus, daß die Gräfin alle Urſache gehabt hatte, ein Eindrängen ihres Schwagers in die Tutel abzuwehren und daß es dieſem überhaupt nicht bloß um die Vormundſchaft zu thun war, ſondern daß er das Land jure successionis in ſeinem und ſeiner Brüder Namen zu regieren, und wenn auch nicht ganz ſeinem Neffen zu entziehen, ſo doch mit dieſem zu theilen gedachte. Er fing an zu behaupten, dem verſtorbenen Landesherrn habe nur ein Viertheil des Landes rechtlich zugeſtanden und ſei von ihm auf ſeine Söhne rererbt worden; die übrigen drei Viertheile dagegen ſeien ihm und ſeinen Brüdern jure successionis zugefallen. Es war dieſe Prätenſion aber entſchieden der ſchon durch den Einigungsvertrag des Grafen Simon's III. von 1368 begründeten, von den damaligen Ständen verbürgten, vom Kaiſer wiederholt und zwar noch 1521 und 1593 beſtätigten Primogeniturfolge zuwider. Indeß hatte es einzelne Fälle gegeben, wo es ſcheinen konnte, als ſei ein Abgehen von jenem Grundſatze wenigſtens beabſichtigt worden[1]), und auf dieſe, auf den entgegenſtehenden Gebrauch in den meiſten reichsſtändiſchen Häuſern, ſowie auf ſonſtige Scheingründe beriefen ſich die Gegner des Erſtgeburtsrechts in ihren Streit-

1) Auch das hatte der Einrichtung geſchadet, daß ſie ſo früh und ſchon in einer Zeit getroffen worden, wo der Grundſatz dem deutſchen Rechtsgefühl noch fremd war. Doch waren thatſächliche Abweichungen nicht vorgekommen, die ganze Sache aber in Vergeſſenheit gerathen, ſo daß man damals ſogar das Original des Vertrags verloren glaubte, während es ſpäter in Lippſtadt gefunden worden iſt.

hriften, während die Gräfin ſie in ihren Eingaben beim
eichskammergericht, bei denen ihr beſonders der Kanz-
r Victor zu Waldeck behülflich war, zu widerlegen ſuchte.

Inzwiſchen waren aber dieſe Ausſchreitungen Johann
Bernhard's der Sache der Gräfin, wie gewöhnlich, gün-
ig. Zuvörderſt entfremdeten ſie Jenem die Landſtände.
Sobald er die Maske abwarf, traten ſie einmüthig von
iner Seite ab, erklärten, daß ſie die Rechte des Erſtge-
ornen ſchützen und daher nunmehr die Gräfin als ge-
tzliche Vormünderin anerkennen wollten, und widerrie-
n ihre zum Prozeß ausgeſtellte Vollmacht vor Notar
nd Zeugen. Weder die Drohungen Johann Bernhard's,
och die Aufforderungen der kaſſelſchen Regierung mach-
n ſie anderen Sinnes. Als Johann Bernhard ſie 1639
i einem Landtage berief, kamen ſie nicht, waren aber
leich bereit, auf Berufung der Gräfin zu kommen, un-
eachtet Johann Bernhard es ihnen bei 500 Goldgul-
en Strafe verboten hatte. Doch wurden ſie von dem
Schloſſe abgeſperrt und konnten nicht zur Gräfin gelan-
en. Um zu der Wahl des neuen Mitvormunds ihre
uſtimmung zu geben, kamen ſie, auf die Aufforderung
er Stadt Lemgo, einſeitig zuſammen. Sonſt hielten
e ſich mehr paſſiv, weil ſie nicht das Signal zum Auf-
ande geben wollten, wirkten aber doch zu Gunſten
er Gräfin auf die öffentliche Meinung. Ebenſo trat
unmehr der Kurfürſt Ferdinand von Köln, als Admi-
iſtrator des Stiftes Paderborn, von der Sache Johann
Bernhard's ab und auf die Seite der Gräfin. Ferner
ntſchied ſowohl der Reichshofrath zu Wien (24. Mai
639), als das Reichskammergericht zu Speier (5. Juli
639) wider Johann Bernhard und zu Gunſten der
Gräfin. Indeß Johann Bernhard war im factiſchen
Beſitze und wendete das Rechtsmittel der Reviſion ein.

mit Hilfe kaiſerlicher Soldaten und des Magiſtrats zu Horn abholen laſſen wollte, erfolgte gewaltſamer Widerſtand und Verſperrung der dortigen Burg. Dennoch hielt ſie aus, und die im Februar gepflogenen Vergleichsverhandlungen, an denen auch Heſſen, Paderborn und der landſtändiſche Ausſchuß theilnahmen, ſcheiterten abermals an der Feſtigkeit, mit welcher die Gräfin die den Intereſſen ihrer Kinder allzunachtheiligen Forderungen Johann Bernhard's abwies.

Jetzt trat aber wiederum eine günſtige Wendung ein. Die Gräfin hatte manche Freunde unter den in der Nähe ſtehenden Kriegsführern. Dazu gehörte beſonders der kaiſerliche Feldmarſchall Joachim Chriſtian Graf zur Wahl [1]), der ſich durch Schonung der Grafſchaft Lippe den Unwillen des General Götze zuzog, und jetzt zu Hamm ſtand. Ferner der ſchon erwähnte Freiherr Alexander von Vehlen, meiſtens in Wahrendorf an der Emmer ſtehend. Dann hauptſächlich der berühmte General Graf Peter von Holzapfel (Melander) [2]), ungeachtet dieſer damals kaſſelſche Truppen in Lemgo befehligte. So war ſie auch mit dem ſchwediſchen General King und ganz

---

1) Derſelbe iſt angeblich ein thüringiſcher Edelmann aus der Gegend von Altſtädt geweſen. In der lutheriſchen Kirche erzogen, wurde er frühzeitig katholiſch und diente ſchon vor 1619 der Ligue. In der Schlacht auf dem weißen Berge verlor er einen Arm. Bald darauf ward er Obriſtlieutenant in Tilly's Regimente, focht 1630 als Obriſter bei Breitenfeld, ward nach und nach kurbaieriſcher Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Ingolſtadt, auch vom Kaiſer in den Reichsgrafenſtand erhoben und ſtarb im Auguſt 1644. In der fruchtbringenden Geſellſchaft, deren Mitglied er war, hieß er der Anhenkende.

2) Peter, im Naſſauiſchen 1585 geboren, ſtand anfangs in Dienſten der Stadt Baſel, ward dann ein Regiment für Venedig, ging darauf in kaſſelſche Dienſte, und als er ſich von der Landgräfin beleidigt dicht, in kaiſerliche, erwarb Grafentitel und Grafſchaft und fiel 1648 bei Zusmarshauſen. Näheres vielleicht künftig.

beſonders mit dem berühmten Baner befreundet, deſſen Gemahlin, Eliſabeth Juliane († 1640), eine Schweſter des Grafen Chriſtian von Waldeck, alſo eine Tante der Gräfin war. Während nun Johann Bernhard im Mai 1640 ſich einige Tage in Kaſſel aufhielt, hatte Katharine den Grafen zur Wahl durch ihren getreuen Hunold beſchickt und am 1/14 Mai wurde auf dem Schloſſe gemeldet, der Graf zur Wahl komme, in Begleitung des Obriſten Koch, welcher damals Commandant in Lemgo war, des Obriſten Lohe, und etwa 400 Mann Infanterie und 140 Reiter, nach Detmold, „um en passant den gräflichen Perſonen die Hände zu küſſen.“ Die drei Grafen verfügten ſich in den Schloßhof, die Gäſte zu empfangen, und der Graf zur Wahl rückte mit klingendem Spiel auf den Schloßplatz. Er wollte ſeine Soldaten ſofort in die Schloßgebäude legen. Dagegen remonſtrirten die Grafen und beriefen ſich auf eine am 1. December 1636 vom Kaiſer für das Schloß erhaltene Salveguarde. Der Graf betheuerte ſeine friedlichen Abſichten, behauptete aber, daß er, theils ſeiner Ehre, theils der Sicherheit wegen, nicht ohne eine Leibwache, die der Schloßwache an Stärke mindeſtens gleich ſei, in das Schloß kommen könne. Es war nämlich der Commandant der Schloßwache, Hauptmann Rembert Wilhelm de Wrede, früher in ſchwediſchen Dienſten geweſen und eifriger Anhänger der Schweden. Johann Bernhard willigte endlich ein, 25 Kaiſerliche einrücken zu laſſen. Da aber drängten noch etwa 40 mehr nach. Als der Commandant dies ſah, ließ er raſch die Zugbrücke aufziehen, wodurch der General und Johann Bernhard von den übrigen Offizieren und den jüngern Grafen abgeſchnitten wurden. Wahl zeigte ſich höchſt entrüſtet, daß man ihn „wie einen Iltis und Marder in einer Falle

fangen wollen" und befahl, unter heftigen Drohungen, die Brücke wieder niederzulaſſen. Wrede hatte dazu keine Luſt; Johann Bernhard aber, der ſeine Brüder in der Gewalt der Feinde ſah und den General ſeinen Leuten zurufen hörte, ſie ſollten dieſelben auf der Stelle niederſtoßen, wenn ihm ein Leid widerführe, befahl das Niederlaſſen. Sobald dies erfolgt war, rückten die kaiſerlichen Soldaten ein und ſammelten ſich, unter Zurücktreiben der Schloßwache, im Hofraume. Am anderen Tage ſtellten ſich die in der Stadt gebliebenen Truppen, anſcheinend um ihren General zum Abmarſch zu erwarten, auf dem Schloßplatze auf. Um 12 Uhr nach beendigter Tafel erſchien der General, von den drei Grafen begleitet, unter dem Schloßgewölbe, winkte auf einmal den Soldaten und rief ihnen zu: „Herauf, Burſche, und thut was euch befohlen!" Sofort drangen die Soldaten ins Schloß, trieben die Schloßwachen zurück, verfolgten ſie durch alle Gemächer, entwaffneten alles und beſetzten ſämmtliche Poſten. Beſtürzt und erſtaunt ſahen die drei Grafen dem zu, und mit doppeltem Aerger ſahen ſie die Gräfin am Fenſter ſtehend die Kaiſerlichen mit Lachen und Freudenbezeigungen begrüßen. Zugleich warf der General, zur Beſchönigung ſeiner Gewaltthat, vor, daß das Gerücht gehe, man habe ihn gefangen nehmen und mit dem Schloſſe ſeinen Feinden überliefern wollen. Die Grafen aber, beſonders der feurige Otto Heinrich, gaben ihren Unwillen laut zu erkennen, und wieſen den Rath, ſich mit der Gräfin auszuſöhnen, mit Unwillen zurück. Der General marſchirte nun nach Lemgo zurück, ließ aber 100 Mann unter Hauptmann Mehler im Schloſſe zurück, und nahm Wrede mit einem Theil ſeiner Leute gefangen mit. Wrede ward erſt in Lemgo, dann in Hamm in ſtrenger Haft gehalten, ent-

floh aber und trat in kaſſelſche Dienſte, von wo er der Gräfin noch manchen Schaden that.

Dieſe war aber jetzt obenauf. Sie war Herrin im Schloſſe und von dem Tage an auch Herrin vom Lande, ſoweit dies die Regierung des Landes in jener Zeit ſein konnte. Johann Bernhard trat jetzt auf die Stelle, die die Gräfin ſo lange eingenommen, und dabei fehlten ihm noch ſo die Sympathien des Landes, wie das Bewußtſein des Rechts. Die Gräfin ſchritt nun auch gegen ſeine Creaturen ein. Röbbigh und Poſt wurden verhaftet, ihre Papiere verſiegelt, ſie ſelbſt ſpäter nach Lemgo abgeführt. Mehrere Diener und Beamte wurden entlaſſen und durch andere erſetzt. In die Amthäuſer und Schlöſſer legte man zuverläſſige Soldaten. Die Gräfin, die im Unglück eine ſeltene Feſtigkeit und mütterliche Aufopferung bewährt hatte, zeigte ſich im Rauſche des Glückes nicht eben großmüthig, vergalt vielmehr ihren Gegnern den jahrelangen Groll und Unmuth, den ſie verſchlucken, die Kränkungen und Plagen, die ſie erdulden müſſen. Namentlich litten ihre unverheiratheten Schwägerinnen, die es mit den Brüdern gehalten. So ward es den Geſchwiſtern bald unheimlich in ihrer Nähe. Die beiden jüngeren Grafen gingen ſchon nach wenigen Tagen nach Bückeburg zu dem Grafen Otto von Holſtein-Schaumburg. Dieſer verſuchte auch, nachdem Graf Otto zu Brake den Brüdern jeden Beiſtand geweigert, fruchtloſe Vermittelung. Am $^{12}/_{22}$ Juni reiſte Johann Bernhard nach Bückeburg ab, und bald folgten auch die Schweſtern, welche obendrein der Hauptmann der Garniſon im Trunke beleidigt hatte. Ueber den ganzen Vorgang aber entſpann ſich ein Streit in Druckſchriften [1]).

1) So erſchien von Seiten der Gräfin ein „eigentlicher Verlauf

Auch die Landgräfin von Heſſen und die Schweden zürnten und drohten. Doch gelang es der Gräfin, die letzteren durch Baner's Vermittelung und dadurch zu beſchwichtigen, daß ſie den Abzug des Hauptmann Mehler bewirkte und das Schloß mit einer eigenen Compagnie beſetzte. Dagegen führten die Kaſſelſchen, in deren Dienſte Graf Otto Heinrich getreten war, durch dieſen mancherlei Streifzüge in das Land aus. Sie nahmen auch den Droſt Georg Wilhelm von Rübel (10/20 Auguſt) in Hornoldendorf gefangen, führten ihn nach Lippſtadt und wollten ihn als Geiſel für Röbbigh und Poſt behalten. (Dieſe Drei wurden ſpäter wieder freigelaſſen.) Von Rinteln aus drangen einmal 70 Heſſen bis Detmold vor. Dazu kamen die Unordnung und Verwüſtung, die man in allen Zweigen der Staatsverwaltung fand, die Seltenheit geſchickter und zuverläſſiger Beamten, eine peſtartige Epidemie, Miswachs in manchen Gegenden, in anderen Ueberſchwemmung. Auch begann jetzt, mit dem Tode des Grafen Otto VI. von Holſtein-Schaumburg (geb. 1616 † 15. November 1640), der große Sternberger Proceß, in welchem Lippe, in Folge der Verwahrloſung der Archive, nicht bloß um ſeinen Anſpruch auf die ganze Grafſchaft Schaumburg kam, ſondern auch mit dem Verluſte alter Landestheile bedroht ward. Darüber vielleicht künftig einmal.

Unter ſolchen Verhältniſſen litten freilich die Unterhandlungen über die Apanagen der gräflichen Geſchwiſter, die durch die Noth allmälig dazu gebracht worden waren, ihre weiteren Prätenſionen gegen eine gute Sicherung ihres Auskommens aufgeben zu wollen. Der feurige

---

der Reducirung der Veſte Detmold"; von Seiten Johann Bernhard's ein „wahrhafter beſtändiger Gegenbericht."

Graf Otto Heinrich, anfangs der Heftigſte, wurde am erſten durch vorläufige Geldzahlungen beſchwichtigt, und trat bald mit der Gräfin in leidliches Verhältniß. Johann Bernhard wollte aber durchaus Land, namentlich das Amt Varnholz, auch wohl immer noch eine tutela honoraria. Auf letzteres verlor er alle Hoffnung, als am 14. Januar 1641 eine neue kaiſerliche Confirmation des Einigungsvertrages und ein kaiſerliches Mandat erſchien, wodurch Katharina im Beſitz des Schloſſes und der Regierung geſchützt wurde, auch das Reichskammergericht ſein letztes Rechtsmittel verwarf. Ueber ſeine Abfindung oder „Competenz" ward mündlich und ſchriftlich lange und vielfach unterhandelt, während welcher Zeit die jüngeren Geſchwiſter theils, neben dem, was die Brüder durch Kriegsdienſte[1]) erwarben, von gelegentlichen Unterſtützungen der Gräfin, Johann Bernhard aber von ſeiner bremenſchen Präbende lebte. Den Schweſtern wurden jährlich 400 Thaler für jede angewieſen, womit ſie zufrieden waren. Endlich kam am 16. März 1642 ein Vertrag zu Stande, worin den beiden jüngern Brüdern jährlich 1000 Thaler Competenzgelder zugeſichert wurden, und nun beeilte ſich auch Johann Bernhard, abzuſchließen. In einem am 23. April abgeſchloſſenen Vertrag wurden ihm 1200 Thaler jährlich, ferner ſtatt einer Wohnung 100 Thaler und eine Menge Naturalien als Küchenſteuer zugeſichert.

Nachdem die Gräfin die Sache ihrer Kinder glücklich durchgefochten und auch nachher noch einige Jahre mit Treue, Geduld und Aufopferung für deren und des Landes Intereſſe gewirkt hatte, begann ſie, auch an ſich ſelbſt zu denken. Sie ging damit um, ſich anderweit zu ver-

1) Hermann Adolph war in braunſchweigiſchen Dienſten.

mählen, und auf das erſte Gerücht davon ſetzte Johann Bernhard ſeine Agenten wieder in volle Thätigkeit. Indeß auch hier baute die vorſichtige Gräfin vor. Sie ſah ſich nach einem andern Vormund um, der, da ſich im Inlande kein Geeigneter fand, ein auswärtiger Fürſt ſein ſollte, ſowie ſie auch nur einen Lutheriſchen haben wollte. Erſt dachte ſie an einen Grafen von Wittgenſtein. Dann ſchlug ihr der Landgraf Georg ſeinen und ihren Schwager, den Grafen Emich von Leiningen-Weſterburg [1]) vor. Dieſer fand ſich bereit und die Gräfin willigte ein. Es ward am 7. Juli 1643 zu Detmold ein vorläufiger Receß errichtet. Der Graf wurde auch vom Reichskammergericht am 15. September beſtätigt. Da aber die Vermählung der Gräfin früher erfolgte, als der Graf nach Detmold kommen konnte, ſo ſetzte die Gräfin, durch Manifeſt vom 13. November, ein interimiſtiſches vormundſchaftliches Collegium ein, welches aus dem Hofrichter von Schwarz, dem Droſt Hunold und dem Vicekanzler Tilhen beſtand, drei Männern, welche auch ſpäter die Geſchäfte hauptſächlich geführt haben.

Die Gräfin vermählte ſich mit dem in kaiſerlichen Dienſten ſtehenden Herzog Philipp Ludwig von Holſtein [2]), deſſen Dragoner von Lemgo aus das Land mehrfach gegen Streifzügler ſchützten.

Im Juni 1644 ward auch ihr jüngſter Sohn, Ludwig Chriſtian, von Höxter nach Marburg zu ſeinen Brüdern gebracht. Hier blieben ſie unter ihrem Hofmeiſter

---

1) Emich XII., geb. 1612 † 1658; vermählt 1) mit Chriſtine, Tochter Albert Otto's, Grafen von Solms-Laubach, 2) mit Dorothea, Tochter Chriſtian's, Grafen zu Waldeck.

2) Aus dem Hauſe Sonderburg, ein Sohn des Herzogs Alexander. Er war am 27. October 1620 geboren, ſtiftete die, ſpäter wieder erloſchene Linie zu Wieſenburg in Sachſen, und † 10. März 1689.

Melchior von Oeynhauſen, von ihrem Präceptor Konrad Dietrich Lynker und an der dortigen Hochſchule unterrichtet, bis 1645, wo die Kaſſelſchen Marburg belagerten. Damals ſiedelten ſie (20. November) nach Gießen über, wie denn auch bald darauf Marburg durch den Oberſtlieutenant Willich übergeben wurde[1]). In Gießen waren ſie ſicherer gegen den Krieg, trafen aber dafür einen ſchlimmeren Feind: die Blattern, welche zuerſt den jüngſten Grafen, Ludwig Chriſtian, am 13. Auguſt 1646, dann den mittleren, Hermann Otto, am 13. October deſſelben Jahres dahinrafften[2]). Der einzig noch überlebende älteſte Bruder, Graf Simon Philipp, war ſchwächlich und ſehr „zur Melancholie geneigt", weshalb man ihn mit großer Aengſtlichkeit behandelte. Er ward nach Darmſtadt geſchickt, und das Gerücht, auch er ſei geſtorben, fand im lippiſchen Lande um ſo willigeren Glauben, als ſich, in der Nacht vom 7. zum 8. December 1646, die weiße Frau auf dem Schloßwalle zu Detmold ſehen ließ. Indeß dieſe hatte ſich für diesmal geirrt. Die ganzen Vorgänge beſtimmten ebenſowohl den Grafen Leiningen und die Landſtände, als die Gräfin, ihn nach Detmold zu wünſchen. Sie drangen unter den vielartigſten Gründen in den Landgrafen, darein zu willigen, aber dieſer weigerte ſich beharrlich.

Möglich, daß Heirathspläne ſowohl jenem eifrigen Andringen, als dieſem beharrlichen Widerſtande zum

1) Dieſer ward dafür, wenige Tage nach der Uebergabe, als Landesverräther und pflichtvergeſſener Soldat, auf dem Markte zu Gießen enthauptet.

2) Sie wurden mit großer Pracht in der Stadtkirche zu Gießen beerdigt. Ihren Tod beſang u. A. der damals berühmte Kanzelredner und Satyriker Johann Balthaſar Schuppius (geb. zu Gießen 1610, † zu Hamburg 1661).

Grunde lagen. Die Gräfin, jetzt Herzogin, ſtand ſchon lange in freundſchaftlichem Verkehr mit dem Grafen Peter von Holzapfel, der jetzt die kaſſelſchen Dienſte verlaſſen hatte und als kaiſerlicher Generalfeldmarſchall in Steinheim ſtand, wo ihn Katharina öfters beſuchte, ihm auch einmal ihren Sohn vorſtellte. Als er nach Süddeutſchland aufbrach, begleitete die Gräfin ſeine Gemahlin[1]) nach Frankfurt, wo ſich ihr Sohn gerade befand. Sein Hofmeiſter von Oeynhauſen war zufällig abweſend und der junge Graf ſtand unter der Obhut des Präceptors der darmſtädtiſchen Prinzen, Mylius. Von dieſem verlangte die Herzogin die Auslieferung ihres Sohnes fruchtlos. Doch konnte er es ihr nicht abſchlagen, ihr denſelben zum Abſchiede noch einmal zuzuführen. Am 13. Juli 1647 ging er mit dem jungen Grafen, von mehrern Dienern begleitet, in die Wohnung der Gräfin Holzapfel, bei welcher Katharina wohnte. Er traf hier eine große Anzahl vornehmer Herren und Damen und wurde von der Gräfin in ein Nebenzimmer gerufen, wo ſie ihn ſo lange vergeblich mit neuen Bitten und Drohungen beſtürmte, bis ſie ihm endlich ſagen konnte, der junge Graf ſei ſchon zum Thore hinaus; er möge dem Landgrafen berichten, daß man einer Mutter ihren Sohn nicht entziehen könne. In der That war Simon Philipp von der Gräfin Holzapfel beſtimmt worden, in eine Kutſche zu ſteigen, welche ihn raſch nach Hanau fuhr, wo er ſich noch an demſelben Tage mit der erſt etwa ſiebenjährigen Tochter des Grafen von Holzapfel, Eliſabeth Charlotte, verlobte. Seine Mutter reiſte ihm bald nach und führte ihn ſpäter nach Köln. Von Hamm aus entſchuldigte er ſich bei dem Landgrafen, der ſich auch,

1) Agnes geb. Freiin von Effeler.

nter der Bedingung, daß Simon Philipp wieder zu-
ückkommen und förmlich Abſchied vom Hofe nehmen
ürde, bereit finden ließ, das Vorgefallene zu vergeſſen.
Bald darauf ging der junge Graf nach Detmold, wo
r den Winter von 1647 zu 1648 blieb. Im Juli
1648 ging er wieder nach Köln, wo ſich auch ſeine Mut-
er, dann die jetzt verwitwete Gräfin von Holzapfel und
er Graf von Leiningen einfanden. Hier wurden am
6. September (6. October) 1648 die Ehepacten abge-
ſchloſſen. Die Braut ſollte die Grafſchaft Holzapfel an
er Lahn, für 20,000 Thlr. Silbergeſchirr und Schmuck,
0,000 an Geld und nach dem Tode ihrer Mutter das
Schloß Lülsdorf und deren Schmuckſachen, oder ſtatt
er letzteren 25,000 Thlr. erhalten. Als Witwenſitz
urde ihr das Haus Horn mit einer jährlichen Rente
on 6000 Thlr. verſchrieben. Würde ein Theil vor der
Vermählung ſterben, ſo ſollte der Ueberlebende 6000 Thlr.
rhalten.

Der junge Graf trat nun ſeine Studienreiſen, unter
Führung des Hofmeiſters von Deynhauſen, an und ging
uerſt nach Leyden, wo er ein Jahr blieb. Im Sommer
1649 reiſte er nach Paris, wohnte dem Einzuge des Kö-
igs bei, hielt ſich aber, der Koſten halber, nur einige
Wochen auf, während er längere Zeit in Grenoble blieb.
Von da ging es über Genf durch die Schweiz und über
en Gotthard nach Mailand und Florenz, wo ſie im
Februar 1650 ankamen und der Graf ſich beſonders in
er Reitkunſt auszubilden ſuchte, es auch bald zu hoher
Fertigkeit darin brachte[1]). Der Hofmeiſter trieb ſehr

1) Sein Aufenthalt in Florenz und ſeine Geſpräche mit dem Groß-
erzog veranlaßten dieſen ſpäter, wegen Ankaufs der Externſteine mit
ippe in Unterhandlung zu treten (1654). Vergl.: Cloſtermeier,

zur Abreiſe, weil er „die italieniſche ſubtile Luft und die ſüß einſchleichenden ſchweren Weine“ dem Grafen gefährlich fand. Doch pilgerten ſie erſt nach Rom, die Feſtlichkeiten des Gnadenjahres zu ſehen. Sie waren kaum wieder zurück in Florenz, als der Graf an den Blattern erkrankte, und am $^{9}/_{19}$ Juni 1650 derſelben Krankheit erlag, die ſchon ſeine Brüder dahingerafft hatte.

Johann Bernhard war jetzt am Ziele und trat die Regierung an. Aber als die Leiche des in Florenz Verſchiedenen in der Familiengruft zu Blomberg feierlich beigeſetzt wurde (10. Juni 1652), geſchah es gleichzeitig mit der ſeines Nachfolgers.

Die Mutter hatte den Tod ihres letzten Sohnes nicht erlebt. Sie ſtarb am 24. November 1649 zu Köln, im 37. Lebensjahr. Ihre Leiche ward einſtweilen in Detmold im Gewölbe beigeſetzt. Die von ihr gewünſchte Beerdigung neben ihrem erſten Gemahl in der Gruft zu Blomberg unterblieb über den vielfachen Streitigkeiten, in welche ihr Witwer[1]) mit der neuen Regierung gerieth. Namentlich hatte Simon Philipp am 20. März 1648 ein Teſtament errichtet, was ſeine Mutter zur Erbin aller ſeiner Allodialgüter und 30,000 Thlr. baaren Geldes einſetzte, auf deſſen Caſſation aber Johann Bernhard aus allerdings triftigen Gründen antrug. Den Proceß ſetzte ſpäter ein Graf Sinzendorf fort, welcher die einzige Tochter Katharina's aus ihrer Ehe mit Philipp von Holſtein, Eliſabeth Dorothea, geheirathet hatte[2]), und

---

der Eggeſterſtein im Fürſtenthum Lippe (neue Ausgabe von Helwing, 1848), S. 60 fg.

1) Derſelbe nahm übrigens nachher noch zwei Frauen: eine Heſſen-Homburg und eine Reuß.

2) Es war dies Georg Ludwig Graf von Sinzendorf, vermählt den 20. Nov. 1661, † 14. December 1680. Die Wittwe heirathete

Lippe mußte zuletzt, nach 20jährigem Rechtsſtreite bei beiden Reichsgerichten, eine Vergleichsſumme von 50,000 Thlr. zahlen. Lange vorher war Katharina's Hülle in der Nikolaikirche zu Lemgo beigeſetzt worden (1652).

Johann Bernhard hatte vor ſeinem Regierungsantritte hauptſächlich in Sternberg gewohnt, was ihm, nebſt ſeinem Bruder Hermann Adolph, durch Vertrag vom 28. April 1648, mit verſchiedenen Gerechtigkeiten, zur Wohnung eingeräumt, wie auch ihre Apanage um 300 Thlr. jährlich erhöht wurde. Bei ſeinem Regierungsantritte cedirte er ſeine bremer Präbende ſeinem Halbbruder, dem Grafen Jobſt Hermann[1]).

Ein trauriges Ende hatte der ritterliche Graf Otto Heinrich genommen. In Lemgo commandirte ein Graf Johann Caſimir von Leiningen-Dachsburg[2]), kaiſerlicher Oberſt, ein brutaler, feiger und tückiſcher Mann. Derſelbe hatte beſonders auf den Grafen Hermann Adolph einen Groll geworfen, und ließ ihn bei einer Gelegenheit aus, wo ſich eine zahlreiche Geſellſchaft im Kruge zu Brake verſammelt hatte und ſich mit Trinken und Beilkeſpiel erluſtigte, indem er den Grafen, ſowie den Oberſtwachtmeiſter Witte[3]) erſt gröblich beleidigte, ſie verhöhnte, und ſie dann ſpäter noch, weil ſie Genugthuung gefordert, in Haft ſchickte. Erſt 1646 kehrte der Dachsburger in

---

1682 den kaiſerl. General Ludwig Graf von Rabutin († 1717), wurde katholiſch und † 8. Januar 1725. Ihre Tochter erſter Ehe heirathete 1687 den Fürſten Friedrich Wilhelm von Hohenzollern.

1) Von der zweiten Gemahlin Simon's VII., Maria Magdalene von Waldeck.

2) Geb. 1619 † 1688 unvermählt.

3) Dieſer wurde ſpäter von dem Oberſtlieutenant Johann Abſchlag, der im Jahre 1666 in Lemgo als Zauberer hingerichtet worden, im Duell erſchoſſen. S. Lipp. Magazin, Jahrg. 1, Nr. 40.

die Pfalz zurück. 1648 geleitete Otto Heinrich die Gemahlin des Vormundes, Grafen Emich von Leiningen, die Gräfin Agnes, von Detmold aus, auf Erſuchen ihres dort noch zurückgehaltenen Gemahles, erſt in ein Bad, dann nach Heydesheim, der Heimath des Grafen. Hier traf er öfters mit Johann Caſimir zuſammen, mied aber jeden näheren Verkehr mit ihm und ſchilderte ſein Betragen in Lemgo dergeſtalt, daß Johann Caſimir in der ganzen Gegend verhaßt und gemieden ward. Am $^{10}/_{20}$ März wollte Graf Otto Heinrich wieder abreiſen. Am $^{9}/_{19}$ ritt er, in Begleitung der in einer Sänfte von Pferden getragenen Gräfin Agnes, mit ſeinen Dienern nach dem Schloſſe Hartenburg, um dort Abſchied zu nehmen. Johann Caſimir ritt mit drei Dienern, welche unter ihren Mänteln geladene Piſtolen hatten, nach, und als er den Zug erreicht hatte, rief er Otto Heinrich zu, er habe ein Wort mit ihm zu reden, und fragte, warum er ſich der lemgoiſchen Händel annähme. Otto Heinrich hatte erſt wenige Worte geſprochen, indem er erklärte: „er ſei der Mann, die Sache mit ihm auszuführen,“ und war im Begriff, ſeine Piſtolen zu ziehen; da ſchoß der Graf von Leiningen, bei der erſten Bewegung ſeines Gegners, ſeine lange bereit gehaltene Piſtole dicht vor deſſen Kopfe los, und der Graf, von zwei Kugeln in die Schläfe und im Auge getroffen, ſank lautlos vom Pferde herab und war todt, ſowie er den Boden erreichte; der Mörder aber jagte mit ſeinen Begleitern mit verhängtem Zügel zurück. Die Gräfin ſtürzte wehklagend aus ihrer Sänfte auf die blutende Leiche zu, welche von den erſchrockenen Dienern in die Sänfte gelegt und mit traurigem Herzen wieder nach Heydesheim zurückgebracht wurde. An der Stelle, wo der Mord geſchehen, ward ein rohes Kreuz von Tannenzweigen errich-

rt[1]). Johann Caſimir ſchrieb ſofort ſeinem Vetter, dem Grafen Emich, und behauptete, Otto Heinrich ſei der erſte Angreifer geweſen. Die Gräfin Agnes enthüllte über den wahren Hergang. Johann Caſimir ſoll am Tage vorher ſeine Piſtole mit einer ſilbernen und einer bleiernen Kugel geladen und dabei noch zwei andere ſilberne Kugeln gezeigt und dazu bemerkt haben, ſie ſeien für den Grafen von Lippe beſtimmt. Die drei ſilbernen Kugeln habe er in der Grafſchaft Lippe gießen laſſen. Seine Diener ſollen die Abſicht ihres Herrn ſchon drei Tage vorher gewußt haben. Im Uebrigen ſprengte man aus, der Graf zur Lippe ſei im Duell geblieben und die Sache blieb ungeahndet. Im Lippiſchen erregte der Fall über die höchſte Theilnahme, und bei der am 16. Mai 1648 erfolgenden feierlichen Beiſetzung der Leiche leiſteten die Landſtände freiwillig die erſten Beiträge zu den Beerdigungskoſten, während ſie ſpäter ſogar bei dem Tode regierender Grafen ſich oftmals weigerten.

Johann Bernhard ſtarb, wie erwähnt worden, ſchon 1652 und ihm folgte in der Regierung der dritte Bruder aus der erſten Ehe des Grafen Simon VII., Graf Hermann Adolph, der bis 1666 regiert und ſeinen Sohn zum Nachfolger gehabt hat. Er ſah ſeinen Halbbruder, Fürſt Hermann, in derſelben Weiſe gegen ihn auftreten, wie er mit ſeinen rechten Brüdern gegen den Sohn der Gräfin Katharina aufgetreten war, und mußte die Primogeniturfolge gegen denſelben vertheidigen, wie die Gräfin ſie gegen ihn vertheidigt hatte. Hatte doch Johann Bernhard ſelbſt dieſelbe, im Landtagsſchluß von 1651, für eine heilige und ewige sanctio pragmatica des gräflichen Hauſes erklärt, wie ſie auch, auf Her-

1) Falkmann a. a. O. S. 137.

mann Adolph's Betrieb, vom Kaiſer abermals beſtätigt wurde.

Von den Schweſtern hatte Marie Eliſabeth (geb. 1611) 1649 den Grafen Chriſtian Friedrich von Mansfeld geheirathet. Anna Katharina (geb. 1612) ward Aebtiſſin des Stiftes Cappel bei Lippſtadt, reſignirte aber 1657 und vermählte ſich mit dem Fürſten Friedrich von Anhalt-Harzgerode. Juliane Urſula (geb. 1617) ward Aebtiſſin zu Hadamar, ſtarb aber ſchon 1629, ſo daß ſie dieſen Wirren und Unfällen entging. Die jüngſte Schweſter, Magdalena (geb. 1620), ward Aebtiſſin zu Herford, wollte reſigniren, um ſich mit dem Grafen von Oſtfriesland zu vermählen, ſtarb aber vorher 1646[1]).

1) S. über dieſen ganzen Aufſatz die angezogene Schrift von Falkmann.

IV. Herzog Friedrich von Schomberg.

Verschiedene Mitglieder sowohl der meißnischen Familie von Schönberg, welche auch unter dem Namen Schömberg vorkommt, aber nicht mit der fürstlichen und gräflichen Familie von Schönburg in Sachsen zu verwechseln ist, als der beiden rheinischen Familien von Schönberg, Schomberg, Schönburg, Schönenburg, dreier Geschlechter, deren ursprünglicher Zusammenhang in denselben angenommen wird, aber nicht nachweisbar ist [1]), haben sich in der französischen Geschichte bekannt gemacht und meist in französischen Kriegsdiensten zu hohem Glücksstande aufgeschwungen, in Frankreich in der Regel sämmtlich den Namen Schomberg geführt und zu manchen Verwechselungen Anlaß gegeben. Es gehören hierher 1) aus dem meißnischen Geschlechte: a) Dietrich von Schönberg, ein Bruder des berühmten Cardinals Schönberg, der als Gesandter des Herzogs Albrecht von Preußen zu König Franz I. nach Italien geschickt wurde

1) Die Wappen sind ganz verschieden. Die meißnische Familie führt einen roth und grün quergetheilten Löwen im silbernen Felde. Von den rheinischen Schombergen führt die eine Linie einen goldenen Lilienstern im silbernen Felde, die andere drei silberne Kreuze im schwarzen Felde.

und 1525 in der Schlacht bei Pavia, an der Seite der Franzoſen ritterlich kämpfend, gefallen iſt. b) Kaspar von Schönberg [1]). Er war 1540 geboren, ſtudirte in Strasburg und Angers, machte ſich durch ſein tapferes Auftreten in den Kämpfen der Religionsparteien der Hugenotten ſo bekannt, daß er bald in das Vertrauen Condé's kam und als deſſen Agent nach Deutſchland reiſte, trat aber nach dem Frieden von Orleans in den königlichen Dienſt, begleitete den Herzog von Guiſe 1566 nach Ungarn [2]), beſtimmte 1568 die mit dem Prinzen von Oranien auf dem Marſch zur Condé'ſchen Armee begriffenen deutſchen Oberſten zur Umkehr, focht und unterhandelte unabläſſig für die Sache des Hofes; ward katholiſch, gehörte zu den wichtigſten Beiſtänden und Rathgebern Heinrich's IV. und trug ſowohl zu der Verbindung Heinrich's III. mit dem König von Navarra, als zum Uebertritt Heinrich's IV. zur katholiſchen Kirche das Weſentlichſte bei, ward Gouverneur der obern und niedern Marche und Feldmarſchall-General der deutſchen Truppen in franzöſiſchem Dienſte, und ſtarb am 17. März 1599. Von dem Herzog von Guiſe hatte er 1578 die Herrſchaft Nanteuil erkauft. Doch hinterließ er ein zerrüttetes Vermögen. Seine Frau, eine von Caſtanieres de la Roche-Pezay, gebar ihm, außer dem gleich zu beſprechenden Heinrich, einen Sohn Hannibal, welcher im Juli 1579 geboren wurde, 1691 aber mit Franz von Baſſompierre in den Türkenkrieg zog und

1) Ueber ihn vergleiche einen ſehr intereſſanten Aufſatz des Prof. Barthold in von Raumer's hiſtoriſchem Taſchenbuche, neue Folge, Jahrgang X. S. 265 fg.

2) Er blieb der Freund deſſelben und warnte ihn 1588 vor deſſen Ermordung vergeblich.

1604 zu Prag in einer blutigen Schlägerei blieb [1]), eine Tochter Katharina, welche den Herrn von Barbançon heirathete, eine Tochter Margaretha, welche unvermählt blieb, und eine Tochter Franziska, welche sich mit Franz d'Aillon, Grafen von Lude, verband. Sein ältester Sohn c) **Heinrich** von Schomberg, Graf von Nanteuil und Durestal, Marquis von Espinay, ward am 14. August 1597 geboren und nach dem Tode seines Vaters, hauptsächlich durch den Einfluß Sully's, der des Vaters Neider gewesen war, an dem Sohne aber, wie es scheint, gutmachen wollte, was er an dem Vater gefehlt, Oberster über ein Regiment deutscher Reiter und ein Regiment Landsknechte, Gouverneur und Generallieutenant der Provinz Marche. Er erheirathete mit der Erbin von Espinay in der Bretagne ein Marquisat mit 40,000 Livres jährlich, ward 1607 Staatsrath, 1608 Gouverneur von Limousin, 1615 Gesandter in England, 1616 Feldmarschall-General der deutschen Truppen in französischen Diensten, 1619 Oberaufseher der Finanzen und Ritter der königlichen Orden, später auch Grand-Maitre der Artillerie, 1623 Marschall von Frankreich, eroberte 1628 Rochelles, kämpfte 1629 und 1630 siegreich in Piemont, siegte am 1. September 1632 bei Castelnaudary über den Prinzen Gaston und den Herzog von Montmorency, ward nach Montmorency's Gefangennehmung Gouverneur von Languedoc und Pont St. Esprit, starb aber aus Schwermuth über die Hinrichtung seines Gefangenen vier Wochen nach derselben im Jahre 1632. — Sein Sohn d) **Karl** ward 1601 geboren und durch seine Vermählung mit der Erbin des Hauses Halouin [2]), Anna,

1) Berthold im Jahrgang 1838 des historischen Taschenbuchs.

2) Halouin-Mainelay war 1587 zu einer Duche-Pairie erhoben worden.

französischer Pair und Herzog. Er war Gouverneur zu Languedoc, seit 1637 Marschall, seit 1647, wo er sein Gouvernement an den Herzog von Orleans abtrat, Gouverneur zu Metz und Colonel-General der Schweizer, 1648 Vicekönig in Catalonien, erstürmte 1648 Tortosa und starb 1656, ohne aus zweimaliger Ehe[1]) einen männlichen Erben zu hinterlassen.

2) Von den aus Schönberg oder Schönburg bei Oberwesel stammenden rheinischen Schombergen zog c) **Dietrich** von Schomberg, ein Sohn Johann's, der mit Margarethen von Eschenau Güter im Elsaß erheirathet hatte, 1568 als Oberst von 1500 Reitern, im Dienste der Kurpfalz, den Hugenotten zu Hilfe und eröffnete seine Laufbahn in Frankreich durch eine kühne Reiterthat, die den Feinden zwei Fahnen kostete, ihm aber von dem Prinzen von Condé eine goldene Kette einbrachte. Dann trat er in die Dienste Oranien's und blieb lange Zeit dessen und Ludwig's von Nassau treuer Gefährte. 1571 führte er die deutsche Reiterei im Dienste des Herzogs von Lothringen und bekam von diesem Saargemünden zu Lehn, worauf er seine rheinischen Erbgüter an Meinhard von Schönberg verkaufte. Später trat er in die Dienste des Königs von Navarra und blieb, nach dem heldenmüthigsten Kampfe, in der Schlacht von Ivry, am 14. Mai 1590. Aus zwei Ehen hinterließ er keine Kinder[2]). — Geschwisterkind mit ihm war f) **Meinhard**

1) In zweiter Ehe vermählte er sich 1646 mit Marie d'Hautefort, Tochter des Marquis Karl d'Hautefort, die erst 1691 starb. Sein Wappen ging auf weibliche Nachkommen, die Herzöge von Liancourt und Rochegujon über.

2) Zu seinem Nachlaß brach Concurs aus. Ein besonders werthvolles Object war das „köstliche Kleinod des Einhorns", was die Gläubiger selbst nach 30 Jahren noch für 40,000 schwere Gulden nicht lassen wollten.

ichönberg, geboren am 26. April 1530. Er kämpfte
Karl V. vor Metz und unter Philipp II. bei St.
tin, pilgerte, obgleich Protestant, 1561 zum heiligen
:[1]), ward Fauth (Vogt) in Heidelberg, zog als pfäl-
Rittmeister nach Ungarn, ward 1568 kurpfälzischer
arschall, führte 1569, als zweibrückenscher Marschall,
ihnlein Reiter und 22 Fahnen Landsknechte nach
reich, focht an der Seite seines Vetters Dietrich
em Kaspar Schönberg gegenüber, bei Montcontour,
dann wieder Amtmann zu Bacharach, und führte
wieder als Feldmarschall pfälzische Truppen nach
reich [2]) und starb am 22. April 1596 auf Schönburg
berwesel. Sein Enkel war g) der berühmte Frie-
von Schomberg, über welchen gleich mehr. Vor-
wähnen wir noch den h) Hans Reinhard von
iburg, von der zweiten rheinischen Familie auf der
ienburg am Wald im Mainzischen, welcher 1602
dter Rudolph's II. bei Heinrich IV. war und 1617
iserlicher Kriegsrath, Oberster und Hauptmann der
hiergarde starb. — Außerdem besaß noch kurz vor
ranzösischen Revolution i) ein Graf Gottlob Lud-
on Schönberg auf Berthelsdorf und Nieder-Otten-
das Schombergische Dragonerregiment, und war
1781) französischer Generallieutenant. Die gleiche
e bekleidete (seit 1784) k) Hans Ferdinand Cäsar
Schönberg auf Wilsdorf und Limbach. Sein jün-
Bruder, l) Hans Michael Ludwig, war franzö-

Er brachte eine Weinrebe mit, die noch zu Ende des 18. Jahr-
ts zu Oberwesel gezeigt wurde.

Er erhielt hier, als Pfand für seine Kriegskosten, einen gro-
ubin, in Form eines Herzens, mit einer großen Perle, welche
dien zu 14—15,000 Kronen geschätzt, aber zuletzt für 6500 Fl.
t wurden.

ſiſcher Oberſter und kurſächſiſcher Kammerherr. Dieſe Alle gehörten dem meißniſchen Geſchlechte an. Ihre Erben haben ſich nach Sachſen zurückgewendet.

Der sub f angeführte Meinhard von Schomberg hinterließ von ſeiner Gemahlin, Dorothea Riedeſel von Bollersheim fünf Söhne. Einer davon, Hans Meinhard [1]), ward königlich großbritanniſcher Rath und kurpfälziſcher Geheimrath, Obermarſchall und Oberſter und vermählte ſich am 22. März 1615 mit Anna, der Tochter des Lord Dudley (Eduard Sutton), die er auf einer Geſandtſchaftsreiſe nach England kennen gelernt hatte. Sie ſtarb aber noch in demſelben Jahre, an den Folgen ihrer Entbindung von einem Sohne, der nach ſeinem Pathen, dem Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz, Friedrich genannt und in der letzten Woche des Decembers 1615 geboren wurde. Auch ſeinen Vater verlor der Neugeborene ſchon am 3. Auguſt 1616, und ſeine Erziehung fiel nun ſeiner väterlichen Großmutter, ſowie ſeinen beiden Oheimen Heinrich Dietrich und Johann Otto von Schomberg [2]) anheim, von denen jedoch

---

1) S. über ihn: des Freiherrn von Moſer patriotiſches Archiv, Bd. VIII. Er war zu Bacharach am 28. Auguſt 1582 geboren und ſpielte eine ſehr weſentliche Rolle in den Angelegenheiten der proteſtantiſchen Union, diente ihr als Soldat, Diplomat und mit ſeinen Geldmitteln, machte aber auch, in Betreff Brandenburgs, Erfahrungen von fürſtlichem Undank. Sein Leben bietet manchen intereſſanten Zug zur Sittengeſchichte ſeiner Zeit, und kommen wir vielleicht künftig einmal darauf zurück.

2) Beide waren kurpfälziſche Geheimräthe. Heinrich Dietrich († 1622) war anfangs Amtmann zu Bacharach, in welchem Poſten ihm ſein Bruder Johann Otto († 1659) folgte, dann Oberſter und Gouverneur zu Mannheim, dann Burggraf zu Starkenburg. Beide ſchloſſen ſich ihrem Kurfürſten treu an und zogen ſich dadurch Achterklärung und Güterconfiscation zu. Johann Otto wird in einem kaiſerlichen Reſcripte von 1624 ein „weltkundiger Rebell" genannt.

nur der Letztere das Ende dieser Vormundschaft erlebte. Der junge Schomberg bekam von seinem fünften Jahre an einen eignen Präceptor, Jacob Mohr [1]), der ihn 1625 nach Hanau begleitete, von wo sie sich jedoch schon 1626 nach Sedan übersiedelten. Auf die Wahl des letztern Ortes scheint hauptsächlich der Umstand eingewirkt zu haben, daß die Herzogin von Bouillon, die Mutter des großen Turenne, eine Tochter des ersten Wilhelm von Oranien und eine Halbschwester der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich's IV. von der Pfalz, daselbst wohnte. Nachdem er sich hier viel mit Sprachen, auch dem Griechischen, beschäftigt hatte, zog er 1630, mit einem andern Präceptor, Bolsingen, nach Paris. Da aber Großmutter und Oheim erfuhren, daß sein katholischer Vetter, Johann Karl Graf von Schönburg [2]), dem vom Kaiser die Güter der geächteten Vettern und die Vormundschaft zugesprochen worden, ihn nach Spanien zu ziehen suche, so ließen sie ihn schnell zu seinem Großvater, Lord Dudley, und seiner mütterlichen Großmutter, Lady Theodore Dudley, geborne Harrington, nach England reisen, von wo er nach Holland überging und sich zwei Jahre lang in Leyden hauptsächlich mit Mathematik beschäftigte, in welcher auch sein Vater sich sehr ausge-

1) Er bezog 50 Fl. Gehalt.

2) Ein Brudersſohn Meinhard's, Simon Rudolph, heirathete eine Erbtochter der in Lothringen und Luxemburg begüterten Familie de Raves und ward katholisch. Sein ältester Sohn, Otto Friedrich, ward kaiserlicher und kurbairischer Kriegsrath, Oberster, Generalwachtmeister und General der Artillerie, und blieb bei Leipzig am 7. September 1631. Der jüngere Sohn, Johann Karl, war erst in kurmainzischen, dann in kaiserlichen Diensten und starb 1640 als kaiserlicher Ambassadeur und Kämmerer zu Madrid. Mit seinem Sohne Emanuel Maximilian Wilhelm erlosch dieser Zweig 1682.

zeichnet haben soll. 1633 war er als Volontair bei der Armee des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. 1634 trat er, im August, in das pfälzische Infanterieregiment ein und machte, auf schwedisch-protestantischer Seite, die Schlacht bei Nördlingen und den fluchtgleichen Rückzug nach derselben mit, auf dem er mehr Reitergefechte sah, als in drei folgenden Kriegsjahren. 1636 warb der bekannte Graf Ranzau [1]) ein Infanterieregiment für französischen Dienst, und auch unser Schomberg wollte eine Compagnie darin errichten. Von Hause konnte er kein Geld dazu bekommen, da man ihn zurückhaben wollte, damit er heirathe und die Familie fortpflanze. Er wußte sich aber ein zum väterlichen Erbe gehöriges Juwelenkästchen, was man der Kriegsgefahr halber zu seiner Base, einer gebornen Dudley und Witwe des am 11. Juni 1622 bei Höchst im Main ertrunkenen Grafen Johann Casimir von Löwenstein, geflüchtet hatte, zu verschaffen, und lieh auf dieses in Amsterdam 20,000 Fl. Er zog nun nach Calais und erhielt hier gleich Gelegenheit, bei einem Ausfall den Commandanten zu retten, indem er ihm eiligst zu Hilfe kam. Auch wurde seine Manneszucht um so mehr gerühmt, je seltener und schwieriger sie damals war. Endlich kam Ranzau und belagerte (1626) Dole. Hier ward Schomberg zum ersten mal leicht verwundet. Von der fruchtlosen Belagerung Doles zog er zum glücklichen Entsatz von St. Jean de Laune. Bei Ranzau zu bleiben bestimmte ihn zunächst der Umstand, daß derselbe zum Zwecke einer andern Werbung nach Holland ging, wo Schomberg noch einen Ehrenhandel abzumachen hatte. Er hatte noch in Leyden an einen Herrn von Opdam

1) Den wir uns für künftige Schilderung vorbehalten.

ine Summe im Ballſpiele verloren, zu deren Bezahlung r ſich, den Regeln eines ehrlichen Spieles gemäß, nicht erpflichtet hielt. Jetzt bezahlte er dieſe Summe, begleiete ſie aber mit einer Herausforderung. Der Prinz von Oranien glich jedoch die Sache aus. Einen zweiten Ehrenhandel machte er, nachdem er im Nanzau'ſchen Corps in Oſtfriesland gegen bewaffnete Bauern gefochten, auf der Grenze zwiſchen Holſtein und Dänemark mit ſeinem Oberſtlieutnant aus. Dann erfüllte er den Wunſch ſeiner Verwandten, ging nach Hauſe, übernahm ein Erbe und vermählte ſich (30. April 1638) mit Johanna Eliſabeth von Schomberg, der Tochter ſeines verſtorbenen Oheims Heinrich Dietrich und der Elisabeth Kettler von Neſſelrode. Sie war eine tüchtige, wirthliche Hausfrau und gebar ihm ſechs kräftige Söhne(1.

Aber ſchon 1639 trat der junge Gatte als Lieutenant n oraniſche Dienſte und erhielt 1642, bei der Belagerung von Gennep, eine Compagnie. 1644 war er bei er Einnahme von Sas de Gent. 1645 erwirkte er ie Einnahme eines Forts, indem er mit 100 Reitern urch die Loo ſchwamm. Der Prinz von Oranien hatte it der Unternehmung nur eine Diverſion beabſichtigt nd freute ſich um ſo mehr, als ſie wider ſein Erwarten gelang. Nach dem Frieden ward Schomberg, mit Beibehaltung ſeiner Compagnie, erſter Kammerherr des Prinzen Wilhelm II., zu deſſen Vertrauteſten er gehörte, wie er ſpäter in den Dienſten ſeines Sohnes ſeine länzende Laufbahn glorreich beſchloß. Ob Schomberg

1) Otto ward 15. März 1639 zu Geißenheim, Friedrich 14. März 1640 zu Oberweſel, Meinhard 30. Juni 1641 zu Köln, Heinrich 9. Juli 1643, Karl 5. Auguſt 1645, Wilhelm 11. Auguſt 1647, dieſe drei zu Herzogenbuſch geboren.

zu den Rathgebern, oder zu den Gegnern der Unternehmungen des Prinzen gegen die amsterdamer Opposition gehört hat, deren Fehlschlagen den Grund zu dem frühen Tode des Prinzen und zu der seinem Hause so feindlichen Lövenstein'schen Partei [1]) legte, darüber sind die Angaben widersprechend. Jedenfalls aber zog ihm die ausharrende Anhänglichkeit an das Haus Oranien die Misgunst der siegreichen Oppositionspartei zu, und so benutzte er seine auf einer diplomatischen Mission angeknüpften Verbindungen in Frankreich, um 1651 als Capitain-Lieutenant [2]) der schottischen Gensdarmes mit dem Rang eines Marechal de Camp in französische Dienste zu treten. Schon vorher soll er als Freiwilliger eine Campagne in Flandern mitgemacht haben [3]). Sein Sohn Otto begleitete ihn nach Paris [4]), und er nannte sich erst von nun an Schomberg und Graf. Letzterer Titel gründete sich auf den Wortlaut des dem Johann Karl (s. S. 113), dessen nächster Agnat unser Held war, 1632 vom Kaiser ertheilten Grafendiploms, und die Annahme desselben geschah auf Begehr dieses Vetters.

Er nahm nun, an der Seite des großen Feldherrn Turenne, an dessen Kampfe gegen den gleichgroßen Feldherrn Condé, einen höchst ruhmvollen Antheil, wie bei den Eroberungen von Rhetel, St. Menehould, Quesnoy, dem Entsatz von Arras, ward schon 1654

---

1) So genannt von dem Schlosse Lövenstein, auf welches einige Häupter der Opposition in Haft gebracht wurden.

2) Der erwähnte Chef war der Herzog von York, und als dieser 1667 niederlegte, der König von Frankreich.

3) *de Pinard*, chronol. hist. milit.

4) Seine Frau blieb noch einige Jahre im Haag, so lange die jüngeren Söhne in Utrecht und Saumur ihren Studien oblagen. Dann zog sie auf die Güter.

Generallieutenant, errichtete aus eigenen Mitteln ein deutſches Infanterieregiment, wohnte der Eroberung von Landrecy, Condé und St. Guilain bei, und ward Gouverneur des letztern Platzes. Auch bei der durch des Marſchall Ferté Fehler verunglückten Belagerung von Valenciennes (1656) war Schomberg und verlor hier ſeinen älteſten Sohn Otto an ſeiner Seite. 1657 ward St. Guilain von überlegener Macht belagert, von Schomberg tapfer vertheidigt, endlich aber, gegen ehrenvolle Capitulation, unter freiem Abzug der 600 Mann ſtarken Garniſon, die von 12,000 Mann, unter Don Juan und Condé, angegriffen worden waren, übergeben. Die engliſche Geſandtſchaft beſchuldigte Schomberg der Anhänglichkeit an die Stuarts und verlangte, daß er vor das Marſchallsgericht geſtellt werde; es ward aber dem keine Statt gegeben, und man ſuchte den Grund der Anfeindung nur in der Galle darüber, daß Schomberg über die ſchlechte Kriegszucht der engliſchen Hilfsvölker ungünſtig geurtheilt hatte. Schomberg nahm übrigens noch in ſelbem Jahre die Feſtung Bourbourg und ward nun hier Gouverneur. Bei der ſiegreichen Schlacht auf den Dünen (1658) befehligte Schomberg die zweite Linie des linken Flügels, nahm auch dann an der Eroberung von Dünkirchen, von Winexbergen, deſſen Gouverneur er auch ward, von Furnes, Grevelingen, Dixmuiden, Oudenarde, Menin, Ypern und Comines, alſo an dem impetus victoriarum [1]) jenes Jahres Theil.

Ein ganz anderes Feld der Wirkſamkeit ward ihm nach dem pyrenäiſchen Frieden eröffnet. Die Portugieſen, die ſeit 1640 ihre Unabhängigkeit zurückerlangt hatten, ſuchten jetzt, wo Spanien wieder freie Hand hatte,

1) Inſchrift einer Medaille.

Schutz und Hilfe von Frankreich. Das ihnen direct zu gewähren, ließ ſich unmittelbar nach dem mit Spanien geſchloſſenen Frieden nicht thun. Man ſchlug ihnen aber zwei Ausländer zu Befehlshabern ihrer Truppen vor, und Turenne empfahl ihnen den iriſchen Grafen Inchiquin und unſern Schomberg. Der portugieſiſche Geſandte, Don Juan d'Acoſta, Graf von Soure, ſchloß zuerſt mit Inchiquin ab, der aber erſt von Seeräubern gefangen und nach Algier gebracht ward und auch nach wiedererlangter Freiheit ſich nicht lange in Liſſabon aufhielt. Am 24. Auguſt 1660 wurde man mit Schomberg einig, daß er als Meſtre de Camp General der Provinz Alentejo, gegen ein Gehalt von jährlich 12,000 Cruzaden, 2000 Cruzaden Tafelgelder und 4000 Cruſaden für ſeine Söhne Friedrich und Meinhard, in portugieſiſche Dienſte treten ſolle. Sogleich meldeten ſich viele durch den Krieg außer Beſchäftigung geſetzte Offiziere und Soldaten bei ihm, aus denen er ſich ein Elitencorps auslas. Sich und die Seinen rüſtete er aufs Prächtigſte aus. Der Führer ſeiner zwei jüngern, in Paris zurückbleibenden Söhne ſchrieb davon unter Anderm: „Zwei Kleider des Generals, eins von Sammet und das andere von Tuch, von welch letzterem die Elle 45 Pariſer Gulden koſtete, waren geſtickt, ſodaß man kaum eines Fingers breit das Tuch ſah, und auf dieſen leeren Raum wurden noch goldene Spitzen aufgenäht. Des Sohnes Kleid war nur mit goldenen und ſilbernen Spitzen beſetzt. Die Röcke der Trompeter waren von rothem Sammet und ganz mit Schnüren verbrämt, und zu den übrigen Livreen wurden 1200 Ellen Tuch und 800 Ellen Galonen gebraucht.“ Schomberg reiſte erſt nach Hauſe, um ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten zu ordnen und von ſeiner Gemahlin Abſchied zu nehmen, und ging dann über Holland nach

England. Dem König Karl II. war er aus deſſen Exil bekannt und ſoll ihm guten, nicht befolgten Rath ertheilt haben. Er erhielt von ihm ſchon damals das Brevet als Lord Tetford und eine Fregatte zur Bedeckung. Abgeſegelt, nahm er an den Dünen 80 Offiziere und 400 Reiter und vor Havre den portugieſiſchen Geſandten mit einigen Hunderten Offizieren und Reitern auf. Ans Land gehen durfte er in Frankreich nicht, um nicht, auf Requiſition des ſpaniſchen Geſandten, Grafen von Fonſaldagna, verhaftet zu werden.

Am 13. November langte er vor Liſſabon an und ward von den Großen des Reichs jubelnd empfangen, in einem königlichen Wagen nach Arera geführt und drei Tage prächtig bewirthet. Er erhielt darauf öffentliche Audienz bei dem König und der Königin Mutter, orientirte ſich am Hofe und ging gegen Ende des Januar 1668 in die Provinz Alentejo, deren Gouverneur, der Graf von Atugia, ihm mit der ganzen Beſatzung von Elvas und ſechs Feldſtücken eine Meile weit entgegenkam. Er trug auf ſofortige Befeſtigung mehrerer Plätze an und nahm darauf in Elvas ſein Quartier. Soweit war Alles gut. Seine Wirkſamkeit in Portugal wurde aber, nicht, wie die ſeines ſpätern Nachfolgers, des Grafen Lippe, durch Religionshaß, wohl aber durch den bodenloſen Hochmuth der portugieſiſchen Großen, die gänzliche Unbekanntſchaft der Nation mit den Vorſchritten der europäiſchen Kriegskunſt, die tiefe Entartung des Volkes und die eingewurzelten Misbräuche der Verwaltung und des Heerweſens ungemein gehindert. Um ſo bewundernswerther, daß er auch unter ſo miſslichen Umſtänden doch das Hauptwerk zu leiſten vermochte.

Fortwährend im Kriegsrathe überſtimmt, konnte er lange nichts weiter thun, als die Fehler ſeiner Generale

gutmachen und die Spanier verhindern, von erlangten Vortheilen weitern Gebrauch zu machen. Doch erhielt sich das Zutrauen der Nation zu ihm, auch ohne daß er Glänzendes zu thun vermocht hätte. Als eine Intrigue, an der selbst ein von ihm mitgebrachter französischer Oberstlieutenant Antheil genommen [1]), ihn endlich bestimmt hatte, seinen Abschied zu fordern, und dieser vom König bewilligt ward, begab sich der lissaboner Volksrichter (juiz do povo), ein echter Volkstribun, zum König und that ihm Vorstellungen dagegen. Dies, ein Schreiben des Königs von Frankreich an Schomberg, was ihn zum Ausharren ermahnte und ihm Belohnungen in Frankreich in Aussicht stellte, und die Ankunft englischer Hilfstruppen, zu deren Chef Schomberg erklärt wurde, der nun in Diensten dreier Könige stand, bestimmten sein Bleiben.

Nachdem er im März des Jahres 1663 eine sehr gefährliche Krankheit überstanden, gelang es ihm am 8. Juni, wider den Willen des portugiesischen Oberbefehlshabers Grafen von Villaflor, dessen ganzer Antheil an der Sache in einem Kopfnicken bestand, durch das er endlich, als er die Sache nicht mehr ändern konnte, seine Zustimmung zu erkennen gab, bei Estremos eine siegreiche Schlacht zu schlagen, wobei mehr als 5000 Gefangene gemacht, viele portugiesische Gefangene befreit und die ganze spanische Artillerie, Bagage, Kriegskasse und Kanzlei erbeutet wurden. Graf Friedrich Schomberg der Jüngere ward in diesem Treffen verwundet [2]). —

---

1) Schomberg rächte sich an ihm dadurch, daß er ihm ein eignes Regiment formirte und ihn zu dessen Obersten ernannte.

2) Zu den Anekdoten von dieser Schlacht gehört es: daß der portugiesische Befehlshaber, Graf Villaflor, das Manövriren der Engländer, was den Sieg hauptsächlich entschied, für ein Uebergehen

Es kam bei dieſer Gelegenheit zu Tage, daß Don Juan einen gefangenen Franzoſen beauftragt hatte, Schomberg für den bloßen Rücktritt von der portugieſiſchen Sache, ohne daß er auf die ſpaniſche Seite zu treten brauche, auf Lebenszeit alle die Vortheile zu verſprechen, die ihm Portugal nur auf die Dauer des Krieges zugeſichert hatte.

Nach dem Siege kamen viele portugieſiſche Freiwillige zur Armee und es ward nun die Belagerung von Evora eröffnet, wobei der portugieſiſche Ingenieur, ein Italiener, damit debutirte, daß er die Erde aus den Laufgräben auf die Seite der Belagerer werfen ließ. Schomberg war überall und trieb die Gegner bald ſo in die Enge, daß ſie Capitulation ſuchten. Villaflor bewilligte ihnen eine ſolche, die aber Schomberg zu günſtig ſchien, weshalb er die Belagerung fortſetzte, worauf ſich die Beſatzung nächſten Tages in härtere Bedingungen fügte. Villaflor wurde nun abberufen. Schomberg wurde Kriegsgouverneur der Provinz Alentejo und, als Graf von Mertola, Grand von Portugal, erhielt auch (1668) eine Penſion von 102,864 Reis, die aber freilich nur 314 Fl. ausmachten, aus der königlichen Chatoulle. 1664 ward Valencia erobert und Caſtel-Rodrigo ſchon dadurch entſetzt, daß die Spanier die zum Entſatz herbeieilenden Portugieſen, die ſich aus den Bauerweibern abgenom-

---

zum Feinde, ihre Salven für Freudenfeuer der Spanier hielt, als er aber von der Wahrheit überzeugt ward, ausrief: „Wahrlich, dieſe Ketzer ſind beſſer als unſere Heiligen!“ Dann, daß der portugieſiſche Hof jeder Compagnie Soldaten drei Pfund Schnupftabak als Belohnung ſoll haben austheilen laſſen. In der Kanzlei fand man ein vollſtändiges Inventarium der ſpaniſchen Armee. Der portugieſiſche Staatsſecretair ſchrieb darunter: „Alles dieſes wohlgezählt und richtig nach der Niederlage Don Juan's d'Auſtria bei Eſtremos, den 8. Juni 1663 empfangen zu haben, wird andurch beſcheinigt“, und dieſe Beſcheinigung ſoll nach Madrid geſchickt worden ſein.

menen Mänteln blaue und rothe Mützen gemacht hatten, für Engländer hielten und in panischem Schrecken davonliefen. Weiteres verhinderte die Unentschlossenheit und das Schwanken des portugiesischen Ministeriums, und Schomberg ward noch einmal nur durch die Volksvertretung von Lissabon vom Abgange abgehalten. Am 17. Juni 1665 gewann er aber, gegen spanische Uebermacht, die jetzt der Marquis von Caracona führte und bei der erprobte castilianische Regimenter waren, die im Anfang schwankende Schlacht von Villa Viciosa, wobei abermals über 4000 Gefangene gemacht, 60 Fahnen, 4 Standarten, 2 paar Pauken, 14 Kanonen und 2 Mörser erbeutet wurden. Schomberg schlief am folgenden Morgen noch in seinem Zelte, als man vor demselben aus allen erbeuteten Fahnen, Standarten und Spontons der gefangenen Offiziere eine Trophäe errichtete, ihn, unter dem Schall der Trompeten, Pauken und Trommeln, erweckte, und ihm die Glückwünsche des Offiziercorps darbrachte. Seine Söhne Friedrich und Meinhard hatten sich auch in dieser Schlacht sehr hervorgethan. Eine rechte Benutzung des Sieges verhinderte auch diesmal der portugiesische Kriegsrath. Auch aus dem Plane, den Krieg nach Spanien zu verpflanzen, wurde nichts Wesentliches, weil diese Operation von der Provinz Minho aus erfolgen sollte, und in dieser ihr eigner Gouverneur, der Graf von Prados, den Oberbefehl führte, dieser aber, ungeachtet der Vorschlag von ihm selbst ausgegangen war, auch gar nichts that. Schomberg und St. Jean nahmen, auf eigne Hand und wider den Willen des Befehlshabers, ein paar kleine Plätze in Galizien weg, wobei sich der mit französischen Soldaten in Portugal angekommene Graf Karl Schomberg hervorthat. Als die Spanier erfuhren, daß Schomberg seine

Provinz verlaſſen habe, brachen ſie in dieſelbe ein und nahmen Rudar. Schomberg eilte zurück, die Spanier wichen und Rudar wurde in vier Tagen wieder erobert.

1666 beſchloß Schomberg, in Andaluſien einzudringen, und zog mit 4000 Mann von Eſtremos aus, nahm das hartnäckig vertheidigte Algueria de la Puebla [1]), in drei Stunden das befeſtigte Payamogo, endlich San Lucar. Dies Alles that er auf eigne Hand, und namentlich bei der letztern Expedition erfuhr man in Liſſabon die Einnahme San Lucars eher, als daß Schomberg überhaupt darauf ausgegangen ſei. Der Miniſter aber, Graf Caſtel-Melhor, behauptete, ſtatt Schomberg Dank zu wiſſen, es ſei wider das Intereſſe der Nation, in Andaluſien Krieg zu führen. Das war es nun ſicher damals nicht; wenn er aber gemeint hat, es ſei wider das Intereſſe Portugals, weſentliche Eroberungen in Spanien zu machen, ſo könnte er Recht gehabt haben.

Sonſt waren die Ausſichten damals für Portugal um ſo günſtiger, als ſich Frankreich deſſelben immer thätiger annahm. Es ſchickte anſehnliche Subſidien. Schomberg erhielt Erlaubniß, ſeine ſchottiſchen Gensdarmes dem Chevalier d'Hauteville für 152,000 Livres abzutreten, und das Verſprechen, daß der König eine gleiche Summe zulegen wolle, ſobald ſich eine käufliche Herrſchaft von dieſem Werthe in Frankreich für ihn gefunden haben würde. Im Auguſt langte die neue Königin, Marie von Sa-

1) Es ward geplündert, wogegen Schomberg die Kirche mit Lebensgefahr ſchützte, wie denn Schonung der Kirchen der ſtete, durch aufrichtige Religioſität, wie durch Klugheit dictirte Grundſatz Schomberg's war.

voyen [1]), in Portugal an, und in ihrer Begleitung erſchien der Herzog von Eſtrées, Biſchof zu Laon [2]), und der Marquis von Ruvigny. Endlich am 31. März 1667 kam ein förmliches Bündniß zwiſchen Frankreich und Spanien zu Stande, was auf zehn Jahre zu Schutz und Trutz geſchloſſen ward und wonach Schomberg noch dieſe ganze Zeit in Portugal bleiben, überall aber den portugieſiſchen Gouverneurs untergeordnet ſein ſollte. Hofintriguen verhinderten die Benutzung der günſtigen Zeitlage, wo Spanien in den Niederlanden beſchäftigt und im Innern uneinig war. Der König Alphons von Portugal war gänzlich unfähig und halb wahnſinnig und behandelte ſeine Gemahlin und den von der Mutter begünſtigten jüngern Bruder Dom Pedro brutal. Die Partei der Königin und die des Dom Pedro vereinigten ſich endlich gegen die des Königs und ſeines Miniſters Caſtel-Melhor. Das Hauptorgan der Intrigue der Oppoſition war der Pater de Ville, ein Jeſuit, den die Königin als Beichtvater aus Frankreich mitgebracht hatte. Auch Schomberg ſollte in dieſe Händel gezogen werden [3]), ließ ſich aber, ungeachtet er ſich am meiſten über den Miniſter zu beſchweren hatte, auf keinen thätigen Antheil ein, begnügte ſich, nach Frankreich um Verhaltungsregeln zu ſchreiben, und zog ſich, als die Sache dem Ausbruche nahe kam, in ſeine Provinz zurück. Die Sache endigte mit der Thronentſagung des Königs, der Einſetzung des Dom Pedro zum Regenten des Reichs, der Scheidung der Königin von ihrem Gemahl und der

1) La vie de Marie de Savoye, Reine de Portugal et de l'Infante Isabelle sa fille, par le Pere d'Orleans. Paris, 1697. 12.

2) S. Bd. I. S. 105.

3) S. Bd. I. S. 485.

Vermählung derſelben mit deſſen Bruder Dom Pedro [1]). Dieſe Vorgänge hatten aber auch den eilig abgeſchloſſenen Frieden mit Spanien zur Folge (13. Februar 1668), den die Stände des Reichs, wider den Willen der Regierung und die Wünſche Frankreichs, erzwangen, und machten ſomit der Rolle Schomberg's in Portugal ein Ende. Am 6. Mai kam der Viceadmiral, Graf d'Eſtrées, mit einem Geſchwader, um die franzöſiſchen Truppen abzuholen, während Graf Friedrich Schomberg [2]) die engliſchen Truppen auf Schiffen ihrer Nation zurückführte. Am 8. Juni 1668 verließ auch Schomberg Portugal, höchſt gnädig entlaſſen und ein ſehr geehrtes Andenken hinterlaſſend [3]), und langte am 14. in Rochelles an.

Er erfuhr hier, daß der Friede zu Aachen geſchloſſen ſei, weshalb die von ihm mitgebrachten Truppen größtentheils verabſchiedet wurden. Seine Reiſe nach Paris war ein Triumphzug und ſein Empfang am Hofe der gnädigſte.

---

1) Alphons wurde erſt nach Terceira, dann noch Cintra gebracht. Es fanden noch nach Jahren einige Aufſtände ſtatt, welche ihn wenigſtens zum Vorwande nahmen. Er ſtarb aber in der Gefangenſchaft 1683.

2) Nach Verrichtung dieſes Auftrags begab ſich dieſer Sohn unſers Schomberg, mit welchem der Letztere immer am wenigſten harmonirt hatte, nach Deutſchland und ſetzte ſich auf den Gütern zur Ruhe. Er vermählte ſich 1670 mit einer Freiin von Buchholz, ſpäter mit einer Freiin von Spaen und ſtarb am 5. December 1700 zu Geißenheim. Auf ihn ging übrigens, nach des Vaters Tode, der Titel eines Granden von Portugal und Grafen von Mertola über. Seine einzige Tochter, aus erſter Ehe, heirathete den Grafen Karl Friedrich von Sayn-Wittgenſtein.

3) Dieſes heftete ſich freilich zum Theil an Aeußerlichkeiten und Fabeln. Die Portugieſen putzten fortan ihre Heiligenbilder „nach Schomberg's Mode", nämlich mit blonden Perrücken und goldenen und ſilbernen Spitzen. Auch erzählte man ſich, Schomberg habe ſeine Depeſchen auf ein Glas geſchrieben, das er gegen den Mond gehalten, auf welchem Mazarin dieſelben, mit Hilfe eines Teleſkops, geleſen habe.

Während seiner Abwesenheit war seine Gemahlin, am 21. März 1664, zu Geißenheim gestorben. Auch sein vierter Sohn, Heinrich, war in Flandern schwer verwundet worden und an den Folgen davon als Gefangener in Brüssel gestorben. Ebenso scheint sein jüngster Sohn Wilhelm um diese Zeit in Frankreich gestorben zu sein. Mit Schomberg kamen seine Söhne Meinhard und Karl mit nach Frankreich, und diese Dreie wurden naturalisirt. Schomberg kaufte die Herrschaft Coubert bei Paris, erhielt die Honneurs du Louvre und vermählte sich am 14. April 1669 mit Susanne d'Aumale, einer Tochter Daniel's d'Aumale und einer St. Pol. Sie war protestantisch, und die Trauung fand in der reformirten Kirche zu Charenton statt. Im Sommer 1671 ging Schomberg nach Deutschland, um einen großen Theil seiner dortigen Güter seinen drei Söhnen, jedoch unter der Bedingung abzutreten, daß sie ohne seine Einwilligung nichts davon verpfänden, oder veräußern, ja nicht einmal ein Capital aufkündigen dürften. Zugleich verbot er ihnen — für jene Zeit ein seltener und schöner Zug — ausdrücklich: die Unterthanen, welche übrigens Leibeigne waren, „mit Frohn und Frevel gegen das Herkommen zu belegen", und setzte hinzu: „damit alle Confusion hierin verhütet und die Unterthanen nicht zu hoch beschweret werden, als ist mein gänzlicher Wille, daß die Frohndienste um ein erträgliches Geld mögen angeschlagen und bezahlt werden." Auch in einem spätern, aus Frankreich seinem Sohne Meinhard mitgegebenen Memoire wiederholte er: daß seine Unterthanen mit Frohndiensten geschont und ihnen keine Ursache zu Klagen gegeben werden solle, „indem es eine Gewissenssache sei und er keine Bedrückungen zugeben könne."

Als 1672 die Allianz zwiſchen England und Frankreich gegen die Vereinigten Niederlande hervortrat, erbat ſich Karl II. unſern Schomberg von Frankreich, um ihn an die Spitze der engliſchen Armee zu ſtellen. Schomberg traf am 3. Juli in England ein und wurde zum Capitaingeneral der ſämmtlichen Landtruppen, unter dem Prinzen Rupert von der Pfalz, dem Vetter des Königs, ernannt. Die beabſichtigte Landung in Seeland ſchlug aber fehl; Tromp und Ruyter behaupteten das holländiſche Uebergewicht zur See, und Schomberg hatte nur mit der geringen Kriegszucht der engliſchen, meiſt auf Milizen baſirten Armee zu kämpfen. Schomberg überreichte zwei Denkſchriften, von denen die eine ſich die Aufgabe ſtellte, einen Plan zu begründen, bei deſſen Ausführung man zu jeder Zeit ein ſo beträchtliches Truppencorps in Bereitſchaft haben ſollte, als für den engliſchen Dienſt erforderlich wäre, und zwar ohne Unkoſten für den König, ohne Beſchwerde der Nation und ohne daß dieſes Corps ſich vermindere, wieviel auch aus demſelben Mannſchaft gezogen werden möge. Die zweite ſchildert die damalige Beſchaffenheit der engliſchen Armee, mit Vorſchlägen, dieſelbe zu verbeſſern [1]). Beide ſtehen in mancher Beziehung im Widerſpruch mit einander. Die zweite Denkſchrift ſchließt ſich an das Beſtehende an und bringt auf dieſem Grunde nützliche Vorſchläge. Die erſte läuft auf etwas Aehnliches wie die eingetheilte Armee in Schweden hinaus. Wenn es in der zweiten Denkſchrift für wichtig erklärt wird, alte, an ſtrenge Kriegszucht gewöhnte Soldaten zu haben, und dieſe ſo viel als möglich unter dem Auge ihrer Befehlshaber zu

1) Beide Denkſchriften finden ſich im zweiten Theile von Kazner's Leben Friedrich's von Schomberg. Mannheim, 1789.

halten, so weiß man nicht, wie man es damit vereinigen soll, daß die erste Denkschrift den Soldaten in Friedenszeiten nur auf ein Jahr verpflichten und nur zwölf Tage im Jahre üben will. Schomberg war übrigens dem Hofe zu religiös, dem Volke zu sehr Soldat und den Großen bei ihren Privatintriguen zu sehr im Wege. So nahm er seinen Abschied und war schon im November wieder in Coubert. Bald aber ward er wieder dem aus Holland zurückkehrenden Herzog von Luxemburg entgegengeschickt, um dessen durch den Prinzen von Oranien sehr gefährdeten Rückzug zu decken, was auch glücklich gelang. Vom November 1673 bis zum Februar 1674 befehligte Schomberg die königliche Armee zwischen der Maas und Sambre.

Dann wurde ihm wieder ein anderes Feld des Wirkens angewiesen, wozu die spanischen Pläne auf die Grafschaft Roussillon Anlaß gaben. Nachdem er zum erblichen Herzog ernannt worden, ward er an die Spitze der den Spaniern entgegengestellten Armee ernannt, welche aus 10—12,000 Soldaten, meistens neuen Regimentern, und 10—11,000 Mann Landmilizen aus Languedoc bestand, auf welche Letztere noch weit weniger zu rechnen war, als auf die Ersteren. Schomberg's bei den Spaniern gefürchteter Name mußte der Armee zum besten Nachdruck dienen. Das mag auch zunächst seine Wahl für diesen Punkt bestimmt haben. Doch mag es wohl überhaupt der Rücksicht auf gewisse Eigenschaften Schomberg's, namentlich auf seine Ruhe, Gelassenheit, sein gewinnendes Wesen und seine standhafte Ausdauer zuzuschreiben sein, daß er fast durchgängig, wo ihm ein Oberbefehl vertraut ward, an die Spitze von Truppen gestellt ward, die er erst an Krieg und Kriegszucht zu gewöhnen hatte. Daß aber die Franzosen diese undank-

bare Rolle nicht ungern einem Ausländer übertrugen, iſt auch etwas, was ſich noch in viel ſpätern Zeiten wiederholt hat, wo ſie immer es liebten, ihre ausländiſchen Verbündeten, ja ſelbſt die Truppen aus neufranzöſiſchen Provinzen an die gefährlichſten und unerfreulichſten Poſten zu ſtellen.

Schomberg hatte bei dieſem Feldzuge[1]), der in die Jahre 1674 und 1675 fällt, theils mit der Ungeübtheit ſeiner Truppen, denen es theilweiſe, namentlich den Milizen, auch an Luſt und Muth gebrach, theils mit der Kargheit der Verwaltung zu kämpfen, welche an dieſem nicht entſcheidenden Punkte die Geldmittel möglichſt ſparte. So war nichts Großes auszuführen und der Zweck ſchon erreicht, wenn man nur auch den Gegner nicht viel thun ließ. Schomberg eilte zunächſt zum Entſatz der Feſtung Bellegarde. Der Commandant derſelben, wiewohl von Schomberg's naher Ankunft unterrichtet, hatte ſich aber ſo übereilt ergeben, daß ihn ſelbſt der ſpaniſche Befehlshaber, der Herzog von St. Germain, warnte, ſich nicht in das franzöſiſche Lager zu wagen. Er that es doch und ward von Schomberg mit der Vertröſtung in die Citadelle von Perpignan geſchickt, daß ihm das Blutgerüſt bevorſtehe. In der That drang Schomberg auf Statuirung eines Beiſpiels. Der Proceß des feigen Commandanten ward jedoch möglichſt lange verſchleift, bis er zuletzt zu ewiger Haft verurtheilt ward[2]). — Die

1) Vergleiche über ihn: Relation de ce qui s'est passé en Catalogne, Paris, 1678, 8. Mémoires de Mr. St. H. (Hilaire), Amsterd., 1766, 2 P. 8. Quincy, P. I. passim. De la Hode, P. III. p. 519 ss., P. IV. p. 130 ss. Larrey, P. IV. p. 171 ss. Kazner a. a. O. I. 183 fg.

2) Recueil des Lettres pour servir à l'eclaircissement de l'histoire militaire de Louis XIV. IV. 110.

Belagerung des Schloſſes Bains mußten die Spanier aufgeben. Mehrere Wochen ſtanden ſich die Armeen bei Morillas gegenüber, nur durch einen Bach getrennt und ſich gegenſeitig durch Vorpoſtengefechte und Kanonaden neckend. Dann zogen die Spanier nach Catalonien ab. Der Verſuch, ihren Rückzug zu ſtören, ſcheiterte, theils wegen der guten Anſtalten der Spanier, theils durch den auf Schomberg neidiſchen und von Louvois begünſtigten General Le Bret, theils weil die Miliz auf die erſte Salve ausriß. Dann traten Lagerkrankheiten ein.

Schomberg legte man von dem allen nichts zur Laſt und ſein Sohn Meinhard wurde gerade in dieſer Zeit zum Brigadier befördert. Dagegen nahm es der König übel auf, daß er, wie die Jeſuiten behaupteten, zu öffentlich proteſtantiſchen Gottesdienſt halten laſſen ſollte und der Miniſter ließ ihn deshalb durch den Grafen Meinhard warnen. Die Sache, die ſich namentlich auf das Privilegium eines Schweizerregiments gründete, war übertrieben worden und Schomberg wußte ſie in das richtige Licht zu ſtellen[1]).

1675 erhielt Schomberg bloß folgende Inſtruction: „Der König ſchreibt Ihnen für den bevorſtehenden Feldzug nichts vor und verläßt ſich darauf, daß Sie thun werden, was Sie bei dem Zuſtande der Truppen, die Se. Majeſtät Ihnen geben kann, und der feindlichen Armee gegenüber zu unternehmen für geeignet finden werden.“ Die Armee, die ihm der König „geben konnte“, war weit ſchwächer und in noch verlaſſenerem Zuſtande, als das Jahr vorher. So ſchrieb Schomberg am 17. April an den Miniſter: daß er lieber als Volontair bei einer anderen Armee des Königs dienen, als die Ehre

1) Die darüber gewechſelten Schreiben ſ. bei Kazner, Th. II.

haben wollte, eine Armee zu befehligen, mit welcher nichts ausgerichtet werden könne. Louvois, der ihn überhaupt mit ebensoviel Feinheit behandelte, wie er sonst gegen die Generäle schroff und hochfahrend zu sein pflegte, beschwichtigte ihn aber immer durch Versicherungen des Vertrauens in Schomberg's Talente und Appellationen an seine Ehrliebe. Schomberg errichtete 12 Compagnien französischer Miquelets, drang durch den Col de Portail in Catalonien ein, besetzte Figueras, erstürmte dann das Fort Montjoui bei Girona, nahm Ampurias und siegte in mehreren Gefechten, deren Zweck nur die Empfangnahme von Zufuhren aus Frankreich war. Endlich gelang es, auch Bellegarde wieder zu erobern. Auch eine befestigte und von Miquelets vertheidigte Einsiedelei in den Pyrenäen ward genommen. Schomberg, der es mit Absicht vermieden hatte, an ihrer Einnahme persönlich Antheil zu nehmen, ließ sie nicht, wie man erwartet hatte, in die Luft sprengen, sondern begnügte sich, eine Besatzung hineinzulegen.

Er war nach Perpignan gegangen, wo seine Gemahlin sich während dieser Feldzüge aufhielt. Den Vorwand bot eine Unpäßlichkeit; der wahre Grund war die ernste Erwägung, ob er zur katholischen Religion übergehen solle, und die Verhandlung darüber mit katholischen Theologen. Schon vor sechs Jahren hatte ihm der König den Marschallsstab angeboten, wenn er seine Religion ändern wolle. Schomberg aber hatte erwiedert: Seine Religion gehe ihm über alles; wenn sie ihn also verhindere, eine so hohe Stufe zu ersteigen, so tröste er sich mit der Erinnerung, daß Se. Majestät ihn doch derselben würdig befunden habe [1]). Auch diesmal ent-

1) Histoire de l'edit de Nantes (Delft, 1693, ss. 4 Tom. 4.), III., p. 283 ss.

ſchied er ſich, bei ſeinem Glauben zu beharren, da ihm die gegenſeitigen Gründe zu ſeiner Ueberzeugung kein Genüge gethan hätten. Es war gewiß ein ſchlagender Beweis der allgemeinen Ueberzeugung von Schomberg's unbedingtem Berufe zu dem glänzendſten Ehrenpoſten des franzöſiſchen Soldaten, daß er dennoch am 30. Juli 1675, in Gemeinſchaft mit Luxemburg, Noailles, Vivonne, Duras, Feuillade, Rochefort und d'Eſtrades, den Marſchallsſtab erhielt. Nur Zweie darunter, urtheilte man, verdankten dieſe Ernennung der Hofgunſt, die übrigen Alle ihren Verdienſten und bei Schomberg war nur Eine Stimme darüber. In ſeinem Dankſagungsſchreiben an den König drückte er die Befriedigung aus, mit der er ſehe, daß der König die Güte gehabt habe, in Betracht der treuen Dienſte, die er ſein Leben lang dieſem Königreiche und auf des Königs Befehl den Verbündeten deſſelben geleiſtet, die Hinderniſſe zu überwinden, die ſich bei der vorigen Promotion gefunden hätten. Auch an den Miniſter ſchrieb er, daß der König Niemand mit dieſer Würde beehren könne, der ihm länger, treuer und anhänglicher gedient habe, als er. — Im Feldzuge von 1676 fiel nichts Erhebliches vor und im December legte Schomberg dieſes Commando nieder. Er hatte geleiſtet, was mit ſo geringen Mitteln geſchehen konnte. Die Medaille, welche, nach Angabe der Akademie der Inſchriften, auf ſeinen Feldzug geprägt wurde, war aber freilich etwas ruhmredig. Sie ſtellte die Hiſpania dar, wie ſie, an den Fuß eines ſteilen Gebirges hingeworfen, einen die Keule gegen ſie erhebenden Herkules um Gnade anfleht. Dazu die Inſchrift: „LXXX urbibus aut arcibus captis".

Schomberg verließ den Kampf in den Pyrenäen nur, um an dem in Flandern theilzunehmen. Hier führte der

König den nominellen Oberbefehl, während die Marschälle Schomberg, Crequi, Humieres, de la Feuillade und de Lorges als seine Generallieutenants fungirten. Unter diesen war der Name Schomberg's ohne Frage der strahlendste. Dieser befehligte auch den ersten Angriff auf Condé, was am 26. April genommen ward. Der Angriff des Herzogs von Orleans auf Bouchain führte die beiden Armeen einander bei Valenciennes ins Gesicht. Alles erwartete eine Schlacht, welche auf beiden Seiten eifrig gewünscht ward. Französischer Seits wurde sie durch Schomberg verhindert. Der König schien ein Treffen zu wünschen, und für den größten Theil der Generäle würde der Wunsch des Königs Antrieb genug gewesen sein, selbst gegen ihre Ueberzeugung beizustimmen. Es bewährte aber die hohe Achtung, welche der König für Schomberg's Erfahrung und Zuverlässigkeit hegte, daß er erklärte, er werde nichts beschließen, ohne Schomberg vorher gehört zu haben. Diesem nun ließ Louvois sagen: er empfehle ihm ausdrücklich, wie immer der Beschluß des Kriegsraths ausfalle, die Person des Königs ins Auge zu fassen (qu'il devoit observer la personne du Roy). Louvois meinte: daß man nur bei unbedingter Gewißheit des Sieges eine Schlacht riskiren könne, wo der König persönlich befehlige. Schomberg verstand den Wink des Ministers und erklärte, daß jetzt die Eroberung von Bouchain die Hauptsache sei und man den Angriff des Feindes erwarten müsse. Crequi und de Lorges stimmten bei und der König erklärte nun: daß er gegen das Dafürhalten solcher erfahrenen Männer in einer so wichtigen Sache nichts zu wagen gedenke. Am 4. Juli verließ der König die Armee und übertrug Schomberg den Oberbefehl. Dieser gab demselben Gelegenheit, durch die Verhinderung des Entsatzes

von Aire, durch den Entſatz von Maſtricht und durch den Rückmarſch von da ſeine Meiſterſchaft auch ohne Schlacht zu zeigen. Namentlich der letzte Fall hat ihm hohen Ruhm erworben. Der Prinz von Oranien hatte ſich bei Cinq Etoiles in einer ſo vortheilhaften Poſition gelagert, daß die franzöſiſche Armee entweder von Frankreich abgeſchnitten, oder zu einem Angriff unter ungünſtigen Umſtänden genöthigt ſchien. Schomberg ſchlug ſein Lager im Angeſichte der Feinde, jedoch ſo auf, daß er ihnen ſtatt der Fronte die linke Flanke zukehrte, ſchickte auch Fouragierparteien aus, um glauben zu machen, er gedenke einige Zeit in dieſer Stellung zu verharren. Während des Fouragirens ließ er aber auf ſeinem rechten Flügel Brücken über die Mehaigne ſchlagen, und ſeine Artillerie, das Gepäck und die Regimenter dieſes Flügels waren bereits am jenſeitigen Ufer, ehe man im Lager der Feinde das Mindeſte ahnte (9. September). Es gelang den Feinden nicht, den Rückzug zu hindern. Der König belohnte den Entſatz von Maſtricht durch ein Geſchenk von vier Kanonen, die der ſchon auf dem Rückmarſch begriffene Schomberg aus Maſtricht nachholen ließ. Dennoch hatte man dem König, wie Schomberg bei Gelegenheit ſeines Wunſches, ſeine deutſchen Güter einmal wieder beſuchen zu dürfen, erfuhr, den Verdacht beigebracht, daß Schomberg in kaiſerliche Dienſte zu gehen beabſichtige. Den Anlaß dazu hatte die ohne königliche Erlaubniß erfolgte Reiſe ſeines Sohnes Karl nach Deutſchland geboten. Schomberg brachte dieſes Gerede durch perſönliches Erſcheinen am Hofe zum Schweigen. Doch ſcheint ein Stachel zurückgeblieben zu ſein. Oder war eine gewiſſe Erkaltung des Königs gegen ihn ein frühes Zeichen einer geheimen Empfindlichkeit des Königs darüber, daß ihn Schomberg

von einer Schlacht abgehalten, welche vielleicht ein Sieg, vielleicht auch eine Niederlage geworden wäre? In ſpäteren Jahren ſoll Ludwig geäußert haben, daß es ihn reue, bei Valenciennes nicht geſchlagen zu haben [1]).

Den Feldzug von 1677 eröffnete der König abermals perſönlich, von den Marſchällen Luxemburg, Schomberg, de la Feuillade und de Lorges umgeben, mit der Einnahme von Valenciennes und Cambray. An dem Siege bei Mont-Caſſel und der Einnahme von St. Omer hatte Schomberg keinen Antheil. Der König verließ die Armee ſchon am 20. April, gab aber diesmal den Oberbefehl nicht Schomberg, ſondern Luxemburg. Man wunderte ſich darüber und ſah Cabale und Misgunſt darin. Indeß war Luxemburg unter den übrigen franzöſiſchen Marſchällen immer Derjenige, welchem Schomberg wohl auch einmal ſeinen Turnus gönnen konnte. Schomberg ſelbſt übernahm im Mai den Befehl der bei Charleville geſammelten Obſervationsarmee. Der Unthätigkeit müde, gab er wenigſtens ſeinen Wunſch einer mehreren Beſchäftigung dadurch zu erkennen, daß er den König um Erlaubniß bat, unter Crequi als Veteran dienen zu dürfen. Da kein Marſchall von Frankreich unter den Befehlen eines anderen Marſchalls, ſondern nur unter denen des Königs, des Dauphins, oder eines Bruders des Königs dienen konnte, ſo war dies eben nur als eine Demonſtration zu betrachten. Die beiden Söhne Schomberg's, Karl und Meinhard, kämpften aber tapfer bei Crequi's Heere und die Thaten Meinhard's bei der Belagerung von Freiburg erzählte der König dem Vater ſelbſt.

1678 begleitete Schomberg den König zur Campagne,

1) Choisy, Mémoires I. 32.

nahm Gent und Ypern und trieb, nachdem ſich der König entfernt hatte, die Contributionen im Jülichſchen ein, wobei er von dem über Erwarten ſtarken Feinde bei Eſchweiler angegriffen und ſehr in die Enge getrieben ward ihn aber mit Verluſt zurücktrieb und die Armee in Sicherheit brachte. Auch ſein Sohn Meinhard zeichnete ſich bei der Armee des Marſchalls v. Crequi abermals aus[1]), ward aber in dem Treffen bei Ortenburg an der Kinzig verwundet und gefangen.

Bei Gelegenheit der nimwegiſchen Friedensunterhandlungen erwirkte Frankreich auch, daß Kurpfalz, für die auf 127,000 Gulden Batzen berechneten Anſprüche der Schombergiſchen Familie, derſelben ein Paar Dörfer nebſt einigen pfälziſchen Rechten und Gefällen in Schombergiſchen Ortſchaften abtrat.

Es folgten jetzt einige Jahre der Ruhe, welche Schomberg ſehr widerwillig ertrug und, wie er ſelbſt geäußert, beim Graben auf ſeinem Landſitze nur an Gräber dachte. Sein Sohn Meinhard heirathete 1682 die Raugräfin Karolina, die auch der Vater ſehr liebgewann. Dennoch empfahl er ihm, zum Türkenkriege zu eilen und ſah ihn in der That als Freiwilligen nach Ungarn abgehen. Nach dem Entſatze von Wien ſchrieb er: „wäre nur die geringſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden geweſen, die Erlaubniß dazu zu erhalten, ſo hätte ich ſelbſt die Reiſe dahin gemacht. So lange ich lebe, werde ich es beklagen, daß ich kein Zeuge der größten und wichtigſten Action ſein konnte, welche die Welt ſeit zwei Jahrhunderten erblickt hat. Dergleichen Gelegenheiten müſſen ſich Leute von unſerm Handwerk wünſchen, wenn ſie

1) Der große Condé beglückwünſchte ihn ſelbſt in zwei Schreiben darüber.

ſich gleich die ganze Zeit ihres Lebens darauf gelegt haben."

1684 zog er wieder, als nächſter Befehlshaber unter dem König, ins Feld, deckte die Belagerung von Luxemburg und zog dann in den Elſaß, um die Unterzeichnung des regensburger Waffenſtillſtandes zu erzwingen. Der König rief ihn, nach gelungenem Werke, an den Hof: um ihm mündlich die beſondere Zufriedenheit mit ſeinen ihm in dieſem Feldzuge geleiſteten Dienſten zu bezeigen. Doch hatte ſein Antheil an den Vorgängen die vorübergehende Unannehmlichkeit zur Folge, daß Kurpfalz die Schombergiſchen Güter — freilich nur für kurze Zeit — confiscirte. Der Kurfürſt ließ ſogar die Schombergiſchen Gefälleinnehmer in Haft nehmen, um ſie zu nöthigen, was ſeit Anfang des Krieges Erhobene herauszuzahlen. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb Schomberg an den König, daß er zeither noch in jedem Jahre, was er in den Dienſten des Königs zugebracht, mit der von demſelben bezogenen Beſoldung[1]) nicht ausgereicht habe. Allerdings aber hatte er auch bedeutende Schenkungen von Frankreich erhalten.

Wie dem auch ſei, ſein Wirken in Frankreich ſollte nun zu Ende gehen. Am 22. October 1685 erfolgte der Widerruf des Edicts von Nantes und koſtete Frankreich, unter zahlreichen, koſtbaren Opfern, auch Schomberg. Ihn vollſtändig dem harten Zwange, den das neue Geſetz enthielt, zu unterwerfen, wagte man zwar nicht. Aber man ſtellte ihm die Wahl, entweder, wenn er in Frankreich bleiben wolle, katholiſch zu werden, oder,

1) 1685 bezog er an eigentlicher Gage 12,000, an beſonderer Ratification ebenfalls 12,000 und als Marſchall 9000, zuſammen ſo 33,000 Livres.

wenn er ſich deſſen weigere, nach Portugal zu gehen. Daß ihm zu dieſer Ueberfahrt ein königliches Schiff überlaſſen wurde, hatte den Schein der Auszeichnung, ſollte aber gewiß auch dafür bürgen, daß die Familie ſich wirklich nur nach Portugal begebe. Ihm ſelbſt war ſein Glauben theurer, als aller Glanz der Erde. Er gehörte hierin den Nachklängen des 16ten, nicht den Vorklängen des 18ten Jahrhunderts an.

Im Frühjahr 1686 langte Schomberg in Portugal an, dem er 25 Jahre früher als Retter erſchienen war und wo er mit dankbarer Auszeichnung empfangen ward, wie denn namentlich die Königin fortwährend mit ihm in achtungsvoller Verbindung geblieben und ihren Antheil an ſeinen Erlebniſſen durch öftere Zuſchriften bezeugt hatte. Dieſe Königin war allerdings jetzt todt und der nächſte Dienſt, den er dem portugieſiſchen Hofe zu leiſten hatte, beſtand darin, daß er die Vermählung des Königs mit der Tochter des Kurfürſten Philipp Wilhelm zu Pfalz, Maria Sophia, vermittelte. Er hatte auch den Plan einer Verbindung der Infantin Iſabella Maria, einzigen Tochter des Königs aus erſter Ehe, mit einem Sohne jenes Kurfürſten; dieſer Plan ward aber durch das portugieſiſche Miniſterium hintertrieben. Die neue Königin gefiel ſich, ihrem Gemahl und dem Volke, und Schomberg hatte das ſeltene Glück, ſich mit dieſer Heirathsſtiftung Dank zu verdienen. Doch blieb er nicht in Portugal. Theils war es ihm, trotz ſeines Alters, unerträglich, in dieſem Winkel Europas unthätig zu ſitzen, und er beklagte, nicht in Ungarn zu ſein, um „in der Uebung zu bleiben.“ Theils war der Geiſt der religiöſen Unduldſamkeit endlich auch hier und in ſolchem Grade aufgeſtachelt worden, daß der König ſich genöthigt ſah, ihm zu erklären, er würde ihn nicht länger

gegen die Schritte der Inquisition schützen können. Schomberg ersparte Portugal diese Schmach und auch der französische Gesandte zu Madrid, an den er sich wegen der Pässe wendete, der Marquis de Feuquieres, konnte sich jetzt nicht wohl entbrechen, ihm diese zu gewähren.

Schon vor seiner Abreise nach Portugal waren ihm, durch den aus Frankreich vertriebenen reformirten Prediger Johann Claude, Anerbietungen gemacht worden, in brandenburgischen, oder in holländischen Dienst zu treten. Indeß die ersteren Anerbietungen waren zu unbestimmt und in Holland gab es keine Stelle für einen Mann von Schomberg's Rang, da der Fürst von Waldeck [1]) das Commando der holländischen Truppen führte. Durch den Kurfürsten Philipp Wilhelm zu Pfalz machte auch der kaiserliche Hof Anerbietungen, die selbst bis zur Ertheilung des Fürstenstandes [2]) und der Würde eines Generalfeldmarschalls stiegen. Indeß immer noch blieben für Schomberg Etiketteskrupel und der wiener Hof entschloß sich auch, wie damals gewöhnlich, zu langsam.

Schomberg reiste in Februar 1687 aus Portugal ab, ging zunächst nach dem Haag, wo er sich mit dem Prinzen von Oranien besprach, dann nach Wesel, wo seine Gemahlin blieb, und von da, noch ohne bestimmte Aussicht, nach dem immer unschlüssigen Berlin. In dieser Zeit erfolgten auch von Frankreich aus, was am 11. December 1686 seinen großen Condé und am 4. Februar 1687 den Marschall von Crequi durch den Tod verloren

1) Es war dies der Feldmarschall Georg Friedrich von Waldeck, welcher 1682 in den Reichsfürstenstand erhoben ward, dessen Linie aber 1692 mit ihm erlosch, worauf das Haus wieder gräflich war, bis 1712 auch Friedrich Anton Ulrich gefürstet wurde.

2) Man wollte ihn zum italienischen Fürsten machen, da er selbst sein Vermögen für einen Reichsfürsten nicht hinreichend fand.

hatte, wieder Annäherungen durch den Marquis von Bellefond, den älteſten franzöſiſchen Marſchall, wobei man ihm wenigſtens für ſeine Perſon und unter Bedingung des Geheimniſſes eine für ſeine Religion verweigerte Toleranz in Ausſicht ſtellte. Er fand das nicht geeignet, darauf einzugehen. Das intolerante Verfahren des franzöſiſchen Hofes hatte ihn beſtimmt, für immer mit Frankreich zu brechen.

Seine Ankunft in Berlin entſchied die Sache raſch. Er wurde am $^{17}/_{27}$ April 1687 zum General en Chef aller brandenburgiſchen Truppen, geheimen Staats- und geheimen Kriegsrath und Statthalter des Herzogthums Preußen ernannt[1]), erhielt zwei Regimenter, den Unterhalt für 80 Pferde und jährlich, in Friedenszeiten, 30,000 Thaler Einkünfte. Daß er ſich wirklich in dortigen Landen zu fixiren gedachte, ergibt ſich daraus, daß er von den Dohnaiſchen Erben einen großen Palaſt auf dem Friedrichswerder kaufte und darin mehrfache Bauten und

1) Ein Beweis ſeltner Zartheit und fürſtlicher Dankbarkeit liegt in dem Schreiben, worin der Kurfürſt dem Vorgänger Schomberg's, dem 79jährigen Freiherrn von Derflinger, die Sache anzeigt. Es ſchließt mit den Worten: „Ich wünſche dabei von dem Allerhöchſten, daß Ihr durch deſſen Gnade bald wiederumb zu völligen Kräften gelangen, und Ich mich Eures guten und vernünftigen Einrathens wie bishero, alſo auch ferner gebrauchen möge. Wie Ihr denn auch einen Weg als den andern bei allen Euren habenden Chargen, als nehmlich bei der Statthalterſchaft in Pommern und dem Cüſtriniſchen Gouvernement verbleibet, auch Eure drei Regimenter behaltet, und die Euch deßfalls verſchriebene und zuſtehende Gagen und Nutzbarkeiten Euch ungeſchmälert gelaſſen werden ſollen. Worinn Ich auch Eurem einzigen Sohn einige Gnade und Beförderung erweiſen kann, das werde Ich nicht unterlaſſen, und Eure unterthänigſte Vorſchläge deshalb erwarten. Allermaßen Ich denn ſchließlich Euch und den Eurigen mit beſtändigen Churfürſtlichen Gnaden allezeit wohl beygethan bleiben werde.“ Authentiſche Nachrichten von dem Leben und den Thaten Georgs Freiherrn von Derflinger. Stendal, 1786.

Verschönerungen vornahm. Auch der Tod des großen Kurfürsten (29. April 1688), an dessen Sterbebette[1]) auch Schomberg war, und der in fast prophetischem Geiste an den beiden Abenden vor seinem Tode London und Amsterdam als Parole gab, machte keine Aenderung in Schomberg's Lage.

Wohl aber ward eine solche durch die Zustände in England herbeigeführt. Diese waren nun dahin gereift, daß der Prinz von Oranien sich berechtigt und verpflichtet halten mußte, im Interesse Englands und Europas die Kräfte eines von seinem verblendeten Fürsten verwahrlosten Staates in berufenere Hände zu nehmen. Warum Schomberg in diese Sache gezogen ward, das hat der neueste große Geschichtschreiber der englischen Revolution, Macaulay[2]), in folgender Weise dargelegt: „Der Prinz hatte sich bereits über einen Unterbefehlshaber entschieden. Dies war allerdings keine unerhebliche Angelegenheit. Ein ungefährer Schuß, oder der Dolch eines Meuchelmörders konnte in einem Augenblicke die Expedition ohne Haupt lassen. Es war nothwendig, daß ein Nachfolger bereit sei, die erledigte Stelle einzunehmen. Doch war es unmöglich, irgend einen Engländer zu wählen, ohne entweder den Whigs, oder den Tories Anstoß zu geben; auch hatte noch kein damals lebender Engländer bewiesen, daß er die für Leitung eines Feldzugs nöthige militairische Geschicklichkeit besaß. Auf der andern Seite war es nicht leicht, einem Fremden den Vorzug zu geben, ohne die Nationalempfindlichkeit der hochmüthigen Inselbewohner zu verwunden. Ei-

1) Moser, patriotisches Archiv, Bd. IX., S. 231 fg.

2) Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritte Jakob's II. Uebersetzt von Bülau (Leipzig 1849, 2 Theile), Th. II. S. 417 fg.

nen Mann gab es und nur Einen in Europa, gegen welchen sich kein Einwand entdecken ließ: Friedrich Graf von Schomberg, ein Deutscher, aus einem edlen Hause der Pfalz entsprossen. Er galt allgemein für den größten lebenden Meister der Kriegskunst. Seine durch starke Versuchungen geprüfte und stets bewährt erfundene Rechtschaffenheit und Freimüthigkeit erwirkten ihm allgemeine Achtung und Vertrauen. Wiewohl ein Protestant, war er doch viele Jahre in Ludwig's Diensten gewesen, und hatte, trotz der Anfeindungen von Seiten der Jesuiten, seinem Anstellen durch eine Reihe großer Thaten den Stab eines Marschalls von Frankreich abgepreßt. Als die Verfolgung zu wüthen anfing, weigerte sich der brave Veteran standhaft, die königliche Gunst durch Abtrünnigkeit zu erkaufen, gab ohne ein Murren alle seine Ehren und Befehlshaberstellen auf, verließ sein Adoptivvaterland für immer, und nahm seine Zuflucht zu dem Hof von Berlin. Er hatte sein 70stes Jahr überschritten, aber sowohl sein Geist, wie sein Körper waren noch in voller Kraft. Er war in England gewesen, und daselbst sehr geliebt und geehrt worden. Er hatte in der That eine Empfehlung, deren sich damals sehr wenige Ausländer rühmen konnten: er sprach unsere Sprache nicht bloß verständlich, sondern angenehm und rein. Er ward, mit Zustimmung des Kurfürsten von Brandenburg, und mit warmer Billigung der Führer der englischen Parteien, zu Wilhelm's Stellvertreter bestellt."

Der Kurfürst von Brandenburg bewilligte nicht nur Schomberg's Theilnahme an dieser Unternehmung, sondern unterstützte sie freudig. Galt es doch dem großen Zwecke, die reichen Kräfte Englands, das jetzt für das übrige Europa verloren war, wieder in die Wagschale

zu Gunsten des europäischen Gleichgewichts zu bringen und zugleich zu verhindern, daß diese Macht nicht der protestantischen Gemeinschaft entfremdet und der römischen Sache gewonnen werde. Der Kurfürst schickte Schomberg nach Cleve, um von dort das durch die Erzbisthumswirren und das französische Interesse des Cardinals Fürstenberg gefährdete Köln zu besetzen und die Grenze der Niederlande zu decken. Dann zog Schomberg mit 6000 Mann brandenburgischer Truppen nach Holland, um sich der Expedition des Prinzen von Oranien anzuschließen. Sein jüngster Sohn, Graf Karl, jetzt kurbrandenburgischer Generalmajor, Inhaber eines Infanterieregiments und Gouverneur von Magdeburg, begleitete ihn. Graf Meinhard war am 25. November zum brandenburgischen General der Cavallerie und Obersten der Trabantengarde und der Grands Mousquetaires ernannt worden[1]).

Die englische Revolution von 1688 war bekanntlich eine friedliche, bei der es gar kein revolutionäres Blutvergießen und nur sehr wenig kriegerisches gab. Schomberg's Verdienste bei der Sache mußten sich auf den moralischen Einfluß seines Namens, auf den Rath, den er dem Prinzen ertheilt und der bei diesem um so bessere Statt gefunden haben mag, als Schomberg fast der einzige völlig unparteiische Rathgeber war, welchen Wilhelm um sich hatte, und auf die treffliche, den Engländern ungewohnte Mannszucht beschränken, die er unter den fremden Truppen hielt, welche mitgekommen waren. Er zog an der Seite des Prinzen in London ein und empfing im Februar 1689 die Danksagung des Hauses der Ge-

1) Mit einem Einkommen von jährlich 11,400 Thaler.

meinen für die großen Dienſte, die er der proteſtantiſchen Religion und dem engliſchen Staate geleiſtet habe, durch eine ſolenne Deputation[1]).

Frankreich, wo Schomberg's Theilnahme an dieſer für das franzöſiſche Intereſſe ſo verhängnißvollen Unternehmung die größte Senſation gemacht hatte[2]), verſuchte vergeblich, ihn, z. B. durch das Anerbieten großer Vortheile in däniſchen Dienſten, davon abzulenken. Als es die Fruchtloſigkeit dieſer Bemühungen erkannte, athmete es nur noch niedrige Rache. Coubert wurde confiscirt. Schomberg's Stammſchloß Schönburg bei Weſel wurde verbrannt, die Geſchütze weggeführt, die Mauern und Thürme geſprengt und die Schombergiſchen Beſitzungen in der Pfalz vorzugsweiſe verwüſtet. Man ſchickte auch einen Emiſſar nach England, welcher ſich mit geheimen Aufträgen an Schomberg drängen ſollte, um ihn, wenn nicht zu überreden, doch verdächtig zu machen. Schomberg war aber von Frankreich aus ſchon in Kenntniß geſetzt worden, und ließ den Emiſſar ſofort verhaften und der Obrigkeit ausliefern. Brandenburgiſcher Seits hätte man Schomberg, nach verrichtetem Hauptwerke, gern wieder in Deutſchland geſehen. Auch ſtellte man ihm das Commando über die alliirte Armee und die reichsfürſtliche Würde in nähere Ausſicht. Sei es

1) Dalrympl:, Memoires, II. 87.

2) Frankreich war nicht bloß aus Intereſſe gegen eine Unternehmung, welche allerdings die ganze zeitherige Politik ſeines Königs vereitelte; es war auch wirklich die öffentliche Meinung des damaligen Frankreichs, aus falſchen, aber naheliegenden politiſchen, religiöſen und moraliſchen Gründen, gegen die engliſche Oppoſition und die Unternehmung des Prinzen geharniſcht. So mag es erklärt werden, daß die Frau von Sevigné über Schomberg an ihre Tochter ſchrieb: „Was ſagſt Du von dieſem Helden, der das Ende eines ſo ſchönen Lebens ſo arg befleckt?“

indeß Vorliebe für England geweſen, oder größeres Zutrauen in die Sicherheit und Dauer der der Familie hier eröffneten Vortheile, oder eine gewiſſe Abneigung Schomberg's, als Marſchall von Frankreich, welchen Titel er fortwährend beibehielt und allen ſeinen übrigen Amtstiteln vorſetzte, ſeinen alten Waffenbrüdern entgegenzutreten, er zog den engliſchen Dienſt und den in Irland bevorſtehenden Feldzug allen anderen Ausſichten vor. Die ihm dafür gebotenen Vortheile waren ſo, wie ſie einer Nation entſprachen, die das Verdienſt zu belohnen und die äußeren Hebel, die zu großen Thaten anreiben, in Kraft zu ſetzen verſteht. Er ſollte erſt Herzog von Albemarle werden, was er ausſchlug, vielleicht um ſeinen Namen nicht zu ändern. Am 9. Mai erhielt er die Naturaliſation und ward hintereinander zum Baron von Teges, Earl von Brentford, Marquis von Harwich, endlich, wider die engliſche Sitte, zum Herzog von Schomberg ernannt. In dieſe Würden ſollten zuerſt ſein Sohn Karl und deſſen Mannsſtamm, dann ſein Sohn Meinhard und deſſen männliche Deſcendenz, nach deren Abgange aber erſt die übrigen männlichen Nachkommen des Marſchalls ſuccediren; alſo der Stamm des jüngſten Sohnes zuerſt, der des Aelteſten zuletzt. Ferner erhielt der Marſchall ein Geſchenk von 100,000 Pfd. Sterling[1]), in welches in gleicher Ordnung ſuccedirt werden ſollte, den Hoſenbandorden und die reichbeſoldeten Poſten eines Generaliſſimus der königlichen Armeen und eines Großmeiſters der Artillerie.

1) Eigentlich 5000 Pfund Sterling jährlicher Renten, für deren Capitalwerth ein Landbeſitz angekauft werden ſollte, zu deſſen Ermittelung jedes Haus zwei Commiſſarien ernannte. Man betrachtete das als Entſchädigung für Schomberg's Verluſte in Frankreich und Deutſchland.

Am 16. Juli ward der Herzog von Schomberg im Unterhause eingeführt, um demselben, vor seinem Abgange nach Irland, Dank und Lebewohl zu sagen. Er setzte sich auf ein in die Mitte des Hauses postirtes Fauteuil, blieb eine kleine Weile bedeckt, während der Sergeant at Arms des Hauses mit dem Scepter zu seiner Rechten stand, erhob sich dann und sprach unbedeckt:

„Mein Herr Sprecher! Ich habe diesem Hause meine schuldige Dankbarkeit für die großen Gunstbezeigungen, die ich von ihm empfangen habe, auszudrücken, indem ich nicht zweifle, daß ich darin die Wirkungen der ungemeinen Güte Sr. Majestät empfinde. Ich will mich nun von diesem ehrenwerthen Hause verabschieden, indem ich bereit bin, nach Irland abzugehen, wo ich mein Leben, sowohl in des Königs als in Ihrem Dienste, rücksichtslos aussetzen werde."

Der Sprecher erwiederte darauf: „Mylord! Die Dienste, die Sie Ihren Majestäten und diesem Königreiche geleistet haben, sind so wichtig, daß sie niemals vergessen werden können. Ich habe den Auftrag von dem Hause, Ihnen darüber zu sagen, daß es uns allen zur ungemeinen Befriedigung gereicht, die Führung der Armee Sr. Majestät Ew. Gnaden anvertraut zu sehen, und daß Niemand bezweifelt, der Fortgang des Krieges werde so sein, daß die glücklichen Erfolge, die wir davon erwarten, unseren Hoffnungen entsprechen. Dieses Haus versichert Ew. Gnaden zugleich, daß, in welcher Entfernung Sie Sich auch befinden mögen, dasselbe, soviel als möglich, besondere Sorge nicht bloß für Ihr Interesse, sondern auch für alles, was die unter dem Befehle Ew. Gnaden stehende Armee betrifft, tragen wird."

Schomberg fand jedoch auch hier, wie er nach Chester kam, in den militärischen Vorkehrungen die größte

Vernachläſſigung. Es fehlte an Truppen und Kriegsmitteln und die vorhandenen Truppen waren nichts werth. Nur auf die holländiſchen und franzöſiſchen Regimenter war Verlaß. Nachdem er, ohne viel weiter zu kommen, 22 Tage in Cheſter gewartet, ging er am 12. Auguſt mit nur 5—6000 Mann, wenig Offizieren und faſt gar keiner wirklichen Reiterei unter Segel und landete folgenden Tages bei Bangor. Damit ſollte er dem König Jakob begegnen, der eine Armee von 30,000 Mann Infanterie und 8000 Reitern vereinigt hatte und damit Londonderry belagerte. Schomberg nahm Carrickfergus und die Gegner, die ihn für ſtärker hielten, als er war, räumten Belfaſt, Newry und Carlingford. Die beiden letzteren Orte ſteckten ſie vor dem Abzuge in Brand. Schomberg ließ ſie aber bedeuten: wenn ſie fortfahren würden, ihren Weg durch hinterlaſſene Ruinen zu bezeichnen, ſo werde er nicht nur kein Quartier mehr geben, ſondern auch die in Londonderry befindlichen Gefangenen hängen laſſen und mit den Offizieren den Anfang machen. Dieſer Wink half und ſie ließen Dundalk bei der Räumung unverbrannt. Schomberg hatte nun nicht mit dem Feinde, aber mit den iriſchen Misſtänden: Moräſten, Unwegſamkeit, Verödung des Landes, Flucht der fanatiſchen Bevölkerung zu kämpfen. Die zu ihm ſtoßenden Dragoner von Iniskilling, von einer Soldatencolonie Cromwell's ſtammend, gewährten freilich keinen angenehmen Anblick für Schomberg's ſoldatiſches Auge und beſtanden auch darauf, den Krieg nur nach ihrem eigenen Genius zu führen; indeß gab Schomberg diesmal nach und die Dienſte dieſer leichten Truppen bewieſen, daß er Recht daran that. Auf die Verſtärkungen und Zufuhren aus England und Schottland wartete er aber vergebens, und ſeine dadurch veranlaßte zehn-

tägige Raſt bei Dundalk öffnete den Feinden über ihre Schwäche die Augen. Conrad von Roſen[1]), ein Liefländer, welcher unter Schomberg gedient hatte, jetzt bei Jakob war und 1703 franzöſiſcher Marſchall wurde, ſagte, ſeinen Mann kennend: „Wenn Schomberg jetzt nicht auf uns losgeht, ſo hat er gewiß nicht alles, was er braucht.“ So zogen die Feinde ihre Macht zuſammen und rückten den Engländern entgegen. Schomberg hatte aber einen von Natur feſten Punkt durch alle Mittel, die einem Meiſter der Befeſtigungskunſt, von welchem Vauban bezeugt hatte, daß er ihm ſeine Wiſſenſchaft vornehmlich verdanke, zu Gebote ſtanden, verſtärkt und hielt ſich hier, durch keine Neckerei und Herausforderung beirrt und nur durch Krankheiten und Mangel beläſtigt. Letztere Plagen trafen allmälig auch die Feinde. Aber die Verſtärkungen, welche Schomberg nach und nach erhielt, erſetzten die Geſtorbenen nicht und der Zuſtand in dieſem Lager war ein troſtloſer. Schomberg aber hielt trotz alles Murrens, alles Elendes aus, und brachte es doch dahin, daß die Feinde zuerſt wichen, worauf nun auch er ſeine Straße ziehen konnte. Auch mit Verrätherei hatte er zu kämpfen gehabt. Unter den franzöſiſchen Regimentern hatte ſich der wegen eines Verbrechens aus Frankreich geflüchtete Dupleſſis eingeſchli-

1) Ein Vetter und Schwiegervater dieſes Liefländers war Reinhold von Roſen, der als ſchwediſcher Oberſter bei Lützen focht, dann bei Bernhard von Weimar in hohe Gunſt kam, nach deſſen Tode den Uebertritt ſeiner Truppen in franzöſiſchen Dienſt vermittelte, 1648 Generallieutenant, 1652 Gouverneur im Elſaß wurde, das Schloß zu Ortweiler baute und am 18. December 1667 daſelbſt ſtarb, nachdem er ſich vorher die bei Breiſach 1648 erhaltene Wunde geöffnet hatte. Er ließ jenen Conrad in franzöſiſchen Dienſt, wo derſelbe 1703 Marſchall wurde und als Graf von Bellweiler am 3. Auguſt 1715 in ſ. Jahre ſtarb.

chen und war raſch vom Gemeinen zum Rittmeiſter aufgeſtiegen, dann aber wegen eines Complots zur Deſertion verhaftet worden. Man fand bei ihm Entwürfe zu Schreiben an den König Jakob und an den Grafen d'Avaux, worin er ſich anheiſchig machte, gegen Ertheilung ſeines Pardons, ſo viele Ueberläufer zu werben, daß ein Regiment daraus gebildet werden könne, deſſen Oberſter er zu werden hoffte. Der General ließ dieſe Schreiben an ihre Adreſſen abgehen und d'Avaux bewilligte alles. Dupleſſis, fünf andere Franzoſen und zwei Engländer wurden gehängt.

Eine der traurigſten Scenen bot der Abzug der in ein Lazareth verwandelten Armee dar. Man ſah nur Kranke und Krankenwärter. Auf Schomberg's Befehl verrichteten Oberſten und Brigadiers die geringſten Dienſte bei Wagen, Schiffen und Spitälern. Als der lange Zug der Krankenwagen ſeinen Anfang nahm, hielt der greiſe Schomberg, an das Geländer einer Brücke gelehnt, mehrere Stunden im Wind und Regen, dankte den Vorüberziehenden für ihre treuen Dienſte, beklagte ihre Leiden, ſprach ihnen Muth zu und rügte mit Strenge jede Vernachläſſigung ihrer Pflege. Von 14—15,000 Mann ſind über 8000 theils in dieſem Lager, theils kurz nach deſſen Aufbruch geſtorben.

Während dieſes traurigen Feldzuges war der junge Graf Meinhard, mit Erlaubniß des Kurfürſten von Brandenburg, in England angekommen, zum General der Cavallerie ernannt worden und zu ſeinem Vater nach Irland geeilt. Graf Karl, jetzt Marquis von Harwich, war bei der Armee in Flandern. Schomberg wollte nach England, um ſich zu rechtfertigen, ungeachtet die öffentliche Meinung nicht ihm eine Schuld beimaß, ſondern dem König, der ſchon damals ſeine Erfahrungen

von dem Undank der Völker zu machen anfing. Die Schuld lag auch an ihm nicht, ſondern an den mangelhaften Anſtalten und Einrichtungen und an den Betrügereien der Beamten. Der König ſchlug Schomberg ſein wiederholtes Geſuch ſtandhaft ab und ſchrieb ihm: „Wenn Sie gegenwärtig Irland verlaſſen, ſo iſt alles verloren.“ In Schomberg's Papieren fanden ſich aber ſpäter doch zwei Rechtfertigungsſchriften, von denen die eine vielleicht von dem Grafen Heinrich Solms[1]), der mit zwei Anderen deſſelben Geſchlechts[2]) dieſer Campagne beiwohnte, verfaßt worden iſt. Uebrigens ſoll Schomberg auch noch einen geheimen Grund gehabt haben, einen Abſtecher nach England zu machen. Man ſagte ihm nämlich nach, daß er die Abſicht habe, ſich in dritter Ehe mit der Marquiſe von Antrim zu verbinden, mit der er ſeit der Zeit in Briefwechſel ſtand, wo ſie noch Hofdame bei der Mutter Wilhelm's III. war[3]). Bei der hohen Munterkeit ſeines Alters, das ſich gern mit froher Jugend vertrug und, wie er ſelbſt äußerte, auch darin die Grundſätze eines guten Generals beobachtete, daß die Retirade ſo lange als möglich verſchoben werde[4]), war das Gerücht ſo unwahrſcheinlich nicht. Indeß es war anders beſtimmt und Schomberg ſollte Irland nicht wieder verlaſſen.

---

1) Er führte den Beinamen Trajectinus, weil er die Stadt Utrecht verwaltete, war General der Infanterie und Oberſter der blauen holländiſchen Garde und fiel am 30. Juli 1693 bei Thienen.

2) Chriſtian Ludwig Graf zu Solms-Lich blieb 1690 bei Limerik. Der Andere war Graf Ludwig Heinrich von Solms-Laubach zu Rödelheim (geb. 25. Auguſt 1667 † 1. Mai 1728).

3) Lettres de Bussy, P. VII. — Mémoire de la dernière Révolution, par Mr. L. B. P. II. 728.

4) Rapin, Histoire de l'Angleterre, XI. 95.

Im Laufe des Winters kamen denn auch daſelbſt die in Folge des abgeſchloſſenen Subſidienvertrags erwarteten Hilfstruppen an, welche der Prinz Ferdinand Wilhelm von Württemberg [1]) befehligte. Immer noch beſchränkte ſich der Krieg aber auf ein allmäliges, langſames Vorrücken der Engländer, Einlegung von Beſatzungen in alle haltbare Plätze, zu denen dieſelben gelangt waren, und Einnahme einzelner Caſtelle. Bezeichnend iſt in letzterer Beziehung die von Charlemount (Mai 1690). Schomberg hielt es lange blokirt und ſein Commandant, O Regan, hielt ſich für ſo ſicher, daß er auf Schomberg's Aufforderung zur Antwort gab: «Le vieux coquin de Schomberg n'aura pas ce chateau.» Jakob war ſehr viel an Behauptung dieſes Platzes gelegen und ſo ließ er einen Transport von Kriegs- und Lebensbedürfniſſen, nebſt 500 Mann, nach demſelben abgehen. Es wäre Schomberg leicht geweſen, dieſen Succurs abzutreiben. Aber da er berechnete, daß die 500 Mann die mitgebrachten Bedürfniſſe bald aufzehren und dann die Noth der Beſatzung nur noch vermehren würden, ſo ließ er den Succurs gefliſſentlich durchſchlüpfen, gleich darauf aber den Platz noch enger einſchließen. In der That führte dieſes Manoeuvre ſehr bald zur Capitulation, bei welcher Schomberg, in deſſen Leben ſich manches Beiſpiel großer Strenge in Aufrechthaltung der Kriegszucht, aber kein Zug von Rach-

1) Geb. 12. September 1659 † zu Sluys, 7. Juni 1701. Als Marlborough 1690 Cork belagerte, ſtieß dieſer Prinz mit 4000 Dänen zu ihm und verlangte, das Commando mit Marlborough zu theilen. Dieſer willigte ſofort ein und gab den erſten Tag das Feldgeſchrei Württemberg. Nun gab der Prinz, als die Reihe an ihn kam, Marlborough zum Feldgeſchrei und Alles löſte ſich in Einigkeit und rühmlichſten Wetteifer auf. Dalrymple, II. 294.

ſucht findet, der Beſatzung den Abzug mit allen militäriſchen Ehren bewilligte[1]).

Endlich im Juni traf der König Wilhelm III. mit den nöthigen Mitteln zu einer größern Unternehmung auf dem Kriegsſchauplatze ein und vereinigte ſich mit Schomberg. Die Armee beſtand jetzt aus 62 Schwadronen und 52 Bataillonen, zuſammen 36,000 Mann betragend, worunter 10,000 Dänen, 7000 Holländer und Brandenburger und 2000 Franzoſen waren. Die jakobitiſche Armee, bei welcher ſich 5000 Franzoſen unter Lauzun[2]) befanden, war zwar an ſich um vielleicht 10,000 Mann ſtärker, als die engliſche, konnte aber, da ſie viele Beſatzungen hatte abgeben müſſen, ihren Gegnern nur 27,000 Mann entgegenſtellen, die jedoch eine ſehr gute Poſition jenſeits der Boyne einnahmen. Man entſchied ſich, hier den Angriff der Engländer abzuwarten, und dieſe kamen auch (30. Juni) ſo raſch an, daß der irländiſche Vorſchlag weitern Rückzugs nicht mehr wohl ausführbar war.

Am Abend des 30. Juni ward bei den Engländern Kriegsrath gehalten, der aber bloß darin beſtand, daß der König ſeinen Generalen kurz erklärte: er werde den folgenden Morgen den Uebergang über die Boyne forciren und jedem von ihnen die nöthigen Befehle noch vor Schlafengehen zuſchicken. Selbſt Schomberg ſoll dies mit einigem Unmuth aufgenommen und nicht ohne Bitterkeit geſagt haben: Dies ſei das erſte mal in ſeinem Leben, daß man ihm den Befehl zum Schlagen ſchriftlich zugeſchickt habe.

Es ſollte an drei Punkten übergegangen werden. Graf

1) De St. Hilaire, Mémoires, I. 464.
2) Ueber dieſen künftig einmal.

Meinhard von Schomberg ſollte mit 10,000 Mann, auf dem rechten Flügel, aufwärts vom Fluſſe, durch von dem König entdeckte Fuhrten übergehen und dem Feinde in den Rücken kommen. Das Centrum der Armee, unter dem Herzog von Schomberg, ſollte den Uebergang zwiſchen den beiden Lagern erkämpfen, und hier waren namentlich holländiſche, brandenburgiſche und franzöſiſche Fußvölker, und die Iniskillings, als die bewährteſten Truppen, vereinigt. Der König wollte mit dem rechten Flügel unterwärts überſetzen und den Feinden in die Flanke fallen. Die Unternehmung des Grafen Meinhard ging glücklich von Statten, und die Irländer, die ihn abwehren ſollten, flohen. Nun erhielt auch das Haupttreffen Befehl zum Ueberſetzen, und auch hier flohen die Irländer, die ſich erſt zu dem den Franzoſen beſtimmten Poſten gedrängt hatten, nachdem ſie die erſte Salve gegeben. Die übergeſetzten Truppen ſtellten ſich in Schlachtordnung. Schomberg hielt aber noch mit einer ſtarken Reſerve dieſſeits des Fluſſes. Da ſtürmte Hamilton mit den iriſchen Dragonern heran und zugleich traten die jakobitiſchen Franzoſen hervor. Dies brachte einiges Schwanken unter die Angreifenden. Die proteſtantiſchen Franzoſen wurden von den übrigen Truppen getrennt, in den Fluß getrieben und bis über denſelben verfolgt. Ihr Führer, Callimotte-Rouvigny, ein alter Gefährte Schomberg's, wurde tödtlich verwundet und auf den Schultern ſeiner Leute über den Fluß zurückgetragen, indem er den Herüberrückenden zurief: „Zur Ehre, meine Kinder, zur Ehre!“ Jetzt ſchwamm auch Schomberg an der tiefſten Stelle des Fluſſes zu Pferde herüber, nur von einigen Offizieren begleitet. Er zeigte den ſich wieder ſammelnden proteſtantiſchen Franzoſen ihre jakobitiſchen Landsleute und rief ihnen zu: „Sehen

Sie dort, meine Herren, Ihre Verfolger!" Dies waren ſeine letzten Worte. Gleich darauf ward er getödtet, ohne daß man genau weiß, wie das eigentlich hergegangen. Nach Einigen hätten ihn die über den Fluß zurückgeſprengten Hamilton'ſchen Dragoner verwundet und als Gefangenen mitgenommen, ſeine eigenen Leute aber, dieſen Umſtand nicht kennend, auf die Dragoner gefeuert und ihn zum Tode getroffen. Nach einer andern Nachricht wäre er von einer feindlichen Schwadron umzingelt und, nachdem ſich ſeine ſchwache Begleitung auf das Tapferſte vertheidigt, durch eine Musketenkugel in den Hals und einige Säbelhiebe ins Geſicht gefällt worden. Nach Burnet wäre er in einem ungefähren Handgemenge von einer ungewiſſen Kugel getroffen worden. So gibt es noch mehrere Berichte, welche alle nur darin übereinkommen, daß Schomberg kurz nach dem Uebergange in einem ungeordneten Getümmel gefallen iſt. Die Schlacht ward bekanntlich für die Engländer gewonnen und Schomberg war auf ſiegreicher Wahlſtatt gefallen.

„Schomberg war von mittlerer Größe, wohlgebaut, hatte eine lebhafte Farbe, dauerhafte Geſundheit, etwas Großes in der Miene, welches Ehrerbietung einflößte, und vornehmlich zu Pferde einen ungemeinen Anſtand [1])." Wie ſein Vater, liebte er einen würdigen Aufwand.

Seine Leiche wurde einſtweilen in der Kirche St. Patriks zu Dublin beigeſetzt und dort — vergeſſen. Der berühmte Swift gab ſich fruchtloſe Mühe, ſeine hinterlaſſenen Verwandten zur Errichtung eines Denkmals zu vermögen, und ließ endlich, in Gemeinſchaft mit dem Capitel ſeiner Kirche, 41 Jahre nach Schomberg's Tode,

1) Rapin XI. 95.

ieſem ſelbſt eine Tafel von ſchwarzem Marmor mit fol-
ender Inſchrift ſetzen:

Hic infra
situm est corpus
Frederici
Ducis de Schoenberg
ad Bubindam
occisi
A. D. MDCXC.

Daran hing er aber noch nachſtehende Worte:

Decanus et capitulum maximopere etiam atque etiam
etierunt, ut heredes Ducis in memoriam parentis mo-
umentum quamvis exile erigi curarent. Sed postquam
er epistolas, per amicos, diu ac saepe orando nihil
rofecere, hunc lapidem indignabundi posuerunt, saltem
t scias hospes, quantula in cellula tanti Ductoris cine-
es in opprobrium heredum delitescant. Plus valuit vir-
utis fama apud alienos, quam sanguinis proximitas apud
uos. A. D. 1731[1]).

Im Uebrigen ward in Deutſchland eine Denkmünze
uf ihn geſchlagen, deren Hauptſeite das wenig getrof-
ene Bild des Herzogs, die Kehrſeite aber einen römi-
chen Krieger zeigt, deſſen Rechte einen jungen Lorbeer-
aum umfaßt, während die Linke ſich auf einen Schild

1) „Der Dechant und das Capitel haben ſehr und wiederholt ge-
eten, daß die Erben des Herzogs zum Andenken ihres Ahnen ein
enn auch geringes Denkmal ſetzen laſſen möchten. Nachdem ſie aber
urch Briefe, durch Freunde, durch lange und öftere Bitten nichts
usgerichtet, haben ſie in ihrem Unwillen dieſen Stein geſetzt, damit
u, Fremder, wenigſtens wiſſeſt, in welch kleiner Celle die Aſche
ines ſo großen Feldherrn, zur Schmach der Erben, ſich berge. Der
uf der Tapferkeit galt mehr bei den Fremden, als die Nähe des
Blutes bei den Seinigen.“ — Vergl. Europäiſcher Staats-Secreta-
ius, 1735, II. 147. Bibliothèque de l'Europe, VII. 468.

ſtützt, auf welchem das Monogramm des Heilandes in einem Dreieck ſtrahlt. Hinter ihm zu ſeinen Füßen liegt ein Füllhorn, was ſeine Schätze ausgießt, aus welchem aber auch eine Schlange hervorkriecht, die ſich gegen den Schild zurückkrümmt und dem Helden mit ihrer Stachelzunge droht. Im Hintergrunde ſteht eine Pyramide, an der ein Lorbeer hinaufgewachſen iſt und von welcher fünf Wappenſchilder herabhängen. Die Umſchrift dieſer Seite iſt: Plantavit ubique feracem. Im Abſchnitte ſteht: Continuatis triumphis obdurata in Deum fide in Hibernia militanti 1690, und an dem Rande: pro religione et libertate mori vivere est. — Ein anderes Denkmal ſetzte ihm der gräflich Degenfeld-Schomberg'ſche Hofrath Johann Friedrich Auguſt Kazner durch die Herausgabe der mehrfach angeführten und von uns vornehmlich benutzten, ſorgfältig bearbeiteten Schrift.

Ueber Schomberg's älteſten Sohn Friedrich iſt ſchon oben in einer Anmerkung gehandelt worden. Der jüngſte Sohn, Karl, ward der nächſte Haupterbe des Vaters in den engliſchen Würden und Beſitzthümern, und führte als Herzog von Schomberg dem Herzog von Savoyen 1691 die engliſchen Hilfsvölker zu. Bei der Schlacht von Marſaglia (4. Oct. 1693), wo Prinz Eugen von Catinat geſchlagen wurde, befehligte Schomberg im Centrum des linken Flügels ein Corps franzöſiſcher Emigranten, was den längſten Widerſtand leiſtete, aber auch faſt gänzlich aufgerieben wurde. Er ſelbſt erhielt mehrere Wunden und würde auf dem Schlachtfelde geblieben ſein, wenn ſich nicht ſein treuer Diener, la Sale, ihn mit ſeinem Leibe deckend, auf ihm hätte niederhauen laſſen. Doch ward er tödtlich verwundet und ſtarb als Gefangener in Turin. Er ward in der Kathedrale von Lauſanne beigeſetzt. Sein älterer Bruder Meinhard

war sein Erbe und Nachfolger. Nach dem Tode des Vaters, der sich noch in seiner letzten Stunde über Meinhard's Thaten gefreut hatte, ward Meinhard zum irischen Baron von Tarragh, Grafen von Bangor und Herzog von Leinster ernannt. Am 7. Juli 1696 starb seine Gemahlin, die geborne Raugräfin Karoline und ward in der Westminsterabtei beigesetzt 1703 erhielt er das Hosenband, 1704 begleitete er den Gegenkönig Karl III. von Spanien nach Portugal und übernahm dort den Befehl der englischen und holländischen Truppen, kam aber, im Aerger über die schlechten portugiesischen Anstalten und den Hochmuth des Admirals von Castilien [1]), in solche Differenzen, daß der König von Portugal auf seine Abberufung antrug, worauf Lord Galloway [2]) an seine Stelle kam. Er blieb nun im Ganzen unthätig bis zu seinem am 5/15. Juli 1719 zu Hillington erfolgten Tode. Der einzige Sohn, der ihm unter fünfen zu männlichen Jahren heranwuchs, Karl, Marquis von Harwich, machte 1712 als Oberster eines Reiterregiments den Feldzug in Flandern mit und führte 1713 drei Regimenter nach Irland, wo er aber am 16. November an einem Fieber starb, sodaß der Mannsstamm der Schomberge mit seinem Vater erlosch. Von vier Töchtern überlebten den Grafen Meinhard nur zwei. Die ältere, Friederike, heirathete den Lord Holderneß, die jüngere, Marie, den Grafen Christoph Martin von Degenfeld, welcher in den deutschen Gütern der Schomberge succedirte und deren Namen und Wappen annahm, übrigens 1762 als preußischer Staats- und Kriegsminister und Generallieutenant starb. — Man hat

1) Ueber diesen künftig einmal.

2) Auch diesen behalten wir uns vor.

auch von einem natürlichen Sohne Schomberg's wiſſen wollen und als ſolchen Einen von Siburg bezeichnet. Indeß weiß man nur, daß Schomberg noch bei ſeinem Feldzug in Portugal der Taufpathe des Sohnes eines Offiziers dieſes Namens, der in einem Treffen gefallen war, wurde, der Witwe auf ſeinen deutſchen Gütern eine Wohnung mit Gärtchen zudachte, ſeinen Pathen aber unterſtützte, und daß dieſer bei Offenburg den Grafen Meinhard mit eigner Gefahr von der Gefangenſchaft zu retten ſuchte, ſpäter auch in engliſche Dienſte trat und als Oberſter 1709 unter den Trümmern des Forts Alicante blieb. Er hieß Friedrich von Siburg, trug alſo den Taufnamen ſeines Pathen. Es kommt aber auch ein Karl von Siburg vor, der nach dem Tode des Marquis von Harwich (1713) das den Schombergs gehörige Reiterregiment erhielt, alſo auch zur Familie in Beziehung geſtanden zu haben ſcheint und 1739 als Generallieutenant ſtarb.

V. Verhandlungen Friedrich's II., Herzogs von Sachſen-Gotha und Altenburg, mit Ludwig XIV. 1701 und 1702.

Vom Hofrath und Profeſſor Schulze zu Gotha.

In der Geſchichte des 18. Jahrhunderts von Schloſſer (2. Ausg. I. 20 und 44) heißt es: „Gotha und Wolfenbüttel waren am Anfange des ſpaniſchen Erbfolgekrieges mit Ludwig XIV. verbunden und konnten nur durch Gewalt gehindert werden, für die Franzoſen zu werben.“ Einen Beweis für dieſe Angabe findet man weder bei Schloſſer, noch in den Werken, welche die damaligen Zuſtände Deutſchlands am ausführlichſten behandeln [1]),

1) Dies gilt namentlich von Faber's Staatskanzlei, Th. V. S. 420 fg. und VII. 157 fg., dem Theatrum Europaeum, Tom. XVI. 189 fg., und der Historia Leopoldi Magni, auctore *Francisco Wagnero*, Societatis Jesu Sacerdote. Tom. II. 643. In dieſen drei Werken wird allein von einer Verbindung Wolfenbüttels, aber nicht von einer Verbindung Gothas mit Frankreich geredet. Nur wer mit dem damaligen Benehmen Herzogs Friedrich II. und mit dem, was Oeſterreich ihm drohete, bekannt iſt, findet eine Hindeutung auf Gotha in den Worten Wagner's (II. p. 644): Montecuculus Egrae lustrabat exercitum adversus *suspectum* Principem, und (II. p. 649): *Saxo Gothanus dux*, magnae inter opponentes auctoritatis, pactis *conciliatus* est (sc. imperatori), cujus copiae magno deinceps usui fuere.

auch nicht bei den Geſchichtſchreibern Gothas, namentlich Tenzel, Rudolphi und Galletti. Leicht kann man alſo zu Zweifeln an der Richtigkeit obiger Angabe verleitet werden. Und doch iſt ſie als ausgemacht wahr anzunehmen. Hiervon überzeugte ich mich, als mir beim Erforſchen der Lebens- und Regierungsgeſchichte Herzogs Friedrich II. aus dem geheimen Archiv zu Gotha ein Actenſtück in vier Foliobänden, mit der Aufſchrift „Acta, die Abſchickung des Geh. Legationsrathes von Schleinitz an die Krone Frankreich betreffend, 1700—1702", mitgetheilt wurde. Was ich in demſelben fand und was zur Erläuterung des Gefundenen dienen kann, will ich hier zuſammenſtellen.

Bei Annäherung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges ſuchte Ludwig XIV. die deutſchen Fürſten auf ſeine Seite zu ziehen, wenigſtens eine Neutralität des deutſchen Reichs durch ſie zu erwirken. Aufträge hierzu ertheilte er ſeinem Geſandten in Regensburg, Marquis von Chamoy, und einem Elſaſſer, von Obrecht, den er als ſeinen Bevollmächtigten nach Frankfurt a. M. ſendete.

In Deutſchland ſelbſt kam ſeinen Verlockungen Vieles entgegen. Denn wie oft und laut hier von Aufrechthaltung deutſcher Freiheit und deutſcher Reichsverfaſſung geredet wurde, ſo fehlte es doch an deutſcher Geſinnung. Den deutſchen Fürſten — das deutſche Volk kam damals nicht in Betracht — galt der Glanz und Vortheil ihrer Häuſer mehr, als die Wohlfahrt des deutſchen Reichs; in dem Kampfe um Spanien erblickten ſie nicht eine Reichsſache (obſchon es ſich auch um Reichslehen handelte), ſondern nur eine Sache des öſterreichiſchen Hauſes; von zeitherigen Reichskriegen gegen Ludwig XIV. hatten ſie nur Nachtheil, nie Vortheil gezogen; die Opfer, welche der letzte Krieg, der mit dem Frieden von Ryswick

chloß (1697), gekostet hatte, waren noch nicht verchmerzt; ja, dieser Friede hatte wegen der Geringschätzigeit, mit welcher die fürstlichen Gesandten beim Abschluß esselben behandelt worden waren, und (unter den proestantischen Fürsten) wegen einer Clausel, die der proestantischen Kirche Nachtheil brachte, neuen Unwillen rregt.

Noch früher war wegen Errichtung einer neunten ur zu Gunsten Hannovers (März 1693) gegen Kaiser eopold I. Unwille entstanden. Wahr ist es, Kaiser Leoold hatte diese Kur ohne Zuziehung der Reichsfürsten nd zunächst nur zur Vermehrung seiner Machtmittel erichtet, wie er aus gleicher Absicht, kurz vor dem Ausruch des spanischen Successionskrieges, dem Hause hohenzollern die Königswürde in Preußen zuerkannte [1]); ber er hatte dabei weder die goldene Bulle, noch den estphälischen Frieden verletzt: denn jene enthielt kein erbot der Vermehrung der Kurfürstenzahl, und in diem, der die Zahl der Kurfürsten von sieben auf acht rhöht hatte, war dem Kaiser das Recht der Standesrhöhungen überlassen worden [2]). Gleichwohl wurde solche

1) Das Haus Hannover mußte für die ihm zugesprochene Kurürde 500,000 Thlr. zahlen, 9000 Mann zu kaiserlichen Diensten ellen und versprechen, überall auf österreichischer Seite zu stehen, ei Kaiserwahlen für Oesterreich zu stimmen und zur Erneuerung der urfürstenrechte Böhmens mitzuwirken (s. Menzel, „Neuere Gehichte der Deutschen." Th. IX. S. 183); — und das Haus Hohenollern wurde in dem Krontractat vom 16. Nov. 1700 (abgedruckt er in Förster's „Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrndert," Thl. I. Urkundenbuch, Nr. 2.) verpflichtet, rückständige ahlungen dem Hause Oesterreich zu erlassen, demselben zum spaniyen Erbfolgekriege 8000 Mann zu stellen und zu unterhalten, die andenburgischen Reichsländer in Verbindung mit dem Reiche zu ssen, in allen Reichssachen mit und für Oesterreich zu stimmen und ei Kaiserwahlen von demselben nicht abzuweichen.

2) Was bei dieser Veranlassung zur Vertheidigung des Kaisers

Verletzung ihm Schuld gegeben, während doch der eigentliche Grund des Widerspruchs gegen die neunte Kur darin lag, daß sie den Widersprechenden als eine Zurücksetzung ihrer alten Fürstenhäuser, als eine Machtvermehrung des kurfürstlichen Collegiums, als eine ihre Rechte bedrohende Gewaltthat des Kaisers erschien. Von solchen Vorstellungen ergriffen, vereinigten sich zehn deutsche Fürsten, katholische sowohl als protestantische (in Regensburg 1693), unter dem Namen „correspondirende Fürsten", gegen die Aufstellung einer neunten Kur, bekräftigten ihren Verein (1695) zu Frankfurt, dann (1700) zu Goslar und Nürnberg, und beschlossen, zur Behauptung ihres Widerspruchs ein Heer von 24,000 Mann (im Nothfall das Doppelte), aufzustellen, mit dem sie sich gegenseitig beistehen könnten; ja, sie wendeten sich sogar an Frankreich, indem sie (5. August 1700) an den schon erwähnten Marquis von Chamoy ein Schreiben richteten, in welchem sie den König von Frankreich, als Garant des westphälischen Friedens, um Beistand baten [1]).

---

und zur Beschämung der ihm widerstrebenden Reichsfürsten gesagt werden konnte, ist zusammengefaßt in einem „Bedenken über den jetzigen spanischen Krieg und die neunte Kur u. s. w." — in Faber's Staatskanzlei, Th. VI. 810—23.

1) In diesem Schreiben (man findet es in Faber's Staatskanzlei, Th. V. 313 fg.) heißt es: „Se. Majestät möchte, mit Beibehaltung der jetzigen allgemeinen Tranquillität, solche Rettungsmittel schleunigst vorkehren, daß das fürstliche Haus Hannover von der aufgedachte Electorats-Dignitaet formirenden in Ecclesiasticis und Politicis viel Confusion und Verwirrung kundbarlich nach sich ziehenden Praetension gänzlich abzustehen bewogen würde." — Erst unter der energischen Regierung Kaisers Joseph I. (1705—1711) löste sich der Verein der correspondirenden Fürsten und mit ihm der Widerspruch gegen die neunte Kur völlig auf, und Hannover gelangte zum anerkannten Besitz der ihm vom Kaiser zugesprochenen Würde.

Zu dieſen correſpondirenden Fürſten gehörte auch Friedrich II., Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg (geb. 1676, reg. 1691—1732), ein für die Geſchichte Gothas und Altenburgs ſehr merkwürdiger Herr, dem das Wohl ſeines Landes, der Glanz ſeines Hauſes und das Emporbringen des Kirchen- und Schulweſens am Herzen lag. Von ſeinem Großvater, Ernſt dem Frommen († 1675), war die Achtung für Religion und Kirche, und von ſeinem Vater, Friedrich I. († 1691), der zweimal den Hof Ludwig's XIV. beſucht und daſelbſt viel Schmeichelhaftes erfahren hatte [1]), war die Neigung zu Glanz und Prunk auf ihn übergegangen. Wie jener ſah er in dem Emporbringen des Kirchen- und Schulweſens, das er eifrigſt betrieb, eine Fortbildung ſeines Landes; und wie dieſer ſuchte er Glanz um ſich zu verbreiten und ſeinem noch jungen Staat [2]) Bedeutſamkeit und Anſehen zu verſchaffen. Nicht genug alſo, daß er ſich mit einem prunkenden Hofſtaate umgab, ſo behielt und vermehrte er auch das Militair, das ſein Vater (weit über die Kräfte des gothaiſchen Landes!) aufgebracht hatte, um durch Verkauf oder Vermiethung deſſelben Einfluß und Geld zu gewinnen. Dabei hielt er eifrigſt auf die Rechte ſeines altfürſtlichen Hauſes, und ſo bereitwillig er dem Kaiſer und Reich mit Geld und

---

1) Als Herzog Friedrich I. am 1. Dec. 1687 zum letzten male vor Ludwig XIV. erſchien, ſagte dieſer zu Louvois: «C'est un prince, qui me plait fort», — und bald darauf überſendete er ihm ſein Portrait mit Diamanten beſetzt, ein Geſchenk, das von Juden zu Frankfurt zu 21,000 Fl. taxirt wurde. (Aus der Reiſebeſchreibung des Kammerdieners Emmerling 1688, in der MSC-Sammlung der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Nr. 544.)

2) Erſt ſeit 1642 hatte Sachſen-Gotha ein Reichsvotum und mit demſelben eine Stelle unter den deutſchen Staaten erhalten. S. *Tenzel*, Suppl. ad Sagittarium, p. 895, und Müller's Annalen. S. 366.

Truppen beistand, wo Reichshilfe Noth that, so wenig mochte er es ertragen, wenn von Seiten des Kaisers etwas geschah, was seinen Fürstenrechten Abbruch zu thun schien. Darum erklärte er sich auch gegen die Errichtung der neunten Kur, trat dem Vereine der correspondirenden Fürsten bei und unterzeichnete das unpatriotische Gesuch an Ludwig XIV.

Solches Treiben deutscher Fürsten entsprach den Planen dieses Königs. Weit entfernt also, dasselbe zurückzuweisen, förderte er es auf arglistige Weise. Durch seinen Gesandten zu Regensburg ließ er den correspondirenden Fürsten erklären: „daß er selbst die Errichtung der neunten Kur als ein Beginnen ansehe, welches dem westphälischen Frieden zuwiderlaufe und auf Unterdrükkung des Reichsfürstenstandes abziele, und daß er darum ihr Gesuch um Vermittelung bereitwillig annehme. Dagegen möchten aber auch sie, wenn er für sie handle, nicht gegen ihn handeln, und also bei dem Kriege um die Erbfolge in Spanien, den der Kaiser nur zur Verstärkung seiner Hausmacht unternehme, wenigstens neutral bleiben und zur Behauptung ihrer Neutralität Truppen aufstellen, wobei er sie mit Hilfsgeldern unterstützen werde.“ [1])

Auch an Herzog Friedrich II. ließ er solche Erklärungen gelangen und theils durch den Prinzen Johann Wilhelm, des Herzogs Bruder, der im Sommer 1700 auf einer Reise durch Frankreich nach Paris gekommen

1) Diese Angaben sind geschöpft aus den Berichten, die der gothaische Reichstagsgesandte zu Regensburg, Baron von Hagen in den Jahren 1699 und 1700 an Herzog Friedrich II. einsendete (zu finden in den Reichstagsacten des geh. Archivs zu Gotha, betreffend die Jahre 1699 und 1700).

war, theils durch ſeinen Geſandten von Obrecht, der um eben dieſe Zeit mit dem gothaiſchen Kanzler Fiſcher vertrauliche Unterredungen zu Frankfurt pflog, nicht nur Zuneigung und Freundſchaft ihm zuſichern, ſondern auch ihn einladen, mit Frankreich in Unterhandlung zu treten und dazu einen Geſandten nach Paris zu ſchicken, „wobei nichts Anderes verlangt werden ſollte, als was der Intention des Herzogs entſpreche.“

Verſtärkt wurde das Anlockende ſolcher Einladungen durch Herzog Anton Ulrich. Dieſer, der mit ſeinem ältern Bruder Rudolph Auguſt gemeinſchaftlich über Braunſchweig-Wolfenbüttel regierte, hatte ſich um ſo leidenſchaftlicher gegen die neunte Kur erhoben, je weniger er es ertragen mochte, daß ſein Stammvetter, der Herzog von Hannover (oder Braunſchweig-Lüneburg), einen Vorzug vor ihm erhalten ſollte. Eben darum hatte er am eifrigſten zur Bewerbung um Frankreichs Beiſtand getrieben und, wie Baiern und Cöln, beim Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekriegs Verbindungen mit Frankreich angeknüpft. Hierzu ermunterte er auch den Herzog Friedrich II. Im Sommer des Jahres 1700 kam er perſönlich mit ihm erſt in Arnſtadt, dann in Gotha zuſammen und theilte ihm mit, was ſein Geſandter von Imhof aus Paris berichtet hatte: „wie es dem König von Frankreich angenehm ſein würde, wenn zwiſchen Polen (oder Kurſachſen), Dänemark, Münſter, Wolfenbüttel und Gotha ein beſonderer Tractat wegen Neutralität in der ſpaniſchen Succeſſionsſache concertirt und vollzogen würde, worauf Se. Majeſtät den Intereſſenten Subſidien zu reichen bereit wären.“

Solche Vorſpiegelungen fanden bei Friedrich II. um ſo leichter Eingang, je mehr ſie ſeinem Ehrgeize Befriedigung und ſeinen Geldbedürfniſſen Abhilfe verſprachen.

Sein Stammvetter, der Kurfürſt von Sachſen, hatte (1697) die polniſche Krone erlangt; der Kurfürſt von Brandenburg brachte (1700) die Königswürde an ſein Haus; der Herzog von Hannover, bereits zum Kurfürſten ernannt, war auf dem Wege König von England zu werden: wie hätte Herzog Friedrich II. bei ſeiner Neigung zum Glanz und Prunk nicht wünſchen ſollen, ſich höher aufzuſchwingen? Ferner, er ſowohl als ſein Vater hatten im vorigen Kriege dem Hauſe Oeſterreich Truppen für Geld überlaſſen; aber das bedungene Geld war, trotz aller Erinnerungen, nicht bezahlt worden und noch weniger war jetzt deſſen Zahlung zu erwarten, da Oeſterreich einen neuen Krieg begann. Dagegen ließ ſich von einem Bündniß mit dem damals in Wohlſtand blühenden Frankreich Vieles erwarten. Bedenklich war es freilich, mit Ludwig XIV., der zeither dem deutſchen Reiche Unrecht auf Unrecht zugefügt hatte, in ein Bündniß zu treten, und dies in einer Zeit, da bereits der Kaiſer die Waffen gegen ihn erhoben hatte; der Vorwurf unpatriotiſcher Geſinnungen, der Zorn des Kaiſers, vielleicht gar Aechtung konnte an ein ſolches Bündniß ſich ketten. Auch Herzog Friedrich II. fühlte dies, wie ſich daraus erkennen läßt, daß er ſein Vorhaben ſo viel als möglich umſchleierte. Aber mächtiger als der Gedanke an die Gefahr, der er ſich ausſetzte, ergriff ihn die Ausſicht auf Gewinn an Geld und Anſehen. Darum ſuchte er auch ſich und Andern einzureden: „er thue bei einer Verbindung mit Frankreich nichts, was ſeinen Reichspflichten zuwider ſei; in die ſpaniſche Erbfolge und andere auswärtige Händel wolle er ſich nicht einmiſchen; aber als Reichsfürſt habe er das Recht, Bündniſſe zu ſchließen, und nicht unpatriotiſch, auch nicht gegen das Intereſſe des Kaiſers ſei es gehandelt,

denn er Neutralität beabsichtige und dadurch für das deutsche Reich den Frieden und Sicherheit für sein Land zu erhalten suche." — So von seiner Glanzsucht verblendet, von Frankreichs Arglist umgarnt und fortgerissen von der Leidenschaftlichkeit Anton Ulrich's, beschloß er, seinen Geh. Legationsrath von Schleinitz, der seinem Vorhaben ermunternd entgegenkam, als Gesandten an den französischen Hof abzuschicken.

Er konnte voraussehen, daß diese Abschickung kein Geheimniß bleibe, und wichtig mußte es ihm sein, daß sie in dem Sinne, den er ihr zu geben wünschte, aufgefaßt würde. Er schrieb daher sowohl an seine Vettern gothaischer und weimaranischer Linie, als auch an seine Gesandten zu Regensburg und zu Wien: „er schicke den Geh. Legationsrath von Schleinitz nach Paris, um zu erforschen, ob wegen der Ansprüche auf Sachsen-Lauenburg und wegen der vom Herzog Bernhard herrührenden Ansprüche auf das Elsaß etwas zu erlangen sei; ferner, um wahrzunehmen, was von dem wolfenbüttelschen Gesandten in Paris wegen der neunten Kur verhandelt werde, und wie sich der Reichsfriede erhalten lasse." Auch in der vorzeigbaren Instruction für den Geh. Legationsrath von Schleinitz (vom 3. Januar 1701) war der Zweck der Sendung desselben auf ähnliche Weise bezeichnet. Doch in der geheimen Instruction (vom 7. Januar 1701) wurde der Gesandte angewiesen, vornehmlich dahin zu wirken, daß dem Herzog für die Truppen, die er als Mitglied des Vereins correspondirender Fürsten aufstellen wolle (sie wurden zu 6000 Mann angegeben), monatliche Subsidien von Frankreich gezahlt würden, da diese Truppen nicht nur zur Beschützung der Fürstenrechte, sondern auch zur Erhaltung der Neutralität des deutschen

Reichs, oder zur Abwendung eines Reichskriegs dienen sollten.

Während solcher Vorbereitungen blieb der Herzog nicht ohne Warnungen. Sowohl sein Reichstagsgesandter, Baron von Hagen [1]), als auch sein Geschäftsführer zu Wien, Baron von Stein, meldeten (jener unter dem 10., dieser unter dem 12. Jan. 1701): „man wisse bereits in Wien, daß der Herzog in Frankreich Subsidien suche, und meine, er sei nach Antonius Ulrich der Eifrigste, so sich mit Herz und Seele in Frankreichs Arme werfe. Dies nehme man am kaiserlichen Hofe sehr übel auf, und es sei daher zu rathen, daß die Abschickung unterbleibe, und der Herzog sich seines Verfahrens wegen rechtfertige." Aehnlichen Rath ertheilte auch der Landgraf von Hessen-Kassel an den Herzog (11. Jan.). Dagegen drängte Schleinitz zur Abschickung und zur Beharrlichkeit. Damals in Frankfurt, schrieb er (20. und 28. Jan.): „in Paris werde seiner Ankunft mit Verlangen entgegengesehen; daselbst sei Alles schon so vorbereitet, daß der Herzog nicht wohl mit Ehren zurücktreten könne; bald werde man auch den besten Effekt verspüren, da Ludwig XIV., wie der französische Minister de Torcy geschrieben, fest entschlossen sei, zur Erhaltung des Ruhestandes im deutschen Reiche die correspondirenden Fürsten zu unterstützen." Diese Aufmahnungen wirkten stärker als jene Abmahnungen. Schleinitz erhielt Befehl, sich aufzumachen, brach am 31. Jan. 1701 von Frankfurt auf und traf am 28. Febr. in Paris ein.

Daselbst besprach er sich zuerst mit dem wolfenbüt-

1) Heinrich Reinhard Freiherr von Hagen, aus dem Halberstädtischen gebürtig, war erst quedlinburgischer, dann baireuthischer, dann gothaischer Geheimer Rath und † 1729.

elſchen und dem kurſächſiſchen Geſandten, dann, am
. März zu Verſailles, mit dem franzöſiſchen Miniſter
e Torcy [1]). Dieſer empfing ihn ſehr freundlich, drang
ber auch auf eine Allianz, wie ſie bereits mit Wolfen-
üttel zu Stande gekommen war, wobei er im Namen
eines Königs Subſidien verſprach. Das Abſchließen
iner Allianz kam dem gothaiſchen Geſandten bedenklich
or; er bat daher um Mittheilung des Tractats mit
Wolfenbüttel und um Friſt zu einer beſtimmten Erklä-
ung „über eine ſo delicate Materie". Beides wurde
hm gewährt. Er ſchrieb hierauf (7. März) nach Gotha
um Verhaltungsbefehle. Die ihm ertheilte Antwort
vom 21. März) ermahnte ihn zur Vorſicht im Reden
nd Schreiben, verbot ihm, in irgend etwas zu willigen,
was der Reichspflichten des Herzogs entgegen ſei oder
das das Anſehen haben könne, als wolle Se. Durch-
aucht eine dritte Partei im deutſchen Reiche bilden", und
erlangte, die Negociation dahin zu richten, daß ein
Tractat mit Frankreich nicht ſpeciell auf den Namen des
Herzogs, ſondern generell auf den Namen der correſpon-
irenden Fürſten geſtellt würde; wogegen der Geſandte
egen der Subſidien auf 6000 Mann (2000 zu Pferd
nd 4000 zu Fuß) eine Uebereinkunft abſchließen könne.
Doch wie nachdrücklich der Herzog, aus Furcht vor dem
orne des Kaiſers (auch in einem Schreiben vom 2. April),
ner Allianz mit Frankreich auszuweichen ſuchte: Schlei-
itz war nicht im Stande, hierin den erhaltenen Befeh-
n nachzukommen. Torcy erklärte, unter dem 22. März,
aß ohne eine Particular-Allianz kein Subſidienvertrag
u erhalten ſei, und fügte, gleichſam zur Beruhigung
es Herzogs, hinzu, daß ſolche Particular-Allianz nur

1) S. Bd. I. S. 108.

darauf abziele, die Ruhe in Deutschland, die Rechte der Reichsfürsten und also auch die Rechte und Sicherheit von Sachsen-Gotha aufrecht zu erhalten, keineswegs aber den Herzog und dessen Mitstände wider den Kaiser als Oberhaupt des Reichs zu engagiren. So von Torcy bedrängt, schloß Schleinitz am 13. April mit ihm einen Vertrag, in welchem dem Herzog, gegen Unterhaltung einer bewaffneten Neutralität und gegen Anerkennung Philipp's V. als König von Spanien, Subsidienzahlung und Beschützung der Fürstenrechte und des Ruhestandes in Deutschland zugesagt wurde. Diesen Traktat überschickte Schleinitz (15. April) zur Ratification nach Gotha.

Hier erregte derselbe große Bedenklichkeiten. Man fand in ihm manche Punkte, die dem Gerüchte, als sei der Herzog vom Kaiser abgefallen und beziehe zum Nachtheil desselben von Frankreich Subsidien, Nahrung und Bedeutung geben konnten. Es drangen daher der Herzog und sein Ministerium auf Umänderung solcher Punkte und verzögerten unter diesem Vorwande die Ratification. Erst als Schleinitz selbst (im Juni 1701) nach Gotha gekommen war und über Alles und Jedes Bericht erstattet hatte, erfolgte dieselbe (20. Juni); dann, als Schleinitz nach Paris zurückgekehrt war (30. Juni), die Auswechselung der Ratificationen, worauf Torcy (7. Juli) dem gothaischen Gesandten 257,000 Livres in Wechseln übergab, nämlich 200,000 Livres als Werbegelder und 57,000 Livres als Subsidien für den Monat Juli, denen andere 57,000 für den Monat August bald nachfolgten [1]). Dagegen forderte er, daß Gotha einen fran-

1) Indem Schleinitz dies berichtete (18. Juli), brüstete er sich damit, „daß er lieber Wechsel als baares Geld angenommen habe, um Aufsehen zu vermeiden, und damit man nicht mit fondement be-

iſchen Offizier als Oberſtlieutenant bei den ſtipulirten
uppen annehmen und an Baiern und andere mit Frank-
ch verbundene deutſche Fürſten ſich anſchließen ſollte.
War jene Subſidienſendung für Herzog Friedrich II.
reulich, ſo war dagegen dieſe Forderung für ihn er-
reckend. Die Anſtellung eines franzöſiſchen Offiziers
ſeinen Truppen erſchien ihm als offene Erklärung
er Verbindung mit Frankreich, und das Anſchließen
Baiern, das damals gegen Oeſterreich aufſtand, als
hen eines Abfalls von Kaiſer und Reich. Er wies
o beides zurück. Aber er gerieth dadurch in die Be-
ängniſſe, zu welchen eine zweideutige Politik zu führen
egt. Denn während es in Wien bereits hieß, er habe
h an Frankreich verkauft, hieß es nun in Paris, er
tte es mit Holland und Oeſterreich und hintergehe
nkreich, von dem er Subſidien nehme, ohne doch
ne Werbungen anzuſtellen und die ſtipulirten 6000 Mann
aufzubringen. Ja, ſchon am 6. October ſprach der fran-
öſiſche Miniſter de Torcy zu dem gothaiſchen Geſand-
n: «Si le Duc de Saxe-Gotha trompe le Roi, ce ne
ra pas au moins pour long temps.»

Aus Mistrauen befahl nun Ludwig XIV., der Mar-
is d'Uſſon, der ſich als franzöſiſcher Geſandter am
olfenbüttelſchen Hofe aufhielt, ſolle nach Gotha rei-
n, um die Zahl und Beſchaffenheit der Truppen, für
elche Frankreich monatlich 57,000 Livres zu zahlen
rfuhr, in Augenſchein zu nehmen. Doch Friedrich II.,
er aus leicht erkennbaren Gründen deſſen Ankunft in

eiſen könne, daß Ew. Durchlaucht von Frankreich Gelder bezahlt
orden ſind.“ — Zu bemerken iſt, daß eben erwähnte 314,000 Livr.
den gothaiſchen Rechnungen zu 92,208 Thlr. 11 Gr. berechnet
urden.

Gotha scheute, wußte diesem Vorhaben auszuweichen. Unter dem Vorwande dringender Geschäfte begab er sich zu der Zeit, als der Marquis d'Usson in Gotha ankommen sollte, nach Altenburg, und seine Minister bewogen den französischen Minister, dem sie bis Wolkenrode entgegengereist waren (19. Nov.), die Besichtigung der Truppen auf eine andere Zeit zu verschieben und, ohne Gotha zu betreten, nach Wolfenbüttel zurückzukehren. Durch dies Verfahren fühlte sich König Ludwig XIV. verletzt. Er übertrug daher dem Geh. Legationsrath von Schleinitz, den der Herzog auf einige Tage nach Gotha entboten hatte, seinen Unwillen daselbst persönlich auszusprechen. So kam Schleinitz am 8. Januar 1701 abermals nach Gotha, und hier erhielt er den Auftrag, er solle, um Frankreich zu beschwichtigen, an Torcy schreiben, „daß die stipulirten Truppen ausgerüstet wären und noch mehrere, bei Vermehrung der Subsidien, aufgestellt werden könnten", dann nach Wolfenbüttel reisen, um wegen neuer Tractate mit dem Herzog Anton Ulrich Verabredungen zu treffen.

Dagegen hatten sich bereits die Aufforderungen und Warnungen von Seiten Oesterreichs erneuert und verstärkt. Der Kaiser hatte gehört, daß Herzog Friedrich mit Frankreich ein Bündniß eingegangen sei, daß derselbe von dorther Geldsummen beziehe, mit Baiern, Cöln, Wolfenbüttel, den Feinden Oesterreichs, im Einverständniß stehe und die Erklärung des Reichskriegs verhindern. Er ließ daher den Herzog durch den Reichshofrath von Stein [1]), den er deshalb (18. Oct. 1701) nach Gotha

1) Es war dies Christoph Heinrich von Stein, aus dem thüringischen Geschlechte dieses Namens, geb. 1663, kaiserl. Reichshofrath und Kämmerer, in den Grafenstand erhoben, mit einer Gräfin Wiz vermählt, † 1731.

ſendete, auffordern, dem Bündniß mit Frankreich zu entſagen, ſich offen zu erklären, was für Hilfe und Beiſtand Kaiſer und Reich bei den obwaltenden Verwickelungen von ihm erwarten könne, und die Mannſchaften, die er auf den Beinen habe, gegen einige Subſidien zum Beſten des Reichs operiren zu laſſen. Aber Herzog Friedrich ging darauf nicht ein. Unter vielfach wiederholten Betheuerungen tiefer Ergebenheit gab er (21. Jan. 1702) eine ausweichende Antwort und ſprach dagegen die Bitte aus, der Kaiſer möchte die Geldſummen, die Oeſterreich noch vom vorigen Kriege her der gothaiſchen Kammer ſchulde, baldigſt abzahlen. Inzwiſchen hatte der Kaiſer durch den Reichsvicekanzler von Kaunitz [1]) dem Herrn von Crauſe, der ſich damals als gothaiſcher Abgeordneter in Wien aufhielt, erklären laſſen (10. Jan.): „Das Verfahren des Herzogs ſchmerze ihn um ſo tiefer, je feſter er ſonſt geglaubt habe, es gebe keinen Reichsfürſten, der mehr Ergebenheit gegen ihn hege, als Herzog Friedrich; und dem gemeinen Weſen halte er nichts für nachtheiliger, als wenn einzelne Glieder ſich vom communi corpore und vom Haupte ſelbſt, dem ſie durch ihre Lehenspflicht verbunden wären, ſeparirten und einem ambitieuſen und ungerechten König per indirectum zur Univerſalmonarchie verhelfen wollten. Der Kaiſer wünſche alſo, mit dem Herzoge das zeitherige gute Vernehmen zu cultiviren und würde ſich unglücklich ſchätzen, wenn er ſollte gezwungen werden, zu Mitteln und Extremitäten zu ſchreiten, ſo ihm die unumgängliche Noth übrig laſſe.“ — Auch von anderen Seiten her ka-

1) Dominic Andreas, Graf von Kaunitz, geb. 1655, kaiſerl. w. geh. Rath, Reichsvicekanzler und erſter Geſandter beim Frieden von Ryswick, † 11. Jan. 1705. Er war der Großvater des berühmten Fürſten Kaunitz.

men dem Herzoge Warnungen zu. Sein Oheim Herzog Christian zu Eisenberg schrieb ihm (19. October 1701): „er möchte der Verbindung mit Frankreich entsagen, durch die er Verderben über sich, über sein Land und über das ganze gothaische Haus bringen könnte.“ Selbst die altenburgische Regierung (Kanzler, Vicekanzler und Räthe) stellten ihm unter dem 10. Januar 1702 in tiefer Unterthänigkeit vor, „wie das ganze Land, da es kundig geworden, daß der Herzog mit Frankreich in Verbindung stehe und von dorther Gelder beziehe, in Schrecken gerathen sei, weil es nun ein verderbliches Einrücken kaiserlicher Völker befürchten müsse.“ Aber Herzog Friedrich und sein Ministerium achteten nicht auf diese Warnungen. Er gab der altenburger Regierung zu erkennen (19. Januar), „daß ihre Furcht ganz unstatthaft sei,“ und schrieb dem Kaiser (2. Februar), daß es „ihm nie zu Sinne gekommen sei, von der dem Kaiser und Reiche schuldigen Devotion und Treue abzuweichen.“ Ihn verblendete der Wahn, als könne er trotz seiner Verbindungen mit Frankreich seine Pflichten als Reichsfürst erfüllen, noch mehr der Geldgewinn, den er von der Verbindung mit Frankreich zog, endlich auch die durch Schleinitz genährte Hoffnung, daß selbst Kursachsen sich mit Frankreich verbinden werde. Doch jetzt traten Umstände ein, die ihn aus dieser Verblendung aufscheuchten und mit Schrecknissen umringten.

Am 20. Februar 1702 wurde ihm aus Wolfenbüttel durch Schleinitz gemeldet, daß Kursachsen, statt mit Frankreich, was frühere Unterhandlungen erwarten ließen, mit Oesterreich sich verbunden habe (16. Januar 1702), oder dem großen Bunde gegen Frankreich beigetreten sei. Also konnte Herzog Friedrich nicht mehr darauf bauen, im deutschen Reiche durch einen mächtigen Ver-

bündeten Hilfe und Rettung zu finden, falls er wegen seines Bündnisses mit Frankreich vom Kaiser angegriffen werden sollte; ja, er mußte fürchten, von dem benachbarten Kursachsen, sobald es der Kaiser verlangte, angegriffen und unterdrückt zu werden, ehe das entfernte Frankreich ihn schützen konnte.

Noch mehr erschreckte ihn die Nachricht, die fast gleichzeitig bei ihm eintraf, daß der Fähndrich von Gräfendorf, der am 4. Februar als Courier von Gotha nach Paris abgegangen war, im Pfälzischen von kaiserlichen Soldaten ergriffen, daß das Briefpacket, das er nach Paris überbringen sollte, ihm entrissen, und daß selbiges nach Wien an den Kaiser abgeschickt worden sei. In diesem Packet befanden sich Briefe von Schleinitz an Torcy, in welchen jener versicherte, „der Herzog habe die stipulirten Truppen auf den Beinen; er wünsche nichts mehr, als dem König von Frankreich Beweise der Ergebenheit und Zuverlässigkeit zu geben; er sei bereit zu einer Allianz mit Baiern und Wolfenbüttel, werde nie Verbindungen eingehen, die dem Interesse des Königs entgegen wären, und habe seinen Gesandten zu Regensburg gehörig instruirt, den Reichstag so lange als möglich in Unthätigkeit zu erhalten, damit es zu keinem Beschluß eines Reichskriegs komme." Schließlich war bemerkt, daß die Zahlung der Subsidien bis zum Schlusse des Monats Januar eingegangen wäre. Somit war nun das Thun und Treiben des Herzogs enthüllt. Hatte vorher der Kaiser bei den Gerüchten, die ihm zukamen, und bei den Versicherungen, die der Herzog denselben entgegenstellte, über dessen Verfahren in Zweifel sein können; so mußte es ihm nun, da er diese Briefe in Händen hatte, zur Gewißheit werden, daß der Herzog Verbindungen eingegangen sei, die dem Kaiser und

Reich gefährlich werden konnten. Diese Gewißheit aber mußte ihn zu strengen Maßregeln hinführen. Dies fürchtend, ließ Herzog Friedrich durch seinen Geheimsecretair Gotter[1]) an den Reichshofrath von Stein in Wien ein Schreiben richten (15. März 1702), das den Inhalt der aufgefangenen Briefe entschuldigte. „Der Herzog," hieß es in demselben, „habe eine Allianz mit Frankreich gehabt, so lange dieses nicht im Krieg mit Oesterreich gestanden; nun aber, da er wisse, daß diese Allianz dem Kaiser mißfällig sei, habe er die Intention, sich von derselben bello modo und mit Reputation unter der Hand loszumachen, was auch schon darum geschehen müsse, weil Kursachsen kaiserliche Partei genommen habe."

Ehe noch eine Antwort auf dieses Schreiben erfolgen konnte, traf eine neue Schreckensnachricht in Gotha ein. — Weit bedenklicher und sträflicher als das Verfahren Herzogs Friedrich erschien zu Wien das Verfahren des Herzogs Anton Ulrich; denn er vorzüglich hatte zum Widerspruch gegen die neunte Kur und zur Verbindung mit Frankreich aufgefordert, hatte schon seit

---

1) Die Ausfertigung dieses Schreibens wurde dem Geheimsecretair Gotter übertragen, weil der Geheimeraths-Director Freiherr von Bachoff, der damals die gothaischen Geschäfte leitete, als Urheber oder Beförderer der Verbindung Gothas mit Frankreich, bei dem wiener Hof übel angeschrieben stand, weshalb auch das hier angeführte Schreiben mit einer Vertheidigung des Ministers schloß, „den man nur darum denigrirt habe, um ihn aus fürstlichen Diensten wegzubringen." Es war dies Johann Friedrich Bachoff, der aus einer Familie stammen sollte, welche früher in Köln den Adel geführt. Er war 1643 zu Gotha geboren, in dessen Nähe sein Vater einige Güter gepachtet hatte, studirte in Leipzig, ward nach Gotha berufen, um dem damaligen Erbprinzen Friedrich Unterricht zu ertheilen, begleitete ihn auf Reisen nach Frankreich und Italien, ward dann rasch im Staatsdienste gefördert, 1689 Kanzler, 1698 Geheimeraths-Director, ließ sich seinen Adel erneuern, ward 1693 Reichsfreiherr von Echt, ferner Reichshofrath, † 26. October 1726.

em ryswicker Frieden Unterhandlungen mit Frankreich ngeknüpft und bereits 12,000 Mann für franzöſiſches Geld zuſammengebracht. Alſo wendete ſich auch Zorn nd Ahndung des Kaiſers zuerſt gegen ihn. Um ihn u entwaffnen und unſchädlich zu machen, forderte der Kaiſer unter dem 8. Februar 1702 den ältern Herzog on Braunſchweig-Wolfenbüttel, Rudolf Auguſt, auf, einen jüngern Bruder, Anton Ulrich, „der gefährliche nd dem römiſchen Reiche nachtheilige Machinationen ege," von der Mitregierung auszuſchließen, entband zu- leich die braunſchweig-wolfenbüttelſchen Landeseinwoh- er aller Pflichten gegen Anton Ulrich und wies ſie n, dem Herzog Rudolf Auguſt allein zu gehorchen. Die Vollſtreckung dieſer Anordnungen übertrug er (gleich- alls unter dem 8. Februar) dem Herzog von Holſtein- Plön, der ſie zur Kundwerdung bringen, und dem Her- og von Zelle, der ſie als Oberſter des niederſächſiſchen reiſes mit Waffengewalt durchſetzen ſollte. Demnach rachen die zell-hannöverſchen Truppen in der Nacht om 19. zum 20. März unverſehens ins Wolfenbüt- elſche, überfielen die daſige Miliz, die theils aufgehoben, heils auseinander gejagt wurde, und beſetzten die Haupt- unkte des Landes. Zugleich wurde erklärt, daß Braun- chweig-Wolfenbüttel nur dem Herzog Rudolf Auguſt ngehören, daß dieſer der franzöſiſchen Allianz entſagen, eine Truppen auf die ſonſt gewöhnliche Zahl reduciren, ie übrigen aber dem Kaiſer oder deſſen Alliirten über- aſſen müſſe.

Dieſe Vorgänge erregten, wie leichtlich zu erachten, Staunen und Schrecken; doch mochte außerhalb Braun- chweig-Wolfenbüttel durch ſie Niemand mehr erſtaunt nd erſchreckt werden, als Herzog Friedrich II., der mit Anton Ulrich gleiche Beſtrebungen theilte, und alſo aus

dem, was dieſem widerfuhr, abnehmen konnte, was ihm ſelbſt von Seiten des Kaiſers drohe. Umſichtig ſuchte er daher nach Mitteln und Wegen, um ſich dieſen Drohungen zu entziehen.

Sein Erſtes war, dem Verlangen auszuweichen, das Anton Ulrich an ihn richten konnte und am 25. März wirklich an ihn richtete, zufolge der obenerwähnten Uebereinkunft der correſpondirenden Fürſten dem Herzogthum Braunſchweig-Wolfenbüttel mit Truppen beizuſtehen. Unter dem Vorwande, daß ſeine Truppen kaum hinreichten, ſein eigenes Land zu ſchützen, in der That aber, um nicht das Zürnen des Kaiſers gegen ſich zu verſtärken, ſchlug er (21. März) dieſen Beiſtand ab, rieth dagegen ſeinem Freunde, ſich alles Widerſtandes zu enthalten, und erbot ſich, mehrere deutſche Fürſten um gütliche Beilegung der erhobenen Feindſeligkeiten zu bitten. Wirklich ſchrieb er auch in dieſem Sinne (25. und 26. März) an den König von Preußen und an den Landgrafen von Heſſen-Caſſel, in denen er, wie für ſeinen Freund, ſo auch für ſich Fürſprecher zu gewinnen hoffte. Ferner forderte er ſeinen Geheimen Legationsrath von Schleinitz, damals zu Wolfenbüttel, auf (21. März), den Herzog Anton Ulrich zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen und ſobald als möglich nach Gotha zurückzukommen. Nach ſolchen Vorkehrungen ſchrieb er (26. März) an den Reichshofrath von Stein, um durch ihn den Kaiſer mit ſeinem Benehmen zu verſöhnen. In dieſem Schreiben klagt er, daß man ihm Unbegründetes beimeſſe und ihn, ohne ihn zu hören, mit einem feindlichen Angriffe bedrohe, obſchon er dem Kaiſer und Reiche jederzeit reelle Dienſte geleiſtet habe und nimmer etwas vornehmen werde, „wodurch er eines Vergehens gegen die Schuldigkeit eines treuen und patriotiſchen Reichsfürſten mit

Fundament beſchuldigt werden könne." Zugleich vertheidigte er ſeinen Geheimeraths-Director, Freiherrn von Bachoff, „der als ein treuer Diener immer darauf hingearbeitet habe, daß nichts geſchehe, was dem Kaiſer und Reiche nachtheilig und abbrüchig ſein könnte". Er erwähnt dann der Vorgänge in Braunſchweig-Wolfenbüttel mit dem Wunſche, daß ſie baldigſt in Güte beigelegt werden möchten, und mit dem Bemerken, daß auch Preußen, Heſſen und andere benachbarte Stände dazu mitwirken würden. Endlich bemerkt er, daß er ſeinen Geheimen Legationsrath von Schleinitz von Wolfenbüttel abgerufen habe und ihn wieder nach Paris gehen laſſe, damit derſelbe ſeine Familie abhole und den Verhandlungen mit Frankreich ein Ende mache. „Im Uebrigen," ſo ſchließt dieſes Schreiben, „verſehe ich mich, Ihre Kaiſerliche Majeſtät werden in Gnaden geneigt ſein, daß ich mit fürſtlicher Ehre und Reputation und ohne nachtheiligen Unglimpf bei der franzöſiſchen Affaire verfahren laſſe, mich auch der Mittel verſichere, damit ich förderhin in genugſamer Sicherheit und Schutz bleiben könne."

Hiermit hatte er alſo erklärt, daß er der Allianz mit Frankreich entſage, darum entſage, weil ſie dem Kaiſer mißfalle, obſchon er bei derſelben nichts, was dem Kaiſer und Reich nachtheilig ſein könnte, im Sinne gehabt habe. Aber er war mit dieſer Erklärung keineswegs der Furcht und Gefahr überhoben. Von mehreren Seiten, ſelbſt von Wien her wurde ihm berichtet, daß ein Einfall in ſein Land vorbereitet würde. Hierzu würden kurſächſiſche Truppen in einem Lager zwiſchen Leipzig und Lützen zuſammengezogen und von Böhmen aus ſollten kaiſerliche Truppen gegen das Altenburgiſche in Bewegung geſetzt werden. Andrerſeits war auch zu fürch

ten, daß Frankreich, wenn es, wie es bereits gedroht hatte, zur Wiederherstellung des Herzogs Anton Ulrich in Deutschland vordringe, wegen Gothas Abfall von dem geschlossenen Bündniß bittere Rache üben, und daß Schimpf und Schmach über den Herzog kommen könnte, wenn er die Truppen, die er für Frankreichs Geld aufgebracht hätte, zu Frankreichs Nachtheil aufstellte.

So von Gefahren bedroht und von Furcht ergriffen, schrieb er (4. April) abermals an den Reichshofrath von Stein, bat ihn, den Kaiser in der Stille zu versichern, er werde ganz nach dessen Willen sich fügen, und forderte ihn auf, es dahin zu bringen, daß, wenn etwas Widriges gegen ihn angeordnet wäre, diese Anordnung zurückgenommen würde; auch mitzuwirken, daß er „ohne Gefahr und Blame aus der französischen Affaire kommen könnte." Aehnliches wiederholte er in einem dritten Schreiben an den Reichshofrath von Stein (vom 7. April), in welchem er die Furcht vor einem feindlichen Ueberfall noch stärker aussprach und hinzufügte: er sei bereit, zur Bezeigung seiner Ergebenheit einige seiner Regimenter an den Kaiser oder dessen Alliirte abzulassen, wofern solche nur nicht geradezu gegen Frankreich gebraucht würden. Nach Dresden sendete er (9. April) den Major von Schauroth, um wegen der Zusammenziehung der kursächsischen Truppen zuverlässige Nachrichten einzuziehen. Seinem Geheimen Legationsrath von Schleinitz, der wieder nach Paris gehen sollte, trug er auf (7. April): „für die Gratification so zum Behuf hiesiger Landesverfassung bisher gewillfahrtet worden," zu danken und dem König zu versichern, daß der Herzog dem geschlossenen Bündniß Gnüge geleistet habe, indem von ihm das versprochene Mannschafts-

quantum zu 6000 Mann zusammengebracht und zur Sicherung des Landes unterhalten worden sei.

Erst nach langem Harren lief vom Reichshofrath von Stein eine Antwort ein (vom 14. April), die zwar jene Besorgnisse nicht völlig verscheuchte, aber doch einige Beruhigung gewährte, indem sie (freilich unter drückenden Anmuthungen) die Aussöhnung des Kaisers in Aussicht stellte. „Hätte nicht," hieß es in diesem Schreiben, „der Herzog erklärt, er wolle seine Kräfte für kaiserlichen Dienst opfern" (d. h. von Frankreich zum Kaiser sich wenden und ihn mit den für Frankreichs Geld aufgestellten Truppen unterstützen); „so würde Gotha ein noch viel härteres Loos betroffen haben, als Wolfenbüttel. Aber auch jetzt wolle sich der Kaiser der Mittel dazu nicht begeben, da man noch nicht gewiß wisse, ob es dem Herzog mit den angefangenen Tractaten ein wahrer Ernst sei, oder ob er nur den Wechsel der Umstände abwarte. Erst nach vielen Vorstellungen von Seiten des Reichshofraths von Stein und des Reichsvicekanzlers von Kaunitz habe der Kaiser den Beschluß gefaßt, keinen gewaltsamen Ueberfall gegen Gotha vollstrecken zu lassen, wofern der Herzog bis zum Mai einen bestimmten Tractat mit dem Kaiser abschließe. Dabei möchten wegen der Subsidiengelder keine Schwierigkeiten erhoben werden; denn für Truppen, die auf Kosten Frankreichs geworben und montirt wären, würde der Kaiser kein Geld bezahlen, und dem Herzoge müsse die Abwendung eines feindlichen Ueberfalls weit mehr gelten, als der Gewinn durch Subsidien. An Preußen und Holland möge er jetzt nicht denken, sondern nur an Befriedigung des kaiserlichen Hofes. Auch habe er wenigstens 4000 Mann zu stellen, widrigenfalls ihn der Unglimpf treffen würde, als habe er das französi-

ſche Geld nicht einmal zur zugeſagten Armatur verwendet."

Herzog Friedrich fand in dieſem Schreiben Vieles, was ihn tief verletzte. Bitter erſchienen ihm manche Aeußerungen in demſelben; noch widerlicher war es ihm, daß die Androhung eines Ueberfalls nicht unbedingt zurückgenommen und ihm eine engbegrenzte Entſcheidungsfriſt angeſetzt worden war; am empfindlichſten aber fiel es ihm, daß er an Oeſterreich, das ihm ſchon ſeit langer Zeit für Truppenſtellung Vieles ſchuldete, wenigſtens 4000 Mann ganz unentgeltlich abgeben ſollte. Er zögerte daher mit der Antwort an den Reichshofrath von Stein, ſuchte inzwiſchen Kurſachſen zu beſtimmen, ſich ſeiner beim Kaiſer anzunehmen und das gothaiſche Land mit Durchmärſchen zu verſchonen, und ſendete (27. April) ſeinen Geheimen Legationsrath von Schleinitz zum König von Preußen, damals zu Weſel, um bei demſelben einen Theil ſeiner Truppen (nämlich zwei Regimenter zu Pferd, ein Regiment zu Fuß) unterzubringen. Er baute darauf, daß er von Preußen die Werbe- und Unterhaltsgelder, die Oeſterreich ihm verweigerte, erhalten würde; auch fürchtete er nicht, den Kaiſer dadurch aufs neue zu reizen, da ſelbſt in Braunſchweig-Wolfenbüttel das Abkommen getroffen worden war, daß die daſigen Truppen nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar in den Dienſt des Kaiſers treten, oder den Alliirten deſſelben dienen ſollten[1]).

---

1) Unter Vermittelung Preußens und Heſſens und mit Beiſtimmung des Kaiſers war am 19. April 1702 eine Ausgleichung zwiſchen Wolfenbüttel und Hannover zu Stande gekommen. Laut derſelben blieb Rudolf Auguſt alleiniger Regent (erſt nach ſeinem Tode, 1704, kam ſein Bruder Anton Ulrich wieder zur Regierung) und

Doch wegen dieſer Zögerungen und Unterhandlungen erhob ſich in Wien neuer Argwohn und mit demſelben neue Gefahr für Herzog Friedrich. Man meinte, „er ſuche Oeſterreich wie Frankreich zu hintergehen und wolle jetzt abwarten, ob etwa den Kaiſer eine Niederlage treffe, um ſich dann wieder für Frankreich zu erklären; der Kaiſer dürfe alſo nicht ſäumen, die angedroheten Zwangsmittel zur Anwendung zu bringen.“ Dies meldete der Reichshofrath von Stein (29. April) mit dem Hinzufügen, daß von der Ausgleichung des Herzogs mit dem Kaiſer die Erhaltung des gothaiſchen Staates abhange.

Der Herzog ſelbſt erkannte dies. Er hatte daher bereits am 27. April ſeinen Hofrath Zapf als außerordentlichen Geſandten nach Wien abgefertigt. Hier ſollte derſelbe erklären, daß der Herzog ſich in Allem den kaiſerlichen Verordnungen nach äußerſter Möglichkeit unterwerfe und „das franzöſiſche Commercium bei nunmehr bevorſtehender Ruptur“ (d. i. die Verbindung mit Frankreich, da jetzt das deutſche Reich mit demſelben breche) aufgebe; dagegen aber ſich des Schutzes des Kaiſers und der Verbündeten deſſelben gegen alle androhende Gefahren verſehe. Auch ſollte Zapf anzeigen, daß der Herzog Truppen an Preußen zu überlaſſen gedenke, weil er dadurch dem Kaiſer zu nützen und zugleich ohne Schimpf und Gefahr von Frankreich loskommen zu können hoffe. „Beſtände aber der Kaiſer darauf, daß gothaiſche Truppen unmittelbar in kaiſerliche Dienſte gebracht würden, ſo ſollte Zapf bemerken, daß nur etwa 1100 Mann abgegeben werden könnten (denn den übri-

---

überlieferte vier Regimenter (zwei zu Pferd und zwei zu Fuß) an die Alliirten des Kaiſers. Dagegen zogen die zell-hannöverſchen Truppen ſogleich wieder aus dem Wolfenbüttelſchen ab.

gen, Landeskindern, wäre bei ihrer Capitulation versprochen worden, sie nicht außer Landes zu schicken), und die Bitte aussprechen, daß diese Mannschaft in ihrer dermaligen Verfassung bleiben und, wenigstens im Anfange, nur in Ungarn gebraucht werden möchte." Ein Schreiben des Herzogs an den Kaiser, welches die tiefste Unterwürfigkeit bezeigte, und ein anderes an den Reichshofrath von Stein, welches Beschleunigung der obwaltenden Unterhandlungen dringend anempfahl, wurde dieser Instruction beigefügt.

Am 3. Mai kam Zapf nach Wien. Hier hoffte er ein freundliches Entgegenkommen zu finden, fand aber Mißtrauen und Argwohn. Man meinte, der Herzog bezeige nur durch Worte, nicht durch Thaten dem Kaiser Ergebenheit; man sah seine Unterhandlung mit Preußen als eine Hintansetzung des kaiserlichen Interesses an; man war unwillig, daß er, statt der verlangten 4000 Mann, nur etwa 1100 Mann dem Kaiser überlassen wolle und diese nicht nach Italien, sondern nur nach Ungarn, und äußerte unverhohlen: „der Herzog gebe durch solche Winkelzüge zu erkennen, daß er des Kaisers Feind gern zum Freunde behalten wolle."

Unter dem 6. Mai wurde dies vom Hofrath Zapf einberichtet. Dagegen berief sich der Herzog zu seiner Vertheidigung auf die Lauterkeit seiner Gesinnungen und Bestrebungen, auf die frühere Aeußerung des Reichsvicekanzlers, Grafen von Kaunitz: „daß es dem Kaiser gleich gelte, ob die gothaischen Truppen dem Hause Oesterreich oder den Verbündeten desselben zugeführt würden," und auf das Versprechen Preußens, die angesponnenen Unterhandlungen zur Zufriedenheit des Kaisers und des Herzogs, wenn dieser sich ihm, dem König von Preußen, gänzlich anvertraue, hinzulenken. Zugleich suchte er aber

auch, um größeren Opfern auszuweichen, die Unterhandlungen mit Preußen zu Ende zu bringen. Und dies gelang. König Friedrich I., damals zu Wesel, nahm den gothaischen Gesandten, von Schleinitz, der am 6. Mai in Wesel eingetroffen war, freundlich auf, erklärte sich geneigt zur Annahme gothaischer Truppen und zur Vertretung des Herzogs am kaiserlichen Hofe, und gab zugleich den Rath, durch Drohungen von dorther sich nicht übereilen zu lassen. Doch erst am 23. Mai kam der gewünschte Tractat, den man zu Wien rückgängig zu machen suchte, zu Stande. In demselben versprach der Herzog, binnen vier Wochen ein Regiment zu Fuß (zu 1800 Mann) und zwei Regimenter zu Pferd (jedes zu 321 Mann), zusammen 2442 Mann an Preußen zu überlassen; dagegen versprach letzteres, diese Truppen, sobald sie in das preußische Gebiet gekommen wären, zu verpflegen, sie zwar zu preußischen Diensten zu verpflichten, aber als gothaisches Eigenthum zu betrachten, sie nicht über die Reichsgrenzen hinzuführen und binnen den ersten beiden Monaten nicht direct gegen die Krone Frankreich zu gebrauchen. Uebrigens sollte dieser Vertrag keine Giltigkeit haben, falls vor Bestätigung desselben etwas ihm Widersprechendes mit dem kaiserlichen Hofe verabredet worden wäre. Man fügte dies hinzu, um den Kaiser und dessen Ministerium zufrieden zu stellen.

Herzog Friedrich eilte, den ihm vorgelegten Vertrag zu ratificiren (29. Mai) und eine Abschrift desselben, als ein thatsächliches Zeichen, daß er das Bündniß mit Frankreich aufgegeben habe, nach Wien gelangen zu lassen. Auch betrieb er es beim König Friedrich I., daß dieser durch seinen Gesandten Bartholdi am kaiserlichen Hofe vorstellen ließ: „Man könne in den Herzog wegen mehrerer Truppenstellung nicht dringen, bevorab

deſſen Armatur mehr für eine Landmiliz als für regulirte Truppen zu halten und dergeſtalt beſchaffen ſei, daß er, ohne ſein Land zu depeupliren und den Ackerbau zu hemmen, nicht wohl ein Mehreres, als er an Uns gegeben, an Andre überlaſſen kann“ [1]).

Jetzt wähnte das gothaiſche Miniſterium, wie der Geheimeraths-Director von Bachoff unter dem 28. Mai an Zapf ſchrieb, „aus dem bisherigen, ſchweren Embarras zu eluctiren“; aber es täuſchte ſich: ſo weit war die Auflöſung der obwaltenden Verwickelungen noch nicht gediehen!

Der kaiſerliche Hof war noch immer gegen den Herzog aufgebracht und jetzt beſonders darum, weil dieſer ſeine Truppen an Oeſterreich abzulaſſen ſich ſcheute, weil die Nachricht von deſſen Vertrag mit Preußen ausblieb, und weil es alſo noch den Anſchein hatte, als wolle er die durch franzöſiſches Geld zuſammengebrachten Truppen zum Nachtheil des Kaiſers verwenden. Statt alſo die früheren Drohungen aufzugeben, ließ ſie der Kaiſer erneuern und verſtärken. Dies erfuhr Hofrath Zapf beſonders am 25. Mai, als er zu einer Unterredung mit dem Reichsvicekanzler Grafen von Kaunitz nach Laxenburg kam. „Hier wurde mir“ (ſchrieb er an Herzog Friedrich II., 27. Mai) „mit ſo viel Reprochen und Imputationen wider das gothaiſche Miniſterium und

1) Bei dieſer Schilderung des damaligen Zuſtandes des gothaiſchen Militairs galt es mehr, den Kaiſer zufrieden zu ſtellen, als das Thatſächliche anzugeben. — Nach einer für den gothaiſchen Landtag 1702 ausgefertigten Berechnung (in den Landtagsacten von dieſem Jahre) betrug damals das gothaiſche Militair 6000 Mann, nämlich 1500 zu Pferde, die in vier Regimenter, und 4500 Mann zu Fuß, die in drei Regimenter vertheilt waren. Von dieſen 6000 Mann beſtanden 3800 Mann aus Landvolk und 2200 Mann aus auswärts geworbener Miliz.

Herrn von Schleinitz, den der wiener Hof als einen Anhänger Frankreichs und als Urheber des Unfriedens in Deutschland ansieht, begegnet, auch das preußische Engagement als so verdächtig, nachtheilig und schimpflich perstringirt, daß ich mich endlich mit einigem, zulässigem Vigueur dagegen vertheidigte und fragte: was denn nach allen Erklärungen und Anerbietungen von Seiten Ihrer Durchlaucht noch desiderirt werde?" Ohne weiter auf diese Frage einzugehen, verlangte der Reichsvicekanzler, Zapf solle mit einer Vertheidigungsschrift einkommen. Dies geschah. Zapf stellte schriftlich dar: „wie der Herzog alles ihm Mögliche gethan habe, um den Kaiser zufrieden zu stellen: er habe das französische Engagement, bei welchem er keine seiner Fürstenpflichten verletzt, völlig aufgehoben, habe sein Ministerium instruirt, auf Reichs- und Kreistagen nichts zu betreiben, was dem Kaiser und dessen Alliirten zuwider sein könne, und habe alle Werbungen, selbst die zum Schutze seines Landes, eingestellt; den Antrag des Kaisers, außer dem Contingent, alte, geübte Mannschaft zum Besten der allgemeinen Sache zu stellen, habe er ablehnen müssen, da er ohne Subsidien sich in keine Tractaten einlassen könne; dagegen habe er den Antrag Preußens, dem Kaiser dadurch zu dienen, daß er dem König von Preußen, als Alliirten des Kaisers, einige Regimenter gegen Entschädigung ablasse, dienstwilligst ergriffen."

Diese Vertheidigung, die Oftgesagtes wieder sagte und Schiefes und Gerades in einander mischte, mochte wohl wenig zur Aussöhnung des kaiserlichen Hofes beitragen: noch am 7. Januar schrieb Zapf: „der Reichsvicekanzler sei auf den Herzog und dessen Geheimen-Legationsrath von Schleinitz sehr übel zu sprechen." Weit kräftiger wirkte dagegen das Eintreffen der Nachricht von dem

deſſen Armatur mehr für eine Landmiliz als für regulirte Truppen zu halten und dergeſtalt beſchaffen ſei, daß er, ohne ſein Land zu depeuplüren und den Ackerbau zu hemmen, nicht wohl ein Mehreres, als er an Uns gegeben, an Andre überlaſſen kann“ [1]).

Jetzt wähnte das gothaiſche Miniſterium, wie der Geheimeraths-Director von Bachoff unter dem 28. Mai an Zapf ſchrieb, „aus dem bisherigen, ſchweren Embarras zu eluctiren“; aber es täuſchte ſich: ſo weit war die Auflöſung der obwaltenden Verwickelungen noch nicht gediehen!

Der kaiſerliche Hof war noch immer gegen den Herzog aufgebracht und jetzt beſonders darum, weil dieſer ſeine Truppen an Oeſterreich abzulaſſen ſich ſcheute, weil die Nachricht von deſſen Vertrag mit Preußen ausblieb, und weil es alſo noch den Anſchein hatte, als wolle er die durch franzöſiſches Geld zuſammengebrachten Truppen zum Nachtheil des Kaiſers verwenden. Statt alſo die früheren Drohungen aufzugeben, ließ ſie der Kaiſer erneuern und verſtärken. Dies erfuhr Hofrath Zapf beſonders am 25. Mai, als er zu einer Unterredung mit dem Reichsvicekanzler Grafen von Kaunitz nach Laxenburg kam. „Hier wurde mir“ (ſchrieb er an Herzog Friedrich II., 27. Mai) „mit ſo viel Reprochen und Imputationen wider das gothaiſche Miniſterium und

1) Bei dieſer Schilderung des damaligen Zuſtandes des gothaiſchen Militairs galt es mehr, den Kaiſer zufrieden zu ſtellen, als das Thatſächliche anzugeben. — Nach einer für den gothaiſchen Landtag 1702 ausgefertigten Berechnung (in den Landtagsacten von dieſem Jahre) betrug damals das gothaiſche Militair 6000 Mann, nämlich 1500 zu Pferde, die in vier Regimenter, und 4500 Mann zu Fuß, die in drei Regimenter vertheilt waren. Von dieſen 6000 Mann beſtanden 3800 Mann aus Landvolk und 2200 Mann aus auswärts geworbener Miliz.

Herrn von Schleinitz, den der wiener Hof als einen Anhänger Frankreichs und als Urheber des Unfriedens in Deutschland ansieht, begegnet, auch das preußische Engagement als so verdächtig, nachtheilig und schimpflich verstringirt, daß ich mich endlich mit einigem, zulässigem Vigueur dagegen vertheidigte und fragte: was denn nach allen Erklärungen und Anerbietungen von Seiten Ihrer Durchlaucht noch desiderirt werde?" Ohne weiter auf diese Frage einzugehen, verlangte der Reichsvicekanzler, Zapf solle mit einer Vertheidigungsschrift einkommen. Dies geschah. Zapf stellte schriftlich dar: „wie der Herzog alles ihm Mögliche gethan habe, um den Kaiser zufrieden zu stellen: er habe das französische Engagement, bei welchem er keine seiner Fürstenpflichten verletzt, völlig aufgehoben, habe sein Ministerium instruirt, auf Reichs- und Kreistagen nichts zu betreiben, was dem Kaiser und dessen Alliirten zuwider sein könne, und habe alle Werbungen, selbst die zum Schutze seines Landes, eingestellt; den Antrag des Kaisers, außer dem Contingent, alte, geübte Mannschaft zum Besten der allgemeinen Sache zu stellen, habe er ablehnen müssen, da er ohne Subsidien sich in keine Tractaten einlassen könne; dagegen habe er den Antrag Preußens, dem Kaiser dadurch zu dienen, daß er dem König von Preußen, als Alliirten des Kaisers, einige Regimenter gegen Entschädigung ablasse, dienstwilligst ergriffen."

Diese Vertheidigung, die Oftgesagtes wieder sagte und Schiefes und Gerades in einander mischte, mochte wohl wenig zur Aussöhnung des kaiserlichen Hofes beitragen: noch am 7. Januar schrieb Zapf: „der Reichsvicekanzler sei auf den Herzog und dessen Geheimen-Legationsrath von Schleinitz sehr übel zu sprechen." Weit kräftiger wirkte dagegen das Eintreffen der Nachricht von dem

nicht, wie früher, mit Freundlichkeit aufgenommen: der König ließ ihn gar nicht vor sich kommen, der Minister erst nach einigen Tagen und empfing ihn mit dem Vorwurf, daß Gotha unrecht und vertragswidrig an Frankreich gehandelt habe. Gleichwohl erreichte er, wie er unter dem 21. Juli nach Gotha meldete, den Zweck seiner Sendung, indem er mit Nachdruck vorstellte: daß Gotha, so lange es ihm möglich gewesen, den Verabredungen mit Frankreich pünktlich nachgekommen sei; der Herzog habe eine Mannschaft von 6000 Mann zusammengebracht und mit ihr die Sicherheit seines Landes und die Gerechtsame der deutschen Fürsten erhalten; auch werde er bei dieser Truppenverfassung, zu welcher ihm Frankreich, was er dankend anerkenne, „mit Gratificationen gewillfahrt hätte“ [1]), verharren und selbige zu seiner und seiner Mitfürsten Wohlfahrt, wie der König Anderes nicht von ihm begehrt habe, anwenden. Torcy ließ sich durch diese Vorstellung beruhigen, richtete keine weitere Forderungen an Gotha, und Schleinitz konnte ungehindert mit seiner Familie nach Gotha zurückreisen, wo er im September 1702 ankam.

Glücklich endigten also die Verhandlungen mit Frankreich, die Bedrängniß über Herzog Friedrich II. brachten und sein Land mit Lasten und Leiden bedroheten. Und von dem an blieb er dem Kaiser treu ergeben und ließ es weder an Truppenstellungen noch an Geldbeiträgen zu den Reichslasten fehlen, weshalb er in späteren Jah-

1) Die Subsidien, die Frankreich bis zum Ende des Monats Februar 1702 an Gotha gelangen ließ, betrugen an Werbegeldern 200,000 Livres und an Unterhaltungsgeldern für acht Monate (zu 57,000 Livres) und einem Nachschuß zu 34,230 für den Monat Juni 1701, 490,230, zusammen 690,230 Livres, die in Gotha zu 182,208 Thlr. 11 Gr. berechnet wurden.

ren den Ruhm eines patriotisch gesinnten Reichsfürsten einerntete.

Wozu aber, kann man fragen, soll die Enthüllung einer dunkeln Seite im Leben Herzogs Friedrich II. dienen? Soll sie diesen, in vieler Hinsicht achtungswerthen Fürsten, dem Gotha und Altenburg Bedeutendes zu verdanken haben, herabwürdigen? Das sei ferne! Er bleibt achtungswerth, trotz der Verirrungen, zu welchen ihn, wie der Vorgang andrer deutschen Fürsten, so auch das Streben nach Glanz und Ansehn verlockte. Dagegen soll obige Erzählung, indem sie ein historisches Factum erläutert, an einem hochgestellten Beispiele zeigen (was gerade jetzt nicht oft genug wiederholt werden kann), wie unrecht und schädlich der Particularismus ist, der ohne Rücksicht aufs Ganze nur dem Vortheil des Besondern, oder dem Verlangen nach eignem Glanze und Ansehn nachstrebt. Zugleich kann sie aber auch darauf hinweisen, wie selbst der oft gepriesene westphälische Friede zu dieser Verkehrtheit beitrug, indem er, durch Erweiterung der Herrscherrechte der deutschen Fürsten, der Centralgewalt die ihr nöthige Macht und Würde entzog, die Wirksamkeit deutscher Fürsten und Völker von dem Allgemeinen auf das Besondere hinlenkte, dadurch das Nationalgefühl erstickte und so den Untergang des deutschen Reiches vorbereitete. Nur wo ein echtes Nationalgefühl waltet, das das Allgemeine höher stellt als das Besondere und um jenes willen kein Opfer des letztern scheut, kann das deutsche Vaterland in Kraft und Wohlstand bestehen. Möge dies jetzt, wo es sich um einen Neubau des deutschen Reichs handelt, in Wort und That beherziget werden.

VI. Pfalzgräfin Marie Eleonore von Brandenburg.

Von G. E. Guhrauer.

Bei den Studien über das Leben und die Zeit der Pfalzgräfin Eliſabeth, welcher mein Aufſatz in v. Raumers hiſtoriſchem Taſchenbuche auf 1850 gewidmet iſt, trat mir ungeſucht das Bild einer deutſchen Fürſtin entgegen, welche, wiewohl demſelben Hauſe und dem nämlichen Zeitalter angehörig, zu Eliſabeth einen merkwürdigen Gegenſatz bildet, ohne daß ihr früher verdiente Beachtung zu Theil geworden iſt. Gehörte Eliſabeth durch ihre mütterliche Abſtammung, ihre Talente und ihren Lebensgang mehr dem Geiſte der allgemeinen europäiſchen Bildung an, der ſich in ihr, der Schülerin des Descartes, ſo glänzend wiederſpiegelte — ſo erblicken wir in Marie Eleonore eine durch und durch deutſche Fürſtin, und zwar zu einer Zeit, da deutſche Bildung und deutſcher Sinn von den Höfen unſeres Vaterlandes immer mehr ſich abwandte: nach dem weſtphäliſchen Frieden, in der Blüthezeit eines Ludwig XIV. Marie Eleonore nahm für ihre Bildung auch nicht ihren Weg durch die Philoſophie, für welche bei ihrem ſimpeln und religiöſen Sinne kein Bedürfniß vorhanden war. Hierdurch und

durch ihre entſchiedene Hinneigung zur Theologie und zum Studium der Bibel, welche ſie in der Urſprache las, verbunden mit einer Hinneigung zur Myſtik, welche ſie zur Freundin des frommen Theologen Coccejus machte, ſteht ſie wie fremd und iſolirt in ihrem Kreiſe. Eine gedrängte Schilderung dieſer anziehenden Erſcheinung dürfte daher noch jetzt einige Theilnahme erwecken.

Marie Eleonore war die jüngſte Tochter des Kurfürſten von Brandenburg Joachim Friedrich. Ihre Mutter Eleonore, die zweite Gemahlin des Kurfürſten, war die Tochter des Herzogs von Preußen Albrecht Friedrich. Sie wurde den 22. März 1607 zu Berlin geboren und verlor ihre Mutter wenige Tage nach ihrer Geburt. Ihr Vater, der Kurfürſt Joachim Friedrich, ſtarb das Jahr darauf, den 18. Juli 1608. Er war ein Fürſt verdienſtvollen Andenkens in der Geſchichte der Mark Brandenburg; von ihm ſchreibt ſich die Errichtung des geheimen Raths, die Stiftung des Joachimsthaliſchen Gymnaſiums und anderer guten Anſtalten in Kirche und Staat her. Sein Ableben und der damit verbundene Regierungswechſel bezeichnet einen Abſchnitt, welcher auf den Lebensgang und die Geiſtesrichtung der frühverwaiſten Prinzeſſin den entſchiedenſten Einfluß übte. Während ſie durch ihre Geburt ein Kind des ſiebzehnten Jahrhunderts war, ſchien ſie dem Geiſte nach doch auch mit dem ſechszehnten Jahrhundert in lebendigem Zuſammenhange zu ſtehen, einem Jahrhundert, dem allerdings ihr Vater überwiegend angehört, während ſie andrerſeits bis tief in die Regierungszeit ihres Großneffen, des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm hineinlebt. Zwei Ereigniſſe ſind es, welche ihrem inneren und äußeren Leben die Richtung gaben: das erſtere war die Annahme des reformirten Bekenntniſſes durch den Kurfürſten Johann

Sigismund, ihren Bruder, im Jahre 1613, das andere der einige Jahre darauf erfolgte Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Marie Eleonore war noch im früheſten Kindesalter bei jenem denkwürdigen Umſchwung der kirchlichen Confeſſion des Brandenburgiſchen Regentenhauſes, welcher in jener Zeit bürgerlicher und Religionskriege eine bedauerliche Schranke zwiſchen ihm und der Mehrheit des Volkes aufrichtete, in einem Jahrhundert, wo die kirchlichen Gegenſätze mit aller Schroffheit einander gegenübertraten; ihr indeß war jeder innere Kampf, jede Bedenklichkeit nach außen erſpart: in der reformirten Religion auferzogen, hing ſie dieſem Bekenntniſſe durch das Leben, in allen Lagen, mit einer Wärme, einer Feſtigkeit an, welche zu der Ueberzeugung ihrer unmittelbaren Vorfahren den ſeltſamſten Contraſt bildete. Noch bei ihrem Großvater, dem Kurfürſten Johann Georg, war der Haß gegen den Calvinismus auf das ſchärfſte ausgeprägt[1]); gemildert zeigt ſich dieſer Sinn einigermaßen bei ihrem Vater, doch hatte dieſer noch zur Erziehung des Kurprinzen einen wegen ſeines Fanatismus berufenen lutheriſchen Prediger, Simon Gedike, erwählt. Von entſcheidendem Gewicht für die Befeſtigung des reformirten Weſens am Brandenburgiſchen Hofe und die Richtung der damit zuſammenhängenden Politik war es, daß bereits bei Lebzeiten Joachim Friedrich's ſein Enkel, der nachmalige Kurfürſt Georg Wilhelm, behufs einer Allianz mit dem Pfälziſchen Hauſe

1) Von der ihm ſehr wichtigen Univerſität zu Frankfurt an der Oder ſagte er einſt: „Wenn ich wüßte, daß meine Theologen und Profeſſoren allda ſollten calviniſch werden, ſo wollte ich, daß das Collegium und die Univerſität ſtünd und brennete im Feuer lichterloh.“ (König, Berlin, I. S. 155.) Doch wurde ſie unter dem Nachfolger reformirt.

wegen der Cleve'ſchen Erbſchaft, mit der Tochter des Kurfürſten von der Pfalz Friedrich IV., Eliſabeth Charlotte, (1605) verlobt und längere Zeit darauf vermählt wurde (1616). Als daher der Bruder der Kurfürſtin von Brandenburg, der unglückliche Böhmenkönig Friedrich V. von der Pfalz, nach der Schlacht am weißen Berge, in der Mark, nachher in Holland mit ſeiner Familie in Acht und Exil lebte, ging das Beſtreben der Kurfürſtin dahin, das durch das Unglück gelockerte Band der beiden Häuſer neu zu befeſtigen. Der jüngere Bruder Friedrich's V., der Pfalzgraf Ludwig Philipp, war, obſchon an den ehrgeizigen Plänen ſeines Bruders völlig unbetheiligt, von den Folgen der über ihn verhängten Acht mit betroffen worden; er ward aus ſeinem väterlichen Erbe (Simmern und Sponheim mit dem Fürſtenthum Lautern) gegen Recht und Billigkeit vertrieben und hielt ſich ſeitdem meiſtens in Berlin bei ſeiner Schweſter am Hofe auf[1]). Mit ihm wurde nun Marie Eleonore am 4. December 1631 in ihrem vierundzwanzigſten Lebensjahre vermählt. Der Augenblick ſchien dieſer Verbindung günſtig. In Folge des ſiegreichen Vordringens der Schweden unter Guſtav Adolph in Deutſchland wurden die Erblande des Pfalzgrafen wieder befreit und ſo konnte Marie Eleonore im Frühjahr 1632 ihrem Gemahl in die Pfalz folgen. Hier lebten ſie einige Jahre ungeſtört; denn wenn auch mit dem Falle Guſtav Adolph's bei Lützen der verbannten pfälziſchen Familie in Holland jede Hoffnung zur Rückkehr in die Pfalz verloren ſchien, und das Haupt der Familie, der verbannte Böhmenkönig, kurz darauf (den 19. November 1632) mit Tode abging, ſo wurde doch Pfalzgraf Ludwig Philipp als Ver-

1) Sölti, Eliſabeth Stuart, II., S. 215.

walter der Pfalz und Vormund des minderjährigen Kurprinzen Karl Ludwig, von dieſer Veränderung der allgemeinen Lage nicht berührt; in dieſe Zeit fällt nämlich die Kataſtrophe mit Wallenſtein's Ermordung, wodurch die Kaiſerlichen in ihren Fortſchritten gehemmt wurden. Doch nach der Schlacht bei Nördlingen und in Folge des den 20. Mai 1635 geſchloſſenen Prager Friedens wurde die Pfälziſche Angelegenheit der Willkür des Kaiſers ganz überlaſſen. So wurde denn die kurfürſtliche Verwaltung verjagt, Pfalzgraf Ludwig Philipp flüchtete mit ſeiner Gemahlin, zuerſt nach Metz, von da nach Sedan, wo ſie mehrere Jahre verbrachten[1]). Hier gebar Marie Eleonore eine Prinzeſſin, Eliſabeth Charlotte Marie, welche nachmals (1660) mit dem Herzog Georg III. von Liegnitz und Brieg vermählt wurde, und den Prinzen Ludwig Heinrich Moritz, den Nachfolger des Vaters. Erſt nach vielen Vorſtellungen ward dem Pfalzgrafen vom Kaiſer Kreuznach zum Aufenthalte eingeräumt; der weſtphäliſche Friede ſetzte ihn endlich in ſeine Erblande wieder ein, die er indeß nicht ohne mannigfache Streitigkeiten mit ſeinem Neffen, dem ehrgeizigen Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, regierte. Ludwig Philipp überlebte ſeine Wiederherſtellung nicht lange; bei einem Beſuche in Croſſen, am Hofe der verwitweten Kurfürſtin von Brandenburg, ſeiner Schweſter, wo ſeine Tochter Eliſabeth Charlotte lebte, ſtarb er den 6. Januar 1655. Ludwig Philipp war ein Fürſt von hoher Bildung, wie ſie die meiſten Glieder des pfälziſchen Stammes auszeichnete; man rechnete ihn ſogar unter die «Principes ingenii praecocis, der ſeine Jugend ſowohl in ſeinem Vaterlande als in Frankreich mit großem Fleiß allen ſeinem hohen

1) Vergl. oben in dem Aufſatze über Schomberg S. 113.

Stande geziemenden Wissenschaften und ritterlichen Uebungen gewidmet[1])". Er hinterließ einen minderjährigen Prinzen, Ludwig Heinrich, über welchen sein Vetter der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz gemeinschaftlich mit Marie Eleonore die Vormundschaft und die Verwaltung des Landes führte[2]). Obschon vor heftigen Wechselfällen der Art, wie der dreißigjährige Krieg sie mit sich führte, für ihr übriges Leben geschützt, floß dieses doch öde und traurig dahin; denn nachdem sie ihre Tochter, die Herzogin von Brieg (1664), in der Blüthe der Jahre verloren, hatte sie den größeren Schmerz, mit ihrem kurze Zeit regierenden Sohne, im Jahre 1673, die Linie ihres Hauses aussterben zu sehen. Seine Lande fielen an den Kurfürsten Karl Ludwig zurück. Von sieben Kindern, welche sie ihrem Gemahl geboren, blieb ihr bei ihrem einige Zeit darauf erfolgten Tode keines. Sie starb den 8. Februar 1675, 68 Jahre alt.

Ein Zeugniß ihres innern Lebens ist in dem Briefwechsel der Pfalzgräfin mit Johann Coccejus erhalten, worauf wir nunmehr einen Blick werfen.

In meinem Aufsatze über die Pfalzgräfin Elisabeth habe ich (S. 126—133) die Bedeutung jenes berühmten Theologen für seine Zeit im Allgemeinen zu entwickeln versucht, mit besonderer Rücksicht auf das Verhältniß der Theologie zur Philosophie. Marie Eleonore ließ die speculative Seite der Theologie auf sich beruhen; sie schätzte in Coccejus vor Allem den rechtgläubigen und frommen Theologen ihrer Kirche, welcher von der einen Seite ebenso ein rüstiger Vorkämpfer gegen Socinianer und Katholiken

1) Finsterwald, Vom pfälzischen Hause, S. 406.

2) In ihren Briefen an Coccejus aus diesem Zeitraume unterschreibt sich die Pfalzgräfin jedesmal: Witwe und Vormünderin.

war (in letzterer Hinsicht hatte er an dem bekannten Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels einen Gegner, später aber einen Freund), als er nach der andern Seite, der scholastischen Behandlung der Theologie gegenüber, dem Studium der heiligen Schrift ein neues Leben einhauchte und eine eigenthümliche Richtung vorzeichnete. Letzteres bildete den Anknüpfungspunkt für nähere Verbindung der Pfalzgräfin mit Coccejus. Sie hatte nämlich einen Schüler desselben, Johann van Dalen, im Jahre 1656 als Hofprediger in ihre Dienste genommen, einen Mann, der eben so sehr von Coccejus hochgehalten ward, als er das Vertrauen seiner Fürstin genoß. Von ihm lernte diese Fürstin noch im höhern Alter das Hebräische, worin sie es so weit brachte, daß sie die heilige Schrift im Urtext lesen konnte. Um sich in diesen Studien noch fester zu setzen, knüpfte sie durch Vermittelung ihres Hofpredigers einen Briefwechsel mit Coccejus an und dieser Verkehr blieb für die Wissenschaft nicht ohne Frucht[1]). Das hebräische Wörterbuch, welches Coccejus zum Gebrauche der Theologen nach einigen Jahren herausgab und das seitdem oft aufgelegt wurde, verdankt man hauptsächlich der Anregung, ja dem Drängen der Pfalzgräfin, welcher das Werk von dem Verfasser auch zugeeignet wurde. Sie hatte ihm durch ihren Hofprediger eine Belohnung für diese Arbeit in Aussicht gestellt, Coccejus aber wies jede Belohnung mit der Bemerkung ab, daß er befriedigt sei, wenn

1) Auch auf die Schüler des Coccejus erstreckte sie ihre Theilnahme. So gab sie einem derselben, welcher eine Professur der hebräischen Sprache suchte, Empfehlungsbriefe an die Landgräfin von Hessen und, da in Marburg keine Stelle offen war, an den großen Kurfürsten von Brandenburg, im Falle zu Frankfurt a. d. O. oder in Duisburg eine solche sich ereignete (Cocejii Opp. II., 814).

er nur etwas allgemein Nützliches zu Tage fördern könne. Marie Eleonore ſuchte ihn überdies noch zu einer neuen deutſchen Ueberſetzung der Bibel zu bewegen und zwar hauptſächlich aus dogmatiſchen Beweggründen, damit die reformirte Kirche nicht länger von der lutheriſchen Bibelüberſetzung abhängig wäre. Sie verſprach ihm bei dieſem Unternehmen den Schutz und die Unterſtützung der reformirten deutſchen Fürſten, namentlich den ihres Vetters, des großen Kurfürſten von Brandenburg[1]): Coccejus nämlich fürchtete das Geſchrei, welches eine neue Ueberſetzung der Bibel gegen ihn hervorrufen würde. Er hatte indeß einen viel triftigern Grund, mit dieſem Werke zurückzuhalten: er hatte nämlich den Muth nicht, der claſſiſchen Ueberſetzung Luther's mit einer eigenen Arbeit gegenüberzutreten. Obſchon von Geburt ein Deutſcher (er war aus Bremen gebürtig), war er durch ſeinen längern Aufenthalt in Holland in dem lebendigen und fruchtbaren Gebrauch der deutſchen Mutterſprache zu-

1) Auch bei dem Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, dem Neffen der Pfalzgräfin, ſtand Coccejus in Anſehen, obſchon dieſer freidenkende Fürſt in religiös-kirchlichen Dingen ſeinen eigenen Weg ging. Eines Tages bei einem Beſuche in Lautern, um die dortigen Feſtungswerke zu beſichtigen, unterhielt er ſich an der Tafel mit dem Hofprediger der Pfalzgräfin über Coccejus und zeigte ſich mit den Controverſen und Kämpfen, welche dieſer mit den Univerſitäten in Holland zu beſtehen hatte, ganz vertraut. Unter andern wandte ſich das Geſpräch auf den jüdiſchen Geſchichtſchreiber Flavius Joſephus und insbeſondere auf das Capitel, worin er Jeſu Chriſti Erwähnung thut. Hier bemerkte der Kurfürſt forſchend: er habe von einem gelehrten, des Griechiſchen ſehr kundigen Manne gehört, daß die Schreibart dieſes Capitels von der des ganzen übrigen Buches ſehr abweiche, und daher ſei er (der Kurfürſt) der Meinung, daß dieſes Capitel nicht zum Texte gehöre, ſondern eingeſchaltet und untergeſchoben ſei. Van Dalen, deſſen Brief an Coccejus vom 31. Auguſt 1669 wir dieſen Zug entlehnen, bekennt, daß er nicht gewußt habe, was er antworten ſollte, aber verſprochen habe, ſich deshalb an ihn (Coccejus) zu wenden.

rückgeblieben, und klagte ſchon bei Abfaſſung des hebräiſch-deutſchen Wörterbuches über Schwierigkeiten, ſodaß er, nach ſeinem eigenen Bekenntniß, jeden Augenblick zu Luther's Bibelüberſetzung ſeine Zuflucht nehmen mußte. — Ein dritter Punkt endlich in dem Briefwechſel der Pfalzgräfin mit Coccejus betraf die Auslegung der Schrift, für welche jener, in ſeiner typiſchen Erklärungsweiſe, zufolge eines ſtufenmäßigen Bündniſſes zwiſchen Gott und den Menſchen, eine neue Methode angegeben hatte, und damit hing das jenem Zeitalter angehörige Streben zuſammen, die Weiſſagungen des Propheten Daniel und der Offenbarung Johannis auf die Verhältniſſe der Gegenwart und der Zukunft zu deuten.

Wir laſſen jetzt die Fürſtin nach den vorliegenden Briefen ſelbſt reden; dieſe Briefe ſind in deutſcher Sprache geſchrieben; man ſpürt in ihnen noch nichts von jener verderblichen Sprachmengerei, welche die Schriften und Briefe aus dieſen Jahren in Deutſchland bei Hohen und Niederen ſo ungenießbar macht. Schon in ihrem erſten Schreiben der vorliegenden Sammlung, vom 30. Nov. 1656, kommt die Pfalzgräfin auf ihren Wunſch wegen des Wetterbuches, von welchem ſie vorher durch ihren Hofprediger ihm hatte Kenntniß geben laſſen, den ſie hier ſehr rühmte, als einen Mann „von ſauberer und reiner Lehre, gutem Wandel, erbaulich und gar eifrig, welchen Gott ihr ſonderlich zugeſchicket in ihrem ſchweren Kreuz.“ Darauf heißt es: „Verhoffe, derſelbe wird mir meine Freiheit vergeben, ſo ich gebrauche, weilen Herr Dahl mir allſo viel Gutes von demſelben geſaget hat, als habe ich nicht länger warten können, einen Anfang mit demſelben zu machen, und mich auch zugleich zu bedanken für den zu entbotenen Gruß und unter Vertröſtung wegen eines Buchs, ſo demſelben gefället zu machen, das

wohl hübſch und dienlich wird ſein der ganzen Chriſtenheit, ſonderlich bey dieſen betrübten Zeiten, da die Kirche ſo verfolget wird, und am Ende der prophetiſchen Prophezeihungen gehet."

Ein andermal ſchreibt ſie vom 4. Juli 1657: „Es erfreuet mich, daß Er mir meine große Freiheit nicht übel aufgenommen hat, und mir zur Vertröſtung nicht allein wegen der heiligen, göttlichen hebräiſchen Sprache, ſondern auch das ganze Werk und Kraft derſelben wolle überſetzen, mir und allen ſo da begierig ſein, den Willen Gottes, ſeine heiligen Offenbarungen und Prophezeihungen kennen zu lernen. In demſelbigen bekenne ich und muß geſtehen, daß ich in der Welt keine Freude ſuche und finden kann, als einzig und allein Gottes heiliges Wort und Prophezeihungen zu lernen und die Kraft des heiligen Geiſtes je länger je mehr zu empfinden. Der Allmächtige wolle deſſelben Wunſch erfüllen, und mich reichlich mit der Gabe des heiligen Geiſtes überſchatten, auf daß all mein Thun und Leben zu ſeinen Ohren gereichen mag, und Ihm allein dienen nach ſeinem Wohlgefallen."

Nach Verlauf der nächſten Jahre konnte Coccejus der Pfalzgräfin eine Probe ſeiner Arbeit überſenden, welche er mit den Worten begleitete (vom 18. Nov. 1664): „Ich habe unterdeſſen auf der Druckerei ein Stückchen davon laſſen ſetzen, welches ich Ew. Durchlaucht zu einem Muſter überſende, ich wünſche zu wiſſen, wie nah ich Ew. Durchlaucht Meinung erreichet habe." Die Pfalzgräfin dankte ihm für ſeinen Eifer und fügte zur Entſchuldigung ihres Dringens hinzu: „Es macht es die Begierde ſo ich habe, den rechten Verſtand in dem Wort Gottes je länger je mehr zu wiſſen, und nicht allein vor mich, ſondern auch vor andere mehr, die Begierde auch

haben, die himmliſche Wahrheit zu lernen.“ Als ihr Coccejus den 31. Auguſt 1662 mittheilte, daß ſein Commentar über die Briefe Pauli an die Römer unter der Preſſe ſei, war ſie ſehr erfreut und ſchrieb ihm dies am 9. Januar 1663 mit dem Wunſche, daß auch die unterdeſſen begonnene Ueberſetzung der Bibel mit Anmerkungen (in lateiniſcher Sprache) guten Fortgang nehmen möchte, fügte aber hinzu: „Möchte wünſchen, daß auch in Teutſch wir eine ſolche Ueberſetzung hätten, und der Herr Anleitung geben wolle, wie dazu zu gelangen wäre; dann gewißlich, wie ich vermerke, ſowohl aus dem Wenigen, was in dieſer Sprach gelernet, als auch von meinen Predigern in Auslegung des Textes höre, ſo iſt es um Lutheri Ueberſetzung weit nicht bewandt, wie es ſein ſollte. Man hat dieſelbige zwar, um anfangs keine Trennung zu verurſachen, auch alſo unter den Reformirten in Teutſchland behalten, aber wie es ſich nun befindet zu großem Nachtheil der Erkenntniß der Wahrheit, alſo daß wir wohl eine rechte Ueberſetzung nach dem Original in Teutſch bedürftig wären, wenn man nur dazu gelangen könnte.“ In derſelben Weiſe ſchreibt die Pfalzgräfin in einem Briefe vom 12. Mai 1664: „Ich bekenne, daß mich wohl in dieſer Welt nichts höher erfreuen könnte, denn eine andere Ueberſetzung der heiligen Schrift in teutſcher Sprache zu ſehen; denn Lutheri Verſion an unſäglichen vielen Oertern mangelhaft iſt, und mit dem Original gar nicht übereinkommt, wie ich ſelber nach der wenigen Erkenntnuß, welche ich von der Hebräiſchen Sprach habe, verſpüre, vielmehr aber andere Gelehrte, und zweifelsohne mit großem Unwillen finden .... Warum wollten wir denn länger Bedenken tragen, oder uns ſcheuen, zur Ehre Gottes und zu beſſerer Erkenntniß ſeines Worts

b willens eine eigene und beſſere Ueberſetzung zu ha-
n? Ich will an meinem Ort gerne das Beſte bei
inen Herrn Vettern, dem Churfürſten zu Branden-
rg, wie auch bei Pfalz-Zweibrücken und ſonſten zur
eförderung dieſes ſo guten und eben ſo nützlichen Wer-
thun. Bitte aber den Herrn Profeſſor, daß derſel-
e inmittelſt des Lexicons nicht wolle vergeſſen, auch
r nicht vor übel aufnehmen, daß ich denſelbigen ſo
: damit bemühe, denn ich wohl herzlich darnach ver-
ige" u. ſ. w. Coccejus geht in ſeiner Antwort vom
. Juni 1663 auf dieſe Aufforderung zwar ein, doch,
e ſeine Worte zeigen, mehr um der frommen Fürſtin
ht zu widerſprechen, als aus eigenem freien Triebe:
Was eine teutſche Ueberſetzung angehet, ſchreibt er,
ire man ſchuldig, wann hohe Perſonen daran gedäch-
und ſolche Arbeit erforderten, ſein Beſtes zu thun
d ſein Talent der Kirche mitzutheilen. Es muß doch
igt er treffend hinzu) in Auslegung der Schrift
rtgegangen werden, und wird nimmer eine
berſetzung ſo viel gelten, als Gottes Wort
:bſt." Eine Bemerkung, welche indirect gegen einen
ßen Theil der Lutheraner gerichtet ſchien, welche Lu-
r's Ueberſetzung beinahe einen canoniſchen, jeder Ver-
llkommnung oder Veränderung ſpottenden Werth bei-
ten, aber auch von dem echt wiſſenſchaftlichen Sinne
ſes der Myſtik ſonſt ſehr zugewandten Theologen das
te Zeugniß ablegt.

Das Zeitalter des Coccejus begnügte ſich indeß mit
ner blos philologiſchen Exegeſe der Bibel, ſondern
chte dieſe von einer myſtiſchen und ascetiſchen Aus-
ung und Anſchauungsweiſe abhängig. Dies zeigte
namentlich in Bezug auf die Weiſſagungen des Pro-
ten Daniel, deren Erfüllung den Zeitgenoſſen gekom-

men oder wenigſtens ſehr nahe zu ſein ſchien. Auch Marie Eleonore theilte dieſen Glauben, und ſo ſchrieb ſie ihrem Freunde und Lehrer eines Tages, daß ſie ihm ein langes Leben wünſche: „damit er das Heil Iſraels, welches er ſchon lange im Geiſte geſehen, auch mit leiblichen Augen ſehen und mit ihr und allen Auserwählten ſich darüber erfreuen möge. Die 1335 Tage Daniel's (Daniel XII, 12) ſcheinen faſt zu Ende gelaufen, Gott gebe, daß wir in Glauben und Geduld ſolches Ende erwarten." Coccejus geht in ſeiner Antwort auch darauf ein und ſchließt ſeine Betrachtungen mit den Worten: „Ich bitte den gütigen Gott, daß er Ew. Durchlaucht als ein ſonderlich Exempel ſeiner Furcht wolle mit langen und friedlichen Tagen geſegnen, und den Hohen dieſer Welt die Augen aufthun, daß ſie mögen Gottes Reich erkennen und zu deſſen Erbreitung ihre Macht anwenden."

Nach einem zehnjährigen Fleiße erſchien endlich das erſehnte Werk des Coccejus: ſein «Lexicon et Commentarius sermonis Hebraici et Chaldaici.» [1]) Obſchon die Pfalzgräfin um dieſe Zeit ihre Uebungen im Hebräiſchen, welche ſie mit ihrem Hofprediger pflog, ſowohl wegen Kränklichkeit und ihres vorſchreitenden Alters, als auch in Folge ſorgenvoller und unruhiger Tage einſtellen mußte, ſo war ſie doch über die Erfüllung ihres jahrelangen [2]) Wunſches hoch erfreut. Die dem Werke vor-

1) Lugd. Bat. 1669. Fol. Dieſes Wörterbuch wurde noch im Jahre 1793 von J. C. F. Schulz in Gießen herausgegeben, wobei das Buch von manchen Auswüchſen der Methode des Coccejus gereinigt und nach dem neueſten Stande der Wiſſenſchaft bearbeitet wurde. Die Zueignung an die Pfalzgräfin Marie Eleonore iſt hier fortgelaſſen.

2) Im März 1669 ſchreibt van Dalen an Coccejus: «Exercitium in Hebraicis cum Serenissima per annum cessavit et adhuc cessat

angeſetzte Zueignung an die Pfalzgräfin Marie Eleonore in deutſcher Sprache iſt ein bleibendes Denkmal ihrer erfolgreichen Betheiligung an demſelben. In würdiger, doch einfacher Sprache, preiſt der Verfaſſer die Verdienſte ſeiner hohen Gönnerin um ihn und überhaupt um den Gegenſtand. „Was mich angehet, durchlauchtigſte Fürſtin (heißt es), muß ich erkennen, daß Gott noch jetzo wirket. Es ſei denn, daß es nicht Gottes Werk iſt, daß ſein Werk in unſere Hände kommt, daß wir es hören, daß wir es von Jugend auf lernen und gern hören ..... daß Gott Fürſten giebt, welche die Kirche in ihren Armen tragen, und Fürſtinnen, welche ihre Säugerinnen ſind. Unter welchen Ew. Durchlaucht zu Gottes Ehre beſonders muß gerechnet werden: welche, wie ſie für Dero hohe fürſtliche Perſon nichts höher und werther ſuchet, und in ſolchem Suchen als ein hellglänzendes Licht vielen andern vorgehet, ihrem Volk, ja dem ganzen Vaterland, nichts mehr zuwünſchet und zu beſorgen Ihro angelegen ſein läſſet, als die Erkenntniß und den Verſtand des Wortes und in dem Wort, der Liebe, der Weisheit, des Willens Gottes, der Wahrheit, die zu der Gottſeligkeit iſt. Es hat dem Allerhöchſten gefallen, durch Ew. Durchlaucht auch meine Wenigkeit aufzumuntern, daß die Gabe, welche ich nach guter und gottſeliger Leute Urtheil etwa empfangen habe, ich erwecken und dazu anwenden möchte, damit die hebräiſche Sprache alten Teſtaments nicht allein in Latein für Gelehrte, ſondern auch in Teutſch, dem guten lang geplagten Teutſchland zu Gute, eigentlich ausgelegt möchte werden... Ich

---

ob afflictam illius valetudinem. Accedit senium neque desunt aerumnae, quibus et tales a Deo exponuntur et quas interdum sibimet ipsis imponunt.

habe, gnädigste Fürstin und Frau, diese Aufmunterung für einen Befehl Gottes gehalten, und so viel Zeit als ich in zehn Jahren habe übrig gehabt, dazu angewandt, daß ich mich beflissen, in dieser Sprache mehr und mehr zu lernen und zu verstehen, und was ich also gelernet und verstanden habe, mit christlicher Schuldigkeit Andern mitzutheilen. Ich danke dem getreuen Gott, der mir die Gnade verliehen, das Werk zum Ende zu bringen. Es ist aber billig, daß Ew. Durchlaucht bei jedermann und den lieben Nachkommen gerühmet werde, welche so gottselige Gedanken und so eine herzliche Liebe zu der Kirche Christi bei ihr hat lassen mehr und mehr zunehmen und inbrünstiger werden. Er maßt sich nicht an, sagt er zum Schlusse, als hätte er ihrem Begehren ein Genüge gethan, allein er wünsche andern, welche etwa mit mehr erleuchtetem Verstande begabt sein möchten, Anlaß zu geben, auf dasjenige, darin noch etwas gebricht, ferner zu bedenken." — Diese Worte des trefflichen Mannes gingen aus dem sehr richtigen Gefühle hervor, daß die Arbeit des Gelehrten zu jeder Zeit im Allgemeinen die Bestimmung hat, die Gegenwart mit der Zukunft zu vermitteln, und einer höhern Stufe der Erkenntniß Bahn zu brechen. Dann ist seinem Namen ein lebendiges Andenken nichtsdestoweniger gesichert, und so nicht minder denjenigen, welche, wie Marie Eleonore, ein zu seiner Zeit nützliches Werk ins Leben rufen halfen.

VII. Ferdinand VI. und Karl III., Könige von Spanien.

Im erſten Bande dieſer Geſchichten iſt vielfach von dem Könige Philipp V. von Spanien die Rede geweſen. Wir behalten uns vor, in folgenden Bänden noch Weiteres über ihn und ſeine Kreiſe beizubringen. Für jetzt erlauben wir uns, zur Regierungsgeſchichte zweier ſeiner Söhne Folgendes aus den in jenem Bande oft berührten Denkwürdigkeiten des Barons von Gleichen zu überſetzen und mit einſchlagenden Anmerkungen zu begleiten.

Ferdinand VI. [1]) hatte von ſeinem Vater die Krankheit des Gottes der Gärten und die fixe Idee, daß man ihm ans Leben wolle, geerbt. Dieſe doppelte, moraliſche und phyſiſche Reizbarkeit hatte ihn noch abhängiger von der Königin, Barbara von Portugal [2]), gemacht, als Philipp V. von ſeiner Gemahlin geweſen war. Die Geiſteskrankheit des Einen wie des Andern milderte ſich durch den Reiz der Muſik und des Ge-

---

1) S. Th. I. S. 143.

2) Marie Barbara, Tochter König Johannes V. von Portugal, geb. 4. Dec. 1711, am 19. Jan. 1729 mit Ferdinand VI. von Spanien vermählt, † 27. Aug. 1758.

ſanges des Farinelli [1]), der, von der Königin Barbara und ihrem Gemahl leidenſchaftlich geliebt, zu einem Grade von Gunſt gelangt war, welcher ihm mehr Ehre machte, als ſeinem Gebieter; denn er hat jederzeit von ſeinem Einfluſſe einen guten Gebrauch gemacht und ſich, ſo viel er konnte, beſcheiden an ſeiner Stelle gehalten, den Großen achtungsvoll ausweichend und mit Leuten ſeiner Art und ſeines Landes lebend.

Gleichen kam wenige Monate nach ſeiner Abreiſe nach Madrid; und noch war man mit der Austilgung aller der Bildniſſe nicht zu Stande, die man in allen königlichen Gebäuden aufgeſtellt, eingehauen oder eingelegt hatte; aber man kränkte ſein Andenken nicht, welches Gleichen faſt allgemein achten und ehren ſah. Doch kehren wir zu dem armen König Ferdinand zurück, deſſen Krankheit und Tod einige bemerkenswerthere Beſonderheiten darbieten, als ſeine Regierung, die ſich nur durch die Pracht ihrer Opern auszeichnete. Das Attentat auf Ludwig XV. [2]) und das darauf folgende in Portugal [3]) waren die unheilvollen Urſachen, welche die gänzliche Geiſtesſtörung des unglücklichen Ferdinand veranlaßten und bewirkten.

Als er die Nachricht von dem letztern Attentate erhielt, orientirte er ſich in ſeinem Zimmer, um ſich ſo zu ſtellen, daß er Frankreich zur Rechten und Portugal zur Linken hatte; dann rief er, indem er das wieder geleſene

---

1) Carlo Broſchi, genannt Farinelli, geb. zu Neapel 1705, zum Muſiker gebildet, Günſtling Philipp's V. und ſeiner Nachfolger, kehrte 1761 nach Italien zurück, wo er ſich in der Nähe von Bologna niederließ und am 15. Sept. 1782 ſtarb. Er war jedoch, in Folge einer zufälligen Beſchädigung, Caſtrat.

2) Das des Damiens 1757.

3) Ein angebliches auf Joſeph II. 1758. Wir behalten uns ſeine Beſprechung für ſpätere Gelegenheit vor.

Schreiben in der Hand hielt, nach langem Schweigen: «Stilettata di qua, pistolettata di la; ed io in mezzo — Dime!» ſteckte ſich dann unter das Bette der Königin, das ihm gegenüberſtand, und war nur mit vieler Mühe wieder hervorzubringen. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich nur noch, als die Pockenkrankheit ſeiner Frau ihm Entbehrungen auflegte, welche ſeinen furor aphrodisiacus dergeſtalt ſteigerten, daß er im Begriff war, den Todeskampf dieſer armen Königin zu entweihen. Von dem Augenblicke ihres Todes an kannte ſein Wahnſinn keine Grenzen mehr; man mußte ihn nach Caſa del Campo ſchaffen, wo er bei ſeiner Ankunft ſich ſo an den Kammerherrn anklammerte, daß dieſer zu Boden fiel. Man mußte ihn mit Gewalt von ihm losreißen; der Monarch ſetzte ſeine Promenade allein fort, weigerte ſich mehr als eine Woche lang jeder Nahrung, aß darauf acht Tage hindurch das Unmögliche und bemühte ſich, nichts wieder von ſich zu geben, indem er ſich auf die ſpitzigen Knöpfe der alten Seſſel in ſeinem Zimmer ſetzte, die er als Pfröpfe gebrauchte. Dieſer verderbliche Kreislauf des Faſtens, Vollſtopfens und Verhaltens dauerte mehrere Monate, und er ſtarb, nachdem er ſein Königreich in einem Zuſtande der Anarchie gehalten hatte, den zu beendigen die brüderliche Theilnahme Karl's III. [1]), trotz der dringenden Bitten des ſpaniſchen Miniſteriums um Uebernahme der Zügel der Regierung, verweigerte.

Das Andenken dieſes Monarchen, welchen Gleichen auf drei Reiſen nach Neapel kennen gelernt hatte und dem er ſich ſpäter, während ſeiner zweijährigen Miſſion

1) Sohn Philipp's V. und der Eliſabeth von Parma, geb. 20. Jan. 1716, 1731 Herzog von Parma und Piacenza, 1734 König Beider Sicilien, 1759 König von Spanien, † 13. Dec. 1788.

in Spanien, täglich nähern durfte, war ihm zu theuer, um demſelben nicht einige Seiten zu widmen. Dieſer Fürſt war, vom Kopf bis zu den Füßen, vollkommen häßlich; jedoch hatte er kein körperliches Gebrechen, und man gewöhnte ſich leicht an dieſe Häßlichkeit, da das gutmüthige Weſen und die einfachen und natürlichen Manieren, die ihm beigeſellt waren, bei ihm die Reize erſetzten. Dieſe Häßlichkeit erinnerte Gleichen an ein Bonmot, was er um ſo merkwürdiger fand, als es von einem beſchränkten Menſchen geſagt wurde, der das Portrait Karl's III. betrachtete, welches Gleichen zu Fernay an der Tafel Voltaire's umhergehen ließ. Gleichen erzählte, wie eiferſüchtig dieſer Fürſt in Spanien auf ſeine Autorität geweſen ſei, während er in Neapel, lediglich aus Liebe zum Hausfrieden, dieſelbe ſeiner Gemahlin [1]) ſo gänzlich überlaſſen habe, daß er als ſchwachköpfig erſcheinen konnte. „Sie war alſo ſehr boshaft?" ſagte Voltaire, „und was hätte ſie ihm thun können?" „Sie hätte ihm das Geſicht ausgekratzt", antwortete Gleichen. Hier rief jener Mann, der den ganzen Tag den Mund nicht aufgethan hatte und grade in jenem Augenblicke das Portrait betrachtete, aus: „Meiner Treu, da hätte ſie ihm einen großen Dienſt geleiſtet." — Der ländliche Aufzug des Königs, ſeine Lederhoſen, ſeine wollenen Strümpfe, ſeine Taſchen, die beſtändig ſo voll waren, daß ſie wie zwei Torniſter ausſahen, und ſein kleiner Zopf gaben dem König ein Anſehen von ſo originellem Bonhommie, daß man ihm gut wurde, weil er ſich durch nichts Reſpect verſchaffen wollte, als durch Ver-

1) Marie Amalie, Tochter des Königs Auguſt III. von Polen, geb. 24. Nov. 1724, vermählt 9. Mai/19. Juni 1738, † 23. Sept. 1760.

nunftgründe. Er beſaß unbedingt nur den ſchlichten Verſtand. Gleichen hörte ihn viel und oft ſprechen, hörte ihn niemals etwas Geiſtreiches, weniger noch etwas Glänzendes ſagen, hörte ihn aber auch niemals wie ein Unwiſſender reden, oder etwas übel Begründetes oder am unrechten Orte Angebrachtes vorbringen. Er ſtellte ſeine Fragen verſtändig, ſprach mit jedem je nach ſeinem Alter, Lande oder Stande, und enthielt ſich aller der Gemeinplätze, die die gewöhnlichen Geſprächsthemen der Fürſten ſind.

In ſeinen Zuneigungen war er beſtändig und beſaß, was bei einem König ſehr ſelten iſt, einen wahrhaften Freund. Es war dies der Herzog von Oſſado, das einzige Weſen, gegen welches auch die Königin nichts vermochte. Was aber noch ſeltener bei einem Könige iſt [1]): er war ein vollkommen ehrlicher Mann. Als zwiſchen Spanien und England, auf Anlaß der Falklandsinſeln, Krieg auszubrechen drohte, und es zu deſſen Vermeidung nöthig wurde, die von dem katholiſchen König gegebenen Befehle abzuleugnen, hatte der Miniſterrath, der ihn drängte, dem Könige von England dieſe Genugthuung zu gewähren, unerhörte Mühe, ihn dazu zu bringen; er ſagte immer: „Aber ich bin es ja, der Unrecht hat; ich würde es viel lieber ſehen, an den König von England zu ſchreiben, daß die Befehle von mir ſeien, daß ſie mir leid thun, und daß ich ihn deshalb um Verzeihung bitte.“ Einen ſehr bemerkenswerthen Beweis ſeiner Güte, wonach er ſeine Empfindlichkeit mit Rückſicht auf die Un-

1) Baron Gleichen mag dieſen Ausſpruch verantworten, wenn er es kann. Richtig iſt er inſofern jedenfalls nicht, als das, was er meint, nicht der Natur des Königthums, ſondern der Stellung der Regierungen, der Staatsmänner überhaupt angehört.

fähigkeit eines Ministers, den er gar nicht zu hören gebraucht und gesollt hätte, herabstimmte, bietet die fast übermenschliche Rücksicht, die er nach dem Verluste der Havana für Herrn von Arago, den Minister der Marine und der indischen Angelegenheiten, einen beschränkten und lächerlich bigotten, aber vollkommen guten und ehrlichen Mann, zeigte. Sein im höchsten Grade ungereimter Rath, die Flotte in den Hafen einzuschließen und sich ihrer wie eines Festungswerkes zu bedienen, siegte über den Plan des Königs, der mit Recht verlangte, man solle die Flotte auslaufen lassen und zum Gefecht verwenden. In Folge davon wurden Flotte und Stadt genommen [1]). Arago wollte es nicht glauben, weil er beide jeden Morgen der heiligen Jungfrau empfohlen hatte. Als er aber nicht länger daran zweifeln konnte, wurde er aus Verzweiflung gefährlich krank. Als der König dies erfuhr, ließ er ihm versichern, er werde niemals mit ihm von der Havana sprechen, und trieb die Großmuth so weit, daß er lange Zeit diesen Namen in Gegenwart jenes armen Ministers nicht aussprach.

Da Gleichen Zeuge des unglaublichen Krieges [2]) war, in welchen Frankreich Karl III., der noch nicht die Zeit gehabt hatte, den Verfall der spanischen Militairkraft zu erkennen, verwickelt hatte, und da er den unglaublichen Widerstand in der Nähe gesehen hatte, welchen das kleine Portugal (1762) der mit einem französischen Hilfscorps verbundenen gesammten spanischen Armee entgegensetzte, so hebt er einen Zug von Unwissenheit, Unordnung und Nachlässigkeit hervor, der alle später zahlreich von ihm

1) Am 14. August 1762 durch Lord Albemarle und Admiral Pocock.
2) 1762—63.

geſehenen ſo ſehr übertraf und ſo ſtark war, daß, obwohl ihm in Madrid alle Welt davon erzählte, er der einzige Geſandte war, der die Sache nicht an ſeinen Hof zu berichten wagte, da er ſie für unmöglich hielt. Die Armee war nämlich beinahe an der Grenze von Portugal angelangt, als man erſt entdeckte, daß man das Pulver gänzlich vergeſſen hatte.

Schon als der König nach Spanien kam, hatte man an allen Orten, wo man die Kanonen zu löſen hatte, entdeckt, daß es an Pulver fehle, und zu Madrid hatte man es aus dem Jagddepot nehmen müſſen; man hatte nun faſt ein Jahr gehabt, um ſich auf dieſen Krieg vorzubereiten, und trotzdem hatte man das Pulver vergeſſen. Der Prinz von Beauveau [1]), der an der Spitze der franzöſiſchen Truppen ſtand, ſchickte einen Courier an Herrn de St. Amand, der zu Bayonne commandirte, um, auf ſeine Verantwortung, alle Pulvermagazine dieſes Hafens aus den benachbarten Forts ausräumen zu laſſen; und Herr de St. Amand zeigte Gleichen, bei deſſen Durchreiſe durch Bayonne, auf der Rückkehr nach Frankreich, den eignen Brief des Prinzen von Beauveau. In dem ganzen Feldzuge zeigte ſich, wie gänzlich die ſpaniſche Kriegsmaſchine durch die Unfähigkeit der Miniſter in Unordnung gerathen war. Herr von Flobert, ein trefflicher Ingenieur, welchen Herr von Choiſeul den Spaniern zum Maréchal de Logis gegeben hatte, verlangte von ihnen Karten von Portugal, und man konnte

1) Karl Juſtus von Beauveau, Sohn Marcs von Beauveau, Prinzen von Craon, geb. 10. Sept. 1720, in Prag ſich den Beinamen le jeune brave verdienend, ſpäter Marſchall und hochverdienter Gouverneur von Languedoc, im edelſten Sinne freiſinniger Menſchenfreund, ſeinem Könige unerſchütterlich treu, während der Revolution einige Monate Miniſter, † 20. Mai 1793.

nicht einmal genaue Karten der ſpaniſchen Provinzen finden. Herr von Flobert ſagte aller Welt, er ſei mit Hülfe des Compaſſes nach Portugal gegangen, und ward in den Thurm von Segovia eingeſchloſſen. Die Armee war an den Grenzen angekommen, und Herr von Squillacci handelte noch mit den Lieferanten; auch ſtarben die armen ſpaniſchen Soldaten, ungeachtet ihrer natürlichen Mäßigkeit, vor Hunger und lebten nur von den Broſamen, die von dem Tiſche der Franzoſen fielen. Die Kanonen hatten keine Laffetten, die Kugeln waren entweder zu groß oder zu klein und alle Waffen in unbeſchreiblich elendem Zuſtande. Dieſe Verwahrloſung war das beinahe abſichtliche Werk der Königin Barbara und ihres vertrauten Miniſters Enſenada, der mit Bedauern an den Aufwand dachte, den die Königin Farneſe zur Verſorgung ihrer beiden Söhne in Italien gemacht hatte, und ſich aller Fonds verſichern wollte, um Feſte und Opern zu geben und Spanien die Möglichkeit des Kriegführens zu entziehen [1]). Sie hatten ſogar, durch ſchlechte Behandlung der Offiziere und Soldaten, die ſich in Italien ausgezeichnet, jenen militairiſchen Geiſt erſtickt, der die Spanier zierte, und hatten alle Mühe von der Welt, 50,000 Mann zuſammenzubringen, um gegen Portugal zu rücken. Es war daher nicht die Schuld Karl's III, wenn dieſer ganze, aus Rückſicht auf das Haupt ſeiner

1) Der verdienſtvolle Herausgeber der Denkwürdigkeiten des Barons von Gleichen bemerkt mit Recht, daß Enſenada die Armee wohl mehr deshalb vernachläſſigte, weil er alle Kräfte auf die Flotte zu wenden für gut fand. Jener Silva Marquis de Enſenada, deſſen ihm verliehener Name ſchon (Enſenada — Nichts für ſich) ein für jene Zeiten und Zuſtände ſeltenes Verdienſt bezeichnet, ward 1690 zu Seca bei Valladolid geboren, 1754 durch engliſche Einflüſſe geſtürzt und ſtarb um 1760.

amilie [1]) unternommene Krieg ſo übel ausgeſchlagen iſt. bgleich ſeine Regierung nicht durch Siege und Erobe- ngen bezeichnet iſt, ſo verdient er doch Lob, indem er it Muth und Ausdauer mehrfache nationale Vor- rtheile, Mängel der Politik und ſchlechte Gewohnheiten ekämpfte und die Civiliſirung einer Nation begann, elche unglaublich zurück und wegen ihrer Unwiſſenheit, rer Trägheit, ihres Hochmuths und ihrer cyniſchen hiloſophie ſehr ſchwer auf die Stufe der Andern zu ringen war [2]).

Der Spanier iſt von Natur nur zum Kriege und zu en Wiſſenſchaften geeignet; wegen ſeiner Tapferkeit und äßigkeit iſt er ein trefflicher Soldat, und ſein natür- cher Verſtand könnte ihn, wenn er ausgebildet würde, n Reiche der Wiſſenſchaften berühmt machen; aber er t ein ſchlechter Landwirth und wird es immer ſein; an wird nie einen geſchickten Handwerker oder einen eißigen Ackerbauer aus ihm machen [3]). Er braucht ſo enig für ſeine Art zu leben; eine Zwiebel und ein we- ig Speck iſt ihm ein köſtliches Mahl; ein alter Mantel enügt ihm zur Bekleidung und zum Lager; er wärmt ch an der Sonne, langweilt ſich nicht, wenn er nichts ut, und ſieht die Arbeit für ein Unglück und eine Schande an [4]). Was ſoll man mit einem ſolchen Volke

---

1) Ludwig XV.

2) Die urſprüngliche ſpaniſche Civiliſation in Spaniens Blüthen- it hatte viel mehr Edles und Hohes, als alle andere Civiliſation r ſogenannten europäiſchen Culturvölker, und die „Stufe der An- rn" hat, wie die Jetztzeit lehrt, nicht zum Tempel des Glückes, r Weisheit und der Tugend geleitet.

3) D. h. er wird nie den Erwerb und die Erwerbsarbeit als Zweck s Lebens betrachten.

4) Das waren ja auch die Anſichten der alten Germanen. Es gibt nen Mittelweg auch hier.

anfangen, dem man nicht einmal die Bedürfnisse beibringen kann, welche überall anderwärts der Sporn der Industrie und der Anstrengung geworden sind? Gleichen träumte oft im Bauen von spanischen Schlössern, wie er es machen wolle', um die Spanier zu reformiren, und konnte sich nur einen sehr langsamen und problematischen Weg zur Heilung ihrer physischen und moralischen Gebrechen denken. Es gibt drei Provinzen in Spanien, deren Bewohner wohlgebaut, gesund, rüstig, arbeitsam und intelligent sind, das sind Biscaya, Catalonien und Valencia. Dorther wollte er seine Zuchtwidder nehmen, um die andern ausgearteten Racen, vorzüglich die castilische, zu veredeln und zu verbessern. Er wollte die letzteren mit seinen Biscayern, Catalonen und Valencianern kreuzen, und diesen die Concessionen zu den von den Castilianern verschmähten Unternehmungen geben, und hoffte, den Wetteifer durch die Eifersucht des Stolzes und durch den sichtbaren Gegensatz ihres Elendes und des Gedeihens der Andern zu erwecken [1]).

Ohne jedoch in diese theoretischen Speculationen einzugehen, begann Karl III. mit dem, was in die Sinne fiel. Er unternahm es zuvörderst, Madrid zu reinigen, dessen Verpestung so schrecklich war, daß man es sechs Meilen in der Runde roch, und sechs Wochen daran zu kauen hatte, bevor man es loswurde. Es gibt keine Art von Opposition und Schwierigkeit, die er nicht bei diesem Projecte erfahren hätte. Er mußte Neapolitaner

1) Es ist dabei wohl der Einfluß des Landes auf das Volk, sowie der Umstand nicht genug in Anschlag gebracht, daß erfahrungsmäßig das Elend in den reichen Industrieländern am größten ist, und daß der Spanier, der bei Speck und Zwiebeln zufrieden ist, den Reichen nur — bedauern kann, der bei Austern und Champagner Grillen fängt.

ommen laſſen und anwenden, um mit Gewalt Abtritte
n den Häuſern anzubringen, und das Corps der Aerzte
aßte eine Denkſchrift ab, worin es vorſtellte, daß die
adrider Luft immer ſehr geſund geweſen wäre, weshalb
s ihm gefährlich ſchiene, ſie ändern zu wollen. Gleichen
rinnerte ſich dabei der Geſchichte eines Spaniers, der
n Frankreich erkrankt war und deſſen Aerzte ſeine Krank-
eit nicht errathen konnten. Sein Kammerdiener kam
uf den Gedanken, daß ihm die heimiſche Luft gutthun
öchte, und da der Kranke nicht transportirt werden
onnte, ſo ſchob er ihm ein Becken voll madrider Ge-
uchs unters Bett. Der Spanier wachte, nach köſtlichen
räumen, mit den Worten auf: «Ho Madrid de mi alma»,
nd genas.

Nachdem Karl III. die Hauptſtadt von ihrer Ver-
eſtung geheilt hatte, ließ er Laternen in den Straßen
nbringen, und jetzt [1]) iſt ſie eine der reinlichſten und
n beſten erleuchteten Städte in Europa. Sein Ver-
uch, die Mäntel zu kürzen, und das ſtrenge Verbot, die
üte ins Geſicht hereinzuziehen — eine im Dunkeln aller-
ngs ſehr gefährliche Vermummung — war weniger
eiſe, weil dieſes Verbot, nachdem die Straßen beleuch-
t wurden, nicht mehr ſo nöthig war und mit ſolcher
trenge gehandhabt wurde, daß es einen ſehr verdrieß-
chen Aufſtand verurſachte. Dieſe Nachahmung der
trenge, womit Peter der Große den Ruſſen die Bärte
bſchneiden ließ, hatte denſelben Zweck: die Sitten zu
ndern, indem man die Kleidung änderte; aber dieſe
dee iſt weniger wahr, als das Sprichwort: „die Tracht
acht den Mönch nicht". Eine viel weiſere Unterneh-
mung, um etwas mehr fremde Induſtrie einzuführen,

1) Gilt nur von Gleichen's Zeit.

und die auch viel beſſer gelungen iſt [1]), war die Errichtung jener deutſchen Colonie, welche die von Räubern verpeſteten Wüſten der Sierra Morena in eine von angebauten Feldern und bequemen Herbergen eingefaßte Straße verwandelte. Dieſe Unternehmung wurde durch den Marquis Olavides [2]) gemacht, einen Mann ohne Sitten und ohne Religion, aber von Genie und Eifer, ſeine Nation zu verfeinern und ihr nützlich zu ſein.

Der König beſchützte ihn lange Zeit gegen ſeine Feinde; zuletzt aber ſah ſich der Fürſt durch ſeine ſchlechte Aufführung, ſeine Anmaßung, und beſonders durch ſeine ſcandalöſe Ausſchweifung genöthigt, ihn in die Hände der Inquiſition zu liefern. Ich will nur einige Proben ſeines ſchlechten Charakters anführen. Als er im Rathe von Mexico war, wurde er verurtheilt, gehängt zu werden. Seine Frau, welche die Witwe eines der vornehmſten Mitglieder dieſes Rathes war und durch ihre Reichthümer und ihre Verwandten den größten Einfluß genoß, rettete ihm das Leben, indem ſie ihn heirathete. Ich bin oft Zeuge der ſchauderhaften Undankbarkeit geweſen, mit der er ſo viele Großmuth vergalt. Er behandelte ſie mit der größten Geringſchätzung, nöthigte ſie, mit einer gewiſſen Donna Gracia, die ſeine Maitreſſe war, zu leben, eine damals in Madrid unerhörte Sache, und vergeudete ſo die Schätze, die ſeine Gemahlin ihm überlaſſen hatte.

---

1) Iſt auch nicht lange wahr geblieben.

2) Don Pablo Olavides, Graf von Pilo, geb. zu Lima 1740, als Secretair des Geſandten zu Paris, Grafen von Aranda, franzöſirt, unter Karl III. Graf und Intendant von Sevilla, 1778 von der Inquiſition zu mehrjähriger Kloſterhaft verurtheilt, 1780 nach Venedig entflohen, ſpäter nach Spanien zurückgekehrt und 1803 geſtorben. Er ſoll ſpäter ein Werk zur Vertheidigung der Religion gegen den Unglauben geſchrieben haben.

Die Herabdrückung und Umgestaltung des Inquisitionstribunales, wovon Gleichen Zeuge war, ist eine der schönsten Epochen in der Regierung Karl's III. Seit dem zwischen Spanien und dem römischen Hofe abgeschlossenen Concordat bestand ein strenges Verbot, keine Bulle anzuschlagen, die nicht vom Hofe gebilligt worden. Der Nuntius hatte eine erhalten, deren Publication ihm alle spanischen Bischöfe verweigert hatten. Er gewann den Großinquisitor, der von seiner alten Unabhängigkeit in kirchlichen Angelegenheiten Gebrauch machen zu können glaubte. Eines schönen Morgens erfuhr man mit Erstaunen zu St. Ildefonso, daß der Großinquisitor durch ein Detachement Dragoner in seinem Bette aufgehoben und in ein Fort gebracht worden sei. Die geringschätzige Gleichgiltigkeit, womit die Hofleute diese gewagte That erzählten, und das beinahe billigende Stillschweigen des Volkes erregten ein der Bewunderung, welche der Muth und die aufgeklärte Politik des Königs verdienten, gleichkommendes Erstaunen. Bald nachher kamen alle Inquisitoren, durch diesen Donnerschlag betäubt, um Gnade und um Freigebung ihres Chefs zu bitten, die man ihnen nur unter folgenden Bedingungen gewährte: daß sie nur die Büchercensur zu ihrer unbedingten Verfügung hätten, daß zwei königliche Fiscale an ihren Sitzungen theilnähmen, und daß ohne Zustimmung des Hofes Niemand vor ihr Gericht gestellt oder verurtheilt werden könne. Dieser große Schritt zum Lichte, dem ein anderer merkwürdiger Act Karl's III., die Vertreibung der Jesuiten, folgte, hat die Bahn der Wissenschaften eröffnet, die in Spanien zu gedeihen anfingen.

Noch hebt Gleichen einige Dinge hervor, die ihm bei einem Aufenthalte in Spanien besonders auffielen. Er

ſagt: „Die Einwohner von Madrid haben mehrere Gebräuche, die im Gegenſatze zu den unſrigen und zu dem geſunden Verſtande ſtehen. So ſind z. B. die Ballſchlägel ſchwarz und die Bälle weiß; ſie tragen die Nüſſe in Körben auf den Markt und die Feigen in Säcken; ihr erſtes Gericht iſt der Salat und ihr letztes die Suppe; die Schlüſſel der Stadt Madrid befinden ſich in einem kleinen Hauſe außerhalb des Thores, und der Thorwärter ſchließt die Einwohner alle Nächte ein. Die galanten Anträge, die verliebten Seufzer und Lockungen werden in Spanien, bei der untern Claſſe der Stutzer und Dulcineen dieſes Landes, durch kleine künſtliche Schluchzer, wie ſie ſonſt der Magen hervorbringt, ausgedrückt, was unter ihnen ein eigenthümliches Duett bildet, welches vermuthlich das Ruckſen zweier Turteltauben nachahmen ſoll, aber einer ſehr unanſtändigen Sache gleicht.“

Statt der unter der Regierung der Königin Barbara ſo berühmten Oper ſah Gleichen nur heilige Komödien, Autos sacramentales geheißen, und fand in ihnen ſehr ſeltſame Schauſpiele. Er ſagt: „Das erſte, wobei ich zugegen war, war ein allegoriſches Stück, was einen Markt vorſtellte. Jeſus Chriſtus und die heilige Jungfrau hielten hier mit dem Tode und der Sünde concurrirende Buden, und die Seelen kamen hin, Ankäufe zu machen. Die Bude unſers Herrn war im Vordertheile der Bühne, in der Mitte derer ſeiner Feinde, und hatte zum Zeichen eine Hoſtie und einen Kelch, von transparenten Strahlen umgeben. Der Tod und die Sünde verſchwendeten die ganzen kaufmänniſchen Redensarten, um Kunden anzuziehen, um ſie zu verführen und zu betrügen, während von Jeſus Chriſtus und der heiligen Jungfrau Stellen der ſchönſten Beredtſamkeit vorgetra-

gen wurden, um dieſe verirrten Seelen abzuwenden und zu enttäuſchen. Trotzdem verkauften ſie aber weniger, als die andern, was am Ende des Stückes den Stoff eines pas de quatre hergab, worin ihr Verdruß ausgedrückt war, und was ſich zum Vortheil unſers Herrn und ſeiner Mutter endigte, welche den Tod und die Sünde mit ſtarken Peitſchenhieben fortjagten.

Ein anderes recht unterhaltendes und ſehr geiſtreiches Stück iſt die Komödie von Papſt Pius V. Es iſt eine ſehr wohlgelungene Kritik der ſpaniſchen Sitten. In der letzten Scene ſieht man dieſen Papſt, der ein Heiliger iſt, auf ſeinem Throne inmitten ſeiner Cardinäle, vor welchem Conſiſtorium zwei Advocaten das Für und Wider der guten Eigenſchaften und der Fehler der Spanier verhandeln. Der Advocat, der die Anklage führt, ſchließt mit Denuncirung des Fandangos als eines anſtößigen und zügelloſen, die apoſtoliſche Cenſur verdienenden Tanzes. Hierauf zieht der vertheidigende Advocat eine Guitarre unter ſeinem Mantel hervor und ſagt, man müſſe vor Allem einen Fandango gehört haben, bevor man darüber richten könne. Er ſpielt ihn und bald kann ſich der jüngſte der Cardinäle nicht mehr halten; er bewegt ſich, ſteigt von ſeinem Sitze herab und rührt die Beine. Der zweite thut daſſelbe; die gleiche Begierde geht zum dritten über und gewinnt ſo einen nach dem andern, bis auf den heiligen Vater, der ſich lange Zeit ſträubt, endlich aber ſich unter ſie miſcht, worauf Alle damit ſchließen, zu tanzen und dem Fandango Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Die unterhaltendſte von allen dieſen heiligen Poſſen iſt die Komödie von der Verkündigung. Man ſieht da die heilige Jungfrau vor einem Kohlentopfe knien. Gabriel tritt ein, den Mantel über die Naſe und den Hut

ins Geſicht hereingeſchlagen. Er enthüllt ſich, indem er den Mantel fallen läßt, und erſcheint im Coſtum eines ſpaniſchen Stutzers mit zwei Engelsflügeln. Marie bittet ihn, bei dem Kohlentopf Platz zu nehmen, und bietet ihm Chocolade an. Der Engel Gabriel antwortet ihr: er könne von dieſer Ehre keinen Gebrauch machen, weil er zu dem ewigen Vater eingeladen ſei. Nach vielen ſehr ſchönen, aber zu langen Unterredungen langt der heilige Geiſt an, der mit der heiligen Jungfrau einen Fandango tanzt, deſſen Ausdruck, von Anfang bis zu Ende, den entgegengeſetzteſten Act von dem Myſterium, um das es ſich handelt, verſinnlicht."

Gleichen fragte den Nuntius, wie es möglich ſei, daß die ſpaniſchen Biſchöfe ſo lächerliche Schauſpiele duldeten. Er verſicherte ihm, mit mehreren geſprochen zu haben. Alle hätten ihm geantwortet, ſo lange das Volk ſich nicht darüber aufhalte, vielmehr ſich daran erbaue, hielten ſie ſie faſt für nützlicher, als die Predigten, die in Spanien oft von figürlichen Intermezzos begleitet waren und ſo ziemlich Komödien glichen. In der That waren dieſe Autos sacramentales voll trefflicher Moral und ſehr rührender Stellen, welche Andacht erwecken konnten, und Gleichen war Zeuge, wie in einer dieſer Komödien, wo man die Meſſe auf dem Theater mit der vollkommenſten Treue darſtellte, viele Zuſchauer ſich an die Bruſt ſchlugen und einige bei dem Tone des Glöckchens niederknieten. Jetzt exiſtiren dieſe Schauſpiele nicht mehr; derſelbe Fortſchritt des Geiſtes, der ſie lächerlich machte, hat ſie verpönt.

VIII. Kaunitz und Choiſeul.

Die äußere Geſchichte dieſer beiden Staatsmänner, welche in einem für einige Decennien des 18. Jahrhunderts überaus folgenreichen politiſchen Gedanken: der Ausſöhnung und Verbündung der jahrhundertelangen Gegner, Oeſterreichs und Frankreichs, zuſammentrafen[1]), iſt bekannt und mag hier nur kürzlich recapitulirt werden.

Wenzel Anton Dominic Fürſt von Kaunitz-Rietberg war dem Grafen Maximilian Udalrich von Kaunitz, mähriſcher Linie, von deſſen Gemahlin Marie Erneſtine, der Erbtochter des letzten Grafen von Rietberg, am 2. Februar 1711 zu Wien geboren worden. Als der jüngſte unter fünf Brüdern ward er für den geiſtlichen Stand beſtimmt und erhielt ſchon im 13. Jahre eine Präbende zu Münſter. Da aber ſeine Brüder ſämmtlich zeitig ſtarben, ſo trat er aus dem geiſtlichen Stande wieder zurück, und ward beſtimmt, die Familie ſowohl als Stammhalter, wie im Staate zu fördern. Er ſtudirte in Wien, Leipzig und Leyden, reiſte ſeit 1732 in England, Frankreich und Italien, ward 1735 zum Reichshofrath und 1737 zum Reichsvicecommiſſarius in Re-

1) Ueber dieſen Gedanken ſelbſt vergl. meine Geſchichte des Europäiſchen Staatenſyſtems, Th. II. S. 326 fg.

gensburg ernannt. Die Grafschaft Rietberg erwarb er durch seine Mutter († 1. Januar 1758). Seine Gemahlin war eine Gräfin von Stahremberg (geb. 10. October 1718, verm. 6. Mai 1736, † 6. September 1749), Tochter des Grafen Franz Anton. Nach dem Tode Karl's VI. ging er auf kurze Zeit auf seine Güter in Mähren. Maria Thereſia ſchickte ihn aber bald (1741) in außerordentlicher Miſſion an den Papſt und nach Florenz, ſowie (1742) als Geſandten nach Turin, welche Sendung damals, wo es dem Bündniß Sardiniens mit Oeſterreich und England gegen Frankreich, Spanien und Neapel galt, ſo wichtig war. Seine Berichte erregten große Aufmerkſamkeit und eine ſeiner Depeſchen übergab Maria Thereſia dem damaligen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Uhlefeld, mit den Worten: „Hier iſt Ihr erſter Rath“ [1]). 1744 begleitete Kaunitz den Prinzen Karl von Lothringen und deſſen Gemahlin, die Erzherzogin Maria Anna, als Oberſthofmeiſter und bevollmächtigter Miniſter, in ihr Gubernium zu Brüſſel, übernahm dort auch, nach dem Tode der Erzherzogin, während der Abweſenheit ihres Gemahls, die einſtweilige Regierung. Die Franzoſen eroberten aber den größten Theil der Niederlande, und Kaunitz verlangte, unzufrieden über den Gang der Geſchäfte, ſeinen Abſchied. Maria Thereſia bewilligte ihm nur einen Urlaub. Er ging nach London und erſchien 1747 bei dem Friedenscongreſſe zu Aachen, wo er ſich hohen Ruf erwarb. Er wurde nun zum wirklichen Staats- und Conferenzminiſter ernannt und als Geſandter nach Paris geſchickt, wo er die Ausſöhnung zwiſchen Oeſterreich und Frank-

1) Graf Mailath, Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, V. 35.

reich vermittelte. Er blieb von 1750—1752 in Paris, ward dann (1753) Hof- und Staatskanzler und 1756 auch niederländischer und italienischer Kanzler. Am 8. April 1764 wurde er in den Reichsfürstenstand erhoben. Er blieb an der Spitze der auswärtigen Geschäfte, wenn auch mit allmälig abnehmendem Einflusse, auch unter den Kaisern Joseph II. und Leopold II. Bei dem Regierungsantritte Franz I. (1792) nahm er, Alters wegen, seine Entlassung als Hof- und Staatskanzler und starb am 27. Juni 1794. Er hinterließ vier Söhne, von denen nur der zweite, Dominic Andreas (geb. 2. Juni 1739 † 24. November 1812), welcher den letzten Grafen von Questenberg beerbte (1785), einen Sohn, den Fürsten Aloisius (geb. 20. Juni 1774 † 15. November 1848) hinterließ, welcher selbst aber nur Töchter erzeugt hat, sodaß der fürstliche Zweig der Kaunitze, wie überhaupt die mährische Linie, im Mannsstamm erloschen ist.

Stephan Franz Herzog von Choiseul-Amboise[1]), geb. 18. Juni 1719, stammte aus einem Zweige der alten großen Familie Choiseul und trat als Graf von Stainville in das öffentliche Leben. In einem Jesuitencollegium erzogen, zeichnete er sich im Militairdienste aus und verdiente sich namentlich in Prag 1741 ein Regiment. Nach Paris zurückgekehrt, erwarb er die Gunst der Pompadour und wurde 1748 Generallieutenant, 1758 Herzog von Choiseul. 1753 ging er als Gesandter nach Rom und 1757 nach Wien, von wo er schon 1758 zur Uebernahme des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zurückberufen ward. Dieses übergab er 1761 seinem Vetter, dem Grafen Choiseul, nachherigem Herzog

1) S. auch Th. I. an mehreren Stellen.

von Praslin [1]), und übernahm dafür das Ministerium des Kriegs und der Marine. 1766 übernahm aber Choiseul das auswärtige Departement wieder und gab Praslin das der Marine. 1770 wurde er durch die Dubarri gestürzt und nach seinem Landsitz Chanteloup [2]) verwiesen. Seit dem Regierungsantritte Ludwig's XVI. durfte er wieder nach Paris und ward zuweilen zu Rathe gezogen, starb aber am 7. Mai 1785. Er war ein Hauptwerkzeug des Bündnisses zwischen Frankreich und Oesterreich, aber auch der Schöpfer des großen Bundes der bourbonischen Höfe. Er vertrieb die Jesuiten aus Frankreich, zunächst weil sie von dem Dauphin geschützt wurden, der in Opposition gegen Choiseul's Politik stand. Unter ihm ward Corsica für Frankreich erworben. Frankreich verdankt ihm seine trefflichen Militairschulen, den Aufschwung seiner Flotte und wesentliche Reformen im Colonieweſen. Seine Gemahlin, Luise Honorine Crozat du Chatel war die Tochter eines sehr reichen Kaufmannes. Nach seinem Tode opferte sie den größten Theil ihres Vermögens, um seine Schulden zu bezahlen, und zog sich in ein Kloster zurück. Als die Revolution dieses aufhob, lebte sie zurückgezogen in Paris, wo sie 1801 gestorben ist.

Ueber den Charakter und die Eigenthümlichkeiten beider Männer enthalten die Denkwürdigkeiten des Baron von Gleichen manche specielle Züge, die wir auszugsweise aus dem Original zu übertragen uns erlauben wollen.

Ueber Kaunitz sagt Gleichen u. A. [3]): „Er war groß,

---

1) Th. I. S. 190.

2) Th. I. S. 124.

3) A. a. O. S. 198 fg. Gleichen kannte Kaunitz freilich bloß in dessen späteren Jahren.

wohl gebaut, sein Anzug gewählt, wenn auch seine Perücke mit ihren fünf Zipfeln sich komisch ausnahm, sehr würdig in seiner Haltung, in seiner Rede feierlich und etwas steif. Doch stand ihm seine Steifheit weit besser, als andern österreichischen Herren; sie schien ihm von Rechtswegen zu gebühren; sie hatte selbst die Reize einer natürlichen Haltung und trug das Gepräge der Ueberlegenheit.

Er grüßte fast nur durch ein Kopfnicken, seine Freunde mit einem väterlichen Lächeln, alle Andern mit einer Protectormiene. Er war gut, gerecht, loyal, uneigennützig, wiewohl er es liebte und ganz ruhig auch verlangte, daß ihm die Höfe Geschenke an Weinen, Pferden, Gemälden und andern, seinem Geschmacke entsprechenden Artikeln machten. Er sprach in gewählten Ausdrücken, langsam und mit großem Bedacht. Niemand besaß eine umfassendere Kenntniß der technischen Terminologie, als er, und es war eine große Empfehlung bei ihm, darin fertig zu sein. Er ließ sich durch ein wenig bekanntes Wort aus diesem Genre ebenso leicht verführen, wie der Herzog von Choiseul durch ein Bonmot. Er war gelehrt, liebte die Künste, besonders die Malerei, und begünstigte die Künstler jeder Classe. Selbst in den untergeordneten Handwerken standen vollendete Arbeiter bei ihm in ganz besonderer Achtung, und er hatte eine wahrhafte Passion für gut ausgeführte Arbeiten. Seine Klugheit, sein kaltes Blut, sein treffliches Urtheil und seine lange Erfahrung hatten ihm mit Recht den Namen des politischen Nestors seiner Zeit erworben. Er war so glücklich, für viele Dinge Geschmack zu haben, ohne einer einzigen Leidenschaft zu unterliegen. Seine Freunde beklagten sich, daß er ihnen so wenig Gutes erzeige, aber seine Feinde hatten sich über kein Uebel, über keine Rache

von seiner Seite zu beklagen. Er hörte mit äußerster Aufmerksamkeit und Geduld die weitschweifigsten Einzelheiten an und beantwortete jeden Punkt genau, ließ aber schwer eine Erwiederung zu.

In seinen letzten Zeiten hatte es, wegen seiner Taubheit und weil er sich so wenig menagirte, oft etwas Peinliches, mit ihm Geschäfte zu verhandeln. Denn, da es sehr schwer war, eine Privataudienz bei ihm zu erhalten, sah man sich genöthigt, vor aller Welt sehr laut mit ihm zu sprechen und sich einer seiner häufigen Aufwallungen auszusetzen. Mit seiner Arbeit war er sehr sparsam und schien oft seine Zeit in Beschäftigung mit Träumereien und wohl auch mit Possen zu verschwenden; sein Zweck dabei war aber, sich Zeit zu sparen, um zu denken und den Kopf frisch und besonnen zu erhalten. Eine seiner Hauptmaximen, die er öfters vortrug und aus welcher der Kaiser Joseph hätte Nutzen ziehen können, war die: niemals etwas zu machen, was ein Anderer an seiner Stelle thun konnte. „Ich würde lieber Papierschnitzel machen", sagte er, „als eine Zeile schreiben, die ein Anderer so gut schreiben könnte, wie ich". Auch war er so sparsam mit dem Schreiben, daß er minder wichtige Briefe bloß mit einem K. unterzeichnete. Dagegen hatte er sich auch zum Gesetz gemacht, niemals sein Bureau zu verlassen, bevor alles Vorliegende expedirt war; daher kam es, daß seine Diners sich so oft verzögerten und zu so unregelmäßigen Stunden stattfanden. Nach seiner Neigung zu vollendeter Ausführung und nach der bedachtsamen Sorgfalt zu urtheilen, mit der er alles behandelte, was er machte, scheint es, daß ihm die schriftliche Fassung mehr Mühe gemacht haben muß, als Andern; aber das Wenige, was er schrieb, war vollkommen. Den Personen, die ihn besuchten, erzeigte er

nur ſelten beſondere Aufmerkſamkeiten; ſie waren aber ebendeshalb um ſo ſchmeichelhafter und bezogen ſich ſtets auf Weſentliches, namentlich auf Geſundheitsrückſichten.

Mit ſeiner eignen Geſundheit beſchäftigte er ſich allerdings vor allen Dingen, und war in dieſer Beziehung Egoiſt. Er ſuchte ſich jeden Aerger fern zu halten und ſetzte ſeiner Bequemlichkeit, ſeinen Gewohnheiten und ſeinem Wohlbefinden jede Rückſicht nach. Schon in ſeiner Jugend hatte er die Kaiſerin Maria Thereſia gewöhnt, ihm zu erlauben, wenn er es in deren Zimmer zu kalt fand, die Fenſter zu ſchließen und in ihrer Gegenwart ſein Käppchen aufzuſetzen. Um ſich in gleicher Temperatur zu erhalten, hatte er im Winter einen Ueberrock und einen Mantel, die er abwechſelnd an- und auszog. Gegen Ende der Tafel brachte man ihm einen Spiegel nebſt allem Apparat eines Dentiſten, und er machte dann vor der ganzen Geſellſchaft ohne Umſtände eine lange Mundtoilette. Einſt ſpeiſte er bei dem franzöſiſchen Geſandten, Baron Breteuil. Als er auch hier ſeine Mundwaſchung beginnen wollte, ſtand derſelbe mit den Worten auf: «Levons-nous, le Prince veut être seul». Von dieſem Tage an ſpeiſte Kaunitz niemals wieder auswärts. Gewohnt, ſich um 11 Uhr des Abends zurückzuziehen, genirte er ſich weder nach einem Erzherzog, noch ſelbſt nach dem Kaiſer, und wenn er ſich um dieſe Stunde noch an deſſen Billard befand, ſo machte er ihm eine Reverenz und ließ ihn ſtehen.

Die Odeurs ſcheute er aufs Aeußerſte und wenn eine Dame, ſelbſt eine fremde, die dergleichen an ſich hatte, ſich an ſeine Seite ſtellen wollte, ſo ſagte er ihr ganz trocken: „Entfernen Sie ſich, Madame, Sie ſtinken.“ Um nicht an Tod und Alter zu denken, wollte er, daß man ſeinen Geburtstag ignorire, daß man nie von ei-

nem sterbenden Mann vor ihm spreche, und selbst der Tod desjenigen seiner Söhne, den er am meisten liebte und von dem er wußte, daß er sehr krank sei, wurde ihm nur durch das Trauerkleid angekündigt, das sein Kammerdiener ihm überreichte. Kurz vor seinem Tode sagte er zu seinem Sohne Ernst Christoph (geb. 6. Juni 1737 † 19. Mai 1797): „mein Freund, ich fühle, daß es aus mit mir wird; tröste mich und ermuthige mich!"

Seine Selbstschätzung war so naiv, daß er von sich ganz, wie von einem Dritten, sprach. Der Kaiser Joseph hatte die Büsten des Marschalls Lascy und des Fürsten Kaunitz fertigen lassen. Unter der letzteren hatte man eine lateinische Inschrift voll von diesem Minister verdienten Lobeserhebungen angebracht. Jemand lobte in Gegenwart des Fürsten die Trefflichkeit des Lapidarstyls in dieser Inschrift, und der Fürst erwiederte: „Ich bin der Verfasser derselben." Er war ein großer Pferdekenner und man schmeichelte ihm, wenn man ihn in seiner Reitbahn bewunderte, wo er täglich vor der Mittagstafel zu treffen war. Der englische Gesandte Keith schickte einmal einen Engländer dahin und empfahl ihm, den Fürsten soviel er nur könne und so stark, als für einen mit Lob übersättigten Mann nöthig sei, zu loben. Der Engländer, der im Loben nicht stark war, brachte mit vieler Mühe und erröthend die Worte heraus: „Ah, mein Fürst, Sie sind der größte Stallmeister, den ich in meinem Leben gesehen habe." „Das glaube ich wohl", war die einzige Antwort, die er empfing.

Das Alter hatte die Stimmung des Fürsten sehr verbittert, und seine Reizbarkeit stieg zuweilen bis zur Insolenz und grausamer Behandlung von Menschen, die er nicht besonders achtete. Der Prinz Sul-

kowsky[1]), einer der gewöhnlichsten Tischgenossen und größten Schmeichler des Fürsten Kaunitz, sprach einmal gerade mit einem Nachbar, als Kaunitz ihm durch einen seiner Lieblingsdiener ein Ragout zuschickte, und wies diesen in etwas unsanfter Weise zurück. Kaunitz bemerkte es und sagte: „Prinz, wenn Sie meinen Leuten Faustschläge geben, so werde ich denselben befehlen, sie Ihnen wiederzugeben.“ Das war denn doch selbst für Sulkowsky zu stark, und er verlangte von den Söhnen des Staatskanzlers Genugthuung. Die Sache wurde durch eine Entschuldigung von Seiten des Fürsten Kaunitz beigelegt und Sulkowsky soll nach wie vor bei dem Fürsten gespeist haben. Kaunitz liebte es, wenn bei Tische die Unterhaltung belebt war und die Tischgenossen ihn unterhielten. Eines Tages, als Niemand Anstalt machte, zu sprechen, sagte er zu Frau von Clary, welche für die Einladungen zu sorgen und die Honneurs des Hauses zu machen hatte: „man muß gestehen, Madame, daß Sie mir heute recht alberne (sotte) Gesellschaft gebeten haben.“ Ein anderes Mal sagte er bei ähnlichem Stillstande der Conversation: „Ich möchte lieber Sottisen hören, als gar nichts.“ Der Graf von Merode, einer seiner Schmeichler, sagte darauf: „Man muß gestehen, daß Mr. Pitt der größte Minister Europas ist. Sind Sie nun mit mir zufrieden, mein Fürst?“

Er befliß sich, seinen Stolz vornehmlich solchen gegenüber zu zeigen, welche anspruchsvoll gegen ihn auftreten konnten. Als Pius VI. nach Wien kam und ihm die Hand bot, die mit Ehrerbietung zu küssen sich alle Welt beeiferte, begnügte sich Kaunitz, sie in die seine zu

1) Wird wohl der Prinz Alexander gewesen sein, welcher k. k. Generalfeldmarschallieutenant war.

nehmen und mit der vertraulichſten Herzlichkeit zu drücken. Indem er aber Anſprüche herabzuſtimmen ſuchte, gefiel er ſich auch, die Talente, ſelbſt in den unteren Claſſen, in beſonderer Weiſe zu ehren. Als ein Geſandter, der das erſte Mal bei ihm ſpeiſte, ſich noch nicht im Salon befand, wie der Fürſt eintrat, beeilte ſich dieſer, auftragen zu laſſen, und ſetzte ſich zur Tafel, ohne auf den Geſandten zu warten. Den nächſten Tag aber ſchob er ſein Diner auf, weil der Balletmeiſter Naverre noch nicht gekommen war.

Als Joſeph II. die Zügel der Regierung ergriff, bediente er ſich des Vorwandes, die Geſundheit ſeines Miniſters ſchonen und deſſen Gewohnheiten nicht ſtören zu wollen, um ihn zu bitten, nicht zu ihm zu kommen, ſondern ihm zu verſtatten, daß er ſelbſt zu ihm käme. Gleichwohl that er nichts Wichtiges ohne ihn, und jeder Anſchein einer Abnahme des Einfluſſes wurde durch die eclatanteſten Verſicherungen höchſter Achtung paralyſirt. Gleicher Auszeichnung erfreute der Fürſt ſich unter der Regierung Leopold's, und Gleichen ſah dieſen Monarchen mit der Kaiſerin in den Garten des Fürſten von Kaunitz kommen, um ihm den König und die Königin von Neapel vorzuſtellen. — Die Aſche deſſen, der durch den Vertrag von Verſailles den Keim ſo vieler Kriege zwiſchen Frankreich und Deutſchland erſtickt hatte, ruht in dem ihm gehörigen Boden von Auſterlitz.“

Hören wir noch die Worte eines Franzoſen über ihn. Flaſſan[1]) ſchildert ihn in folgender Weiſe: „Dieſer Miniſter beſaß alle Eigenſchaften eines Staatsmannes: feines Unterſcheiden, einen fertigen und gewandten Geiſt, Scharfblick, Erhabenheit des Gedankens, Richtigkeit in

1) Histoire de la diplomatie française, V. 223 ss.

seinen Auffassungen und viel Geschicklichkeit in Geschäften, eine probehaltige Uneigennützigkeit, Discretion, Haltung, einen sichern und aufgeklärten Verstand, der ihn der Herrschaft der Vorurtheile entriß, ein großmüthiges und theilnehmendes Herz, einen biedern und zuverlässigen Charakter. Seine Politik schien sich aller mala fides entschlagen zu haben, und niemals ward von ihm auf Kosten der Redlichkeit Verstellung geübt. Seine Zurückhaltung bestand darin, daß er nicht alles sagte, was er dachte; nicht aber sagte er, was er nicht dachte. Er verstand es, aus den Wendungen und Insinuationen, durch welche man in seine Gedanken eindringen wollte, die Gedanken anderer Diplomaten zu ergründen. Er schmeichelte weder den Launen, noch den Ansichten seiner Gebieter, und drohte wohl mit seinem Rücktritte, wenn man das Gute zurückwies, dessen Nothwendigkeit er erkannte. In seinem Hause war er gut, einig und vertraulich. Aber nach einem Verhängniß, was sich an die vollkommensten Menschen knüpft, waren soviele seltene Eigenschaften zuweilen mit Schwächen und Eigenheiten gemischt. Zuweilen trieb er die Leichtigkeit der Manier und die Vernachlässigung der Rücksichten ein wenig zu weit. Man sah ihn in dem Augenblicke, wo man sich zu Tische begeben wollte und wo sich bereits eine zahlreiche Gesellschaft bei ihm eingefunden hatte, ganz ruhig zu Pferde, oder in den Wagen steigen, um eine Promenade zu machen, von der er nicht vor 6 Uhr Abends zurückkehrte. Zu Anderen eingeladen, ließ er wohl 2—3 Stunden auf sich warten und ließ sich sogar seine eignen Gedecke bringen. Man sah ihn an der Tafel seiner Souveraine sich in einem Taschenspiegel betrachten, seine Zähne reinigen, seine Dose putzen, Briefe lesen, sie beantworten und Licht fordern, um sie zuzusiegeln. Er hatte einen unbesiegba-

ren Widerwillen gegen Angelegenheiten, welche eine lange und schwierige Erörterung mit sich führten. Ueberzeugt, daß seine natürliche Leichtigkeit und sein Scharfblick die größten Hindernisse beseitigen würden, verabscheuete er es oft, die Einzelheiten und Nebenpunkte zu untersuchen, sodaß er, statt einer Angelegenheit auf den Grund zu sehen, sie nach der ersten Seite behandelte, die sie seinem Geiste geboten, und die er im Uebrigen unter einem verführerischen Gesichtspunkte und mit soviel Gründen der Angemessenheit und der Wahrscheinlichkeit ausgestattet darzustellen verstand, daß er den Verdacht gar nicht aufkommen ließ, er habe die Sache nur theilweise aufgefaßt. Die Franzosen liebte er, obwohl er ihnen Eigendünkel und Leichtsinn vorwarf."

Ueber Choiseul sagt Gleichen [1]):

„Der Herzog von Choiseul war von ziemlich kleiner Statur, mehr gedrungen als schlank, und seine Häßlichkeit recht anmuthig. Seine kleinen Augen funkelten von Geist, seine aufgeworfene Nase gab ihm ein gefälliges Ansehen und seine großen lachenden Lippen kündeten die Munterkeit seiner Einfälle an. Gut, edel, offen, großmüthig, galant, prachtliebend, freigebig, stolz, kühn, feurig und selbst aufbrausend, erinnerte er an das Bild der alten französischen Chevaliers. Aber er verband mit diesen Eigenschaften auch mehrere Fehler seiner Nation: er war leichtsinnig, indiscret, anmaßend, zügellos, verschwenderisch, zudringlich und verwegen.

Als er Gesandter in Rom war, erklärte ihn Benedict XIV. [2]) für einen Narren, der viel Geist habe. Nie-

1) A. a. O. S. 61 fg.

2) Prosper Lambertini, geb. 1675 zu Bologna, Advocat, promotor fidei, 1727 Bischof von Ancona, 1728 Cardinal, 1732 Er-

mals habe ich einen Menschen gekannt, der es so verstanden hätte, Freude und Behagen um sich zu verbreiten, wie er. Wenn er in ein Zimmer trat, suchte er in seinen Taschen und schien eine unerschöpfliche Fülle von Scherzen und Heiterkeit aus ihnen herauszubringen. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, diejenigen glücklich zu machen, die ihm das Glück, womit er sie zu überschütten vermöge, auszumalen verstanden. Er nahm, sobald es ihm nicht zuviel Mühe machte, die Schätze des Credits in Anspruch, um sie zu verpflichten. Dagegen war ihm das Bild des Unglücks unerträglich, und ich habe ihn über die Klagen der Familie seines Vetters Choiseul le Marin, den er hatte verbannen müssen, um sich gegen seine wüthenden Umtriebe zu sichern, in einer Weise scherzen hören, die mir gräulich schien. So wappnete er sich mit einer verstellten Härte gegen die Nachgiebigkeit und Schwäche, die ihm eigen waren. Ich habe ihn der Frau von Choiseul, die ihn einen Tyrannen nannte, antworten hören: „sagen Sie, ein Tyrann von Baumwolle." So war es auch ein sicheres Mittel, alles von ihm zu erlangen, was man wollte, ihn vorher aus einem andern Anlasse in Harnisch zu bringen: war dieser Zorn vorüber, so ward der Löwe zum Lamm.

Es war eine der schönsten Eigenschaften des Herzogs von Choiseul, daß er ein großmüthiger Feind und ein trefflicher Freund war. Der Herzog von Aiguillon [1]),

---

bischof von Bologna, 1740 Papst, † 3. Mai 1758. Im Conclave von 1740 sagte er zu den Cardinälen: „Wollt Ihr einen Heiligen, so nehmt Gotti, einen Staatsmann, Aldobrandini, einen guten Alten, mich." Das schlug durch. Er war gelehrt, gescheidt, gemäßigt, Freund der Wissenschaften und Künste, aufrichtig fromm, aufgeklärt und duldsam. Die Römer warfen ihm nur vor, daß er zu viel schreibe und zu wenig regiere.

1) Th. I. S. 182.

der beim Parlament angeklagt war und dadurch gerettet ward, daß der Herzog von Choiseul in den Zeugnissen, die er gegen seinen alten Feind abzulegen aufgefordert ward, zu dessen Gunsten vieles verschwieg, dient zu einem der starken Beweise, daß er nicht nachtragend war. Die ausdauernde Anhänglichkeit jener großen Zahl von Hofleuten, die ihm in seiner Ungnade nach Chanteloup folgten, und die ihm bis zum Tode treu geblieben sind, beweist, wie sehr er ihr Freund gewesen. Der Bailiff de Solar, sardinischer Gesandter, hat von ihm die erlesensten und zartesten Proben einer fast kindlichen Zuneigung erfahren. Er war der einzige Mensch, den der Herzog von Choiseul mit einer Art von Ehrfurcht behandelte, vielleicht weil er zu Rom sein Lehrer in der Staatskunst gewesen war. Er verschaffte ihm die Gesandtschaft in Paris, die Vermittlerrolle bei dem Frieden von 1762, ungeheure Gnadengeschenke und eine Abtei mit 50,000 Livres Renten. Alle frommen Pflichten, die ein Sohn gegen seinen Vater beobachten kann, wurden von Choiseul und dessen Familie in seiner langen und schrecklichen Krankheit an ihm erfüllt, wie er zu Paris, kurz nachdem ihn sein Freund mit soviel Vortheilen überhäuft hatte, am Krebs starb.

Choiseul liebte Kühnheit und durch eine fast beleidigende Aeußerung, die ich mit aller romantischen Thorheit eines jungen Mannes von 22 Jahren vertheidigte, habe ich den Weg zu seinem Herzen gefunden. Ich kam 1756 nach Frascati, um die zwei letzten Sommermonate in seinem Hause zu verbringen. Er sprach wenig rücksichtsvoll von der Markgräfin von Baireuth, ältesten Schwester des Königs von Preußen, die mich erzogen und nach Rom gesendet hatte. Ich erwiederte ihm in so stolzer und so beißender Weise, daß er seine Serviette

uf den Tisch warf und aufstand. Da ich meine Pferde
och da hatte, so ließ ich sie anspannen und wollte fort.
rau von Choiseul hielt mich zurück, und ich blieb nur
nter der Bedingung, daß der Gesandte mir verspreche,
iemals in meiner Gegenwart etwas über die Markgrä-
in sagen zu wollen, was ich geziemender Weise nicht
ören könne. Er thats, behandelte mich seit jenem Au-
enblicke mit der größten Zuneigung, und als der Kö-
ig von Preußen, einen Monat später, durch seinen Ein-
all in Sachsen das Schild gegen Frankreich erhob, hat
hoiseul niemals irgend eine misliebige Aeußerung gegen
ie Markgräfin und ihren Bruder gethan, ohne mich
orher scherzend um Erlaubniß zu bitten.

Sein verwegener Uebermuth trat mit dem ersten Car-
eval seiner römischen Gesandtschaft ans Licht. Man
atte dem Gouverneur von Rom die Loge im Theater
'Aliberti gegeben, welche die französischen Gesandten
ehabt hatten, und aus Unachtsamkeit oder Malice ver-
aß man, sie Choiseul zurückzugeben, der sie durchaus
iederhaben wollte, ungeachtet er die italienische Musik
icht liebte. Der Gouverneur behauptete, da er die Per-
on des Papstes repräsentire, dürfe er bei dem Schau-
piele nicht fehlen und werde nicht weichen. Bei der
rsten Vorstellung bewaffnete Choiseul, der gehört hatte,
aß der Gouverneur mit Mannschaft kommen werde,
eine Leute und ließ jenem sagen, wenn er die geringste
Gewalt versuche, um in die Loge zu dringen, so werde
r ihn ins Parterre werfen lassen. Ganz Rom war
ersteinert. Der Papst wußte nicht, was er sagen sollte,
nd schickte den Cardinal Valenti zu dem Gesandten.
Dieser Prälat, der viel Würde und Beredtsamkeit besaß,
rbeitete eine sehr energische Anrede aus, die er in der
uversichtlichen Erwartung, den Gesandten niederzuschmet-

tern, vortrug. „Wissen Sie, was er mir antwortete?“ sagte mir der Cardinal, der mir die Geschichte das Jahr nachher erzählte: „Er schnippte mir mit den Fingern fast unter die Nase“ (was sein gewöhnlicher Gestus war, womit er ausdrückte, daß er sich um etwas nicht kümmere) und sagte: «Vous vous moquez de moi, Monseigneur, voilà trop de bruit pour un petit prestolet, quand il s'agit d'un ambassadeur de France». Darauf drehte er sich auf dem Absatz herum und ging hinaus.“ Derartige Streiche ließen ihn den Römern anfangs als einen jungen Strudelkopf erscheinen. Bald aber erkannte man in ihm einen Mann von Geist, den sein Hof unterstützte, und der bei den größten Unternehmungen zu allem fähig war, nachdem er für eine so geringfügige Sache alles gewagt hatte. Er wurde von den Römern, die von seiner Pracht und von den Gnaden, die er seinen Clienten am Hofe verschaffte, geblendet wurden, gefürchtet, geachtet, und bald gefeiert, geliebt und bewundert. Benedict XIV. liebte ihn wegen der Munterkeit seines Geistes, und der römische Murrsinn kam vor seinem ungezwungenen und burlesken Wesen außer Fassung.“

Flassan[1]) erzählt dieselbe Geschichte in folgender Weise: „Es war Gebrauch in Rom, daß der Stadtgouverneur die der Bühne gerade gegenüberliegende Loge hatte; der französische Gesandte hatte die erste daneben rechts, und die übrigen Gesandten waren auf beiden Seiten, je nach dem Range, den sie im diplomatischen Corps einnahmen, untergebracht. Der römische Adel looste um die übrigen Logen. Dieser alte Gebrauch wurde einige Zeit vor der Ankunft des Grafen von Choiseul-Stainville in Rom geändert. Die römischen Damen, die der Vorzug der

1) A. a. O. V., 284.

Gesandten verdroß, erlangten es von Benedict XIV., daß die fremden Gesandten um ihre Logen loosen sollten, wie die Einheimischen. Choiseul kam gegen diese Aenderung ein, aber fruchtlos. Er drohte abzureisen, und traf einige Anstalten dazu. Der Papst ließ ihn zu sich einladen und erbot sich, um ihn zu beruhigen, ihm seine Loge wiedergeben lassen zu wollen, aber Choiseul verlangte, zur Genugthuung, die des Gouverneurs. Der Papst begnügte sich, nach lebhaftem Widerstande, Choiseul zu versprechen, er werde den Prälaten Archinti, welcher damals Gouverneur von Rom war, anweisen, ihn dieselbe benutzen zu lassen. Choiseul sagte, er wolle sie als ihm selbst gehörig haben und seine Meubles hineinschaffen. Der Papst war genöthigt einzuwilligen und Choiseul behielt die Loge des Gouverneurs Archinti ein Jahr lang, worauf er die seinige wiedernahm. Inzwischen hatte der Papst Archinti zum Cardinal und Staatssecretair ernannt, und Choiseul, welcher voraussah, daß dieser Prälat ihm nicht gewogen sein würde, ging zum Papst und stellte ihm vor, daß er genöthigt sei, sich der Ernennung Archinti's zum Minister zu widersetzen, weil er wisse, daß er seinem Hofe abgeneigt sei. Benedict XIV. bemerkte, es sei eigen, daß er nicht mehr bei der Wahl seiner Minister Herr sei, und als Choiseul von seinem Verlangen nicht abließ, erhob sich Benedict gereizt und sagte: «Fa il Papa» („Er spielt den Papst"). Choiseul fühlte, daß der Papst Recht hatte, und erwiederte ihm: „Nein, heiliger Vater, thun wir jeder was unseres Amts ist; fahren Sie fort, den Papst zu spielen, und ich will den Gesandten spielen." Darauf schlug er dem Papste als Auskunftsmittel vor: er wolle zu dem Cardinal Archinti gehen und diesem anzeigen, daß er Staatssecretair sei und daß er diese Stelle seiner Fürsprache

verdanke. Der Papst gab, aus Rücksicht auf Frankreich, endlich nach, und Choiseul begab sich sogleich mit allem Botschaftergepränge zu dem Cardinal Archinti, dem er anzeigte, er habe ihm eben die Ministerstelle ausgewirkt. Archinti glaubte es, oder stellte sich, als wenn er es glaubte, und versöhnte sich mit bestem Anstand mit ihm."

„Choiseul hatte", fährt Gleichen fort, „in seiner ersten Jugend ein zügelloses und ausschweifendes Leben geführt. Wie er zum Gesandten in Rom ernannt wurde, war er noch sehr unwissend. Er las wenig, aber er vergaß nichts von dem, was er gelesen hatte. Sein rascher, gewandter, eindringender und treffender Geist errieth beim halben Worte, kam den Erklärungen zuvor und verbarg seine Unwissenheit, indem er durch seinen Scharfsinn blendete. Auch begnügte er sich, das Wesen der Sachen zu wissen, die Details den Secretairen und Commis überlassend. Er schrieb die geheimsten Depeschen eigenhändig, ohne Brouillon, behielt keine Abschriften zurück und schickte sie mit Courieren. Seine Handschrift war so unleserlich, daß ein Gesandter einmal genöthigt war, die Depesche zurückzuschicken, indem er die Unmöglichkeit, sie zu entziffern, vorstellte. Er arbeitete wenig und machte viel. Seine Intriguen und seine Vergnügungen kosteten ihm eine beträchtliche Zeit; aber er gewann sie durch die Raschheit seines Geistes und die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, wieder. Er hatte mehrere Mittel ausgesonnen, sich die Arbeit abzukürzen und zu vereinfachen. So u. A. eine Methode, eine große Masse Lesens und Schreibens auf einen einzelnen Act zusammenzudrängen. Jeder Courier brachte ihm einen Korb voll Briefe und Bittschriften, die er als Kriegsminister hätte lesen sollen. Er that aber nichts dergleichen, erstens, weil es fast unmöglich war, und dann, weil

s faſt unmöglich war und dann, weil er viele andere
)inge zu thun hatte. Ein Commis las die Briefe für
)n und ſchrieb ihre Nummern und ihren Inhalt auf
ine halbgebrochene Seite. Er las dies dem Miniſter
or, der ihm das Weſentliche ſeiner Reſolutionen dictirte,
)elche auf die andere Spalte der Seite geſchrieben wur-
en. Dann las der Miniſter das Ganze durch und un-
erzeichnete es. Hierauf gelangte das Blatt an einen
ndern Commis, der die Antworten danach abfaßte, die
loß mit dem Namensſtempel unterzeichnet wurden und,
)hne erſt von dem Miniſter revidirt zu werden, abgin-
)en. Da das Original der ganzen Beſcheidungen im
Archive niedergelegt ward, ſo hatte man eine bleibende
Urkunde, welche jedem Misbrauche des Stempels be-
)egnete.

Niemals hat es einen in ſeinen Aeußerungen indiſcre-
eren Miniſter gegeben, als den Herzog von Choiſeul;
)as war ſein Hauptfehler. Sein Leichtſinn, das Feuer
eines Geiſtes, ſein Geſchmack an Witzen und öfters das
Ueberlaufen ſeiner Galle waren die natürlichen Urſachen
)avon; indeß gab es im Grunde ſeines Herzens auch
)och edlere, die ſeine Indiſcretion beinahe ehrenwerth
machten: die Aufrichtigkeit ſeines Gemüthes, wie die Ge-
rechtigkeitsliebe ſeines Geiſtes, haßte alles was falſch
war, und der Hochſinn ſeines Charakters verſchmähte
ie zaghaften Vorbehalte und den kleinlichen Pedantis-
nus der Politik. Als die Erfahrung ihn endlich dahin
rachte, ſeinen Fehler zu erkennen, zog er es vor, einen
Scherz daraus zu machen, ſtatt ſich zu beſſern. Er trö-
tete ſich über eine Verlegenheit mit dem Vergnügen, das
s ihm machte, ſich herauszuziehen; denn der ausge-
eichnetſte Vorzug ſeines Genies war die Kunſt, für
lles ein Mittel zu finden. Er war der Mann des

Augenblicks zum Genusse, zum Fehlgreifen und zum Gutmachen, wahrhaft wundervoll im Auffinden von Auskunftsmitteln, und wenn er die Revolution erlebt hätte, so würde er allein vielleicht im Stande gewesen sein, ein Mittel zu ersinnen, sie anzuhalten.

Ein Offizier, der ihn unablässig in allen seinen Audienzen um das Ludwigskreuz quälte, stellte sich endlich, um ihn zum Anhören zu nöthigen, zwischen ihn und die Thüre, durch welche der Minister sich davonmachen wollte. Aufgebracht über diese Unverschämtheit, gerieth er so sehr in Hitze, daß er zu ihm sagte: «Allez vous faire ...»; da fiel ihm plötzlich ein, daß es ein Militair und ein Edelmann war, er hielt inne und fuhr dann fort: «Allez vous faire protestant et le Roi vous donnera la croix de mérite».

Er liebte die Ehre, den Reichthum und die Macht, um sie zu genießen und seine Umgebungen an ihrem Genusse theilnehmen zu lassen. Er war auf seinen Posten weniger stolz, als auf seine Person. Wenn er an seine Abkunft dachte, so erinnerte er sich, daß vor Alters ein Mann von Stande sich durch Annahme einer Staatssecretairsstelle zu erniedrigen geglaubt hätte, und daß vor ihm alle, außer dem Abbé de Bernis, Juristen gewesen waren. Dann glaubte er, Ludwig XV. große Ehre damit zu erzeigen, daß er sich gefallen ließ, sein Minister zu sein. Obwohl alle Welt wußte, daß das einst so furchtbare Frankreich nicht mehr zu fürchten war, daß Ludwig XV. entschlossen war, um jeden Preis keinen Krieg mehr zu führen, und daß die, die Wirklichkeit übertreffende schlechte Meinung von seinen Finanzen von ihm selbst, der oft zu seinen Leuten sagte: „zieht nicht auf den König; dergleichen gilt nichts!" bestätigt ward, so hielt der Herzog von Choiseul doch

die Würde dieser Krone und die ihr gezollte Achtung aufrecht. Europa hatte eine panische Furcht vor seiner unberechenbaren Kühnheit. Gleichwohl irrte man sich; er stellte sich schlimmer, als er war, und würde niemals gewagt haben, die ihm unbedingt vorgezeichneten Schranken zu überschreiten.

Man erzählt, als Choiseul zu Rom gewesen, habe ihm der Jesuitengeneral gestanden, daß er bei ihnen, wegen einer unbedachten Aeußerung, die er in seiner frühen Jugend gethan, als Feind ihres Ordens erklärt sei, und man behauptet, der Schrecken, den ihm eine so ausgebildete Inquisition eingeflößt, sei die Ursache alles dessen gewesen, was er später gegen sie that. Man irrt; es war eine Folge von Vergehen ihrerseits und von andern Umständen, die ihn zu ihrem Feind machten. Unwillig über die gräuliche Verfolgung, die die molinistische Partei[1]) in Frankreich durch die berüchtigte Einrichtung der Beichtzettel über die Sterbenden gebracht hatte, gab sich der Gesandte von ganzem Herzen und seinen Instructionen gemäß Mühe, ihnen bei Benedict XIV., der sie nicht liebte, entgegenzuarbeiten. Nun erklärten sich die Jesuiten zu seinen Feinden und hörten nicht auf, ihn durch die devote Partei zu verfolgen. In den ersten Jahren seines Ministeriums bedienten sie sich des Herzogs de la Vauguyon, um den Dauphin[2]) zu vermögen, daß er dem König eine Denkschrift voll Verunglimpfungen gegen Choiseul übergab. Nachdem dieser sich gerechtfertigt, erhielt er Erlaubniß, sich dem Dauphin gegenüber zu erklären, dem sein Vater einen starken Ver-

1) So genannt von dem spanischen Jesuiten Ludwig de Molina, geb. zu Cuenca 1535 † zu Madrid 1601.

2) Ueber Beide am Schlusse dieses Aufsatzes.

weis ertheilt hatte. Da dieser Prinz den Herrn von Choiseul gleichwohl nicht gebührend aufnahm, so hatte dieser die Kühnheit, ihm zu sagen: «Monseigneur, j'aurai peut-être le malheur d'être un jour votre sujet, mais je ne serais jamais votre serviteur». — Die Höfe von Madrid und Lissabon betrieben den Sturz der Jesuiten zunächst und sie und Choiseul benutzten einander gegenseitig. Ungeachtet die Parlamente sie geächtet hatten, bedurfte es zu ihrer Vertreibung doch der Zustimmung des Königs, und der König hatte eine geheime Neigung für diese Gesellschaft, welche die ganze königliche Familie und eine große Partei im Rathe und bei Hofe für sich hatte. Choiseul hütete sich wohl, vor seinem Gebieter als ihr Feind zu erscheinen, aber er gab das Nöthige jederzeit dem Könige von Spanien ein, der mit Ludwig XV. in eigenhändigem Briefwechsel stand. Im Uebrigen meine ich, daß die Jesuiten nicht durch die Höfe, oder die Minister, sondern durch sich selbst gestürzt worden sind. Ihre Geldspeculationen in Frankreich, ihre Unklugheiten in Spanien und vorzüglich der Hochmuth, die Halsstarrigkeit und die alberne Unbesonnenheit ihres Generals haben ihren Ruin begonnen und vollendet. Als man dem Letzteren meldete, daß der Pater Malagrida als Theilnehmer an dem Attentate gegen den König von Portugal verhaftet worden sei, fanden sich viele Freunde der Jesuiten bei dem Cardinal Negroni mit dem Pater Ricci zusammen. Alle riethen ihm, sofort an den König von Portugal zu schreiben, daß der Orden, wiewohl von der Unschuld des Paters Malagrida überzeugt, doch schon jetzt die Gnade seiner allergetreuesten Majestät für ihn anflehe. Aber der General war nicht zu bewegen; er schrieb einen albernen Brief, worin er behauptete, daß ein Jesuit nur von der Gesellschaft ge-

richtet werden könne, und die Gesellschaft wurde aus Portugal vertrieben. Da man Ludwig XV. gegenüber gegen die Jesuiten besonders geltend gemacht hatte, daß sie den Satz behaupteten: man dürfe einen Tyrannen oder einen König, der der katholischen Religion feind wäre, tödten, ein Umstand, der den König, in Erinnerung an das gegen ihn verübte Attentat, stutzig machte, so hatte der Marschall Soubise[1]), das Hauptorgan der devoten Partei im Conseil, gerathen, von dem General die Verdammung und das Verbot dieses aus alten Zeiten stammenden Grundsatzes zu verlangen. Das geschah; aber Ricci lehnte mit unglaublicher Anmaßung jedes Eingehen auf das, was man von ihm verlangte, ab, indem er sagte, die Verurtheilung jenes Satzes, der niemals mehr als eine Geistesübung gewesen sei, würde ein stillschweigendes Zugeständniß enthalten, daß derselbe ein Lehrsatz und eine Meinung des Ordens gewesen sei, und schon der bloße Verdacht davon würde den Orden entehren[2]). Damals sprach er jene berühmte Thorheit aus: «sint ut sunt, aut non sint». Das entschied das Schicksal der Jesuiten in Frankreich. Clemens XIV., der sie noch mehr fürchtete, als er sie haßte, hat sie noch lange vertheidigt, und der Cardinal de Bernis[3]) hat mir gesagt, daß man diesen Papst nur durch die bestimmte

---

1) Karl von Rohan, Prinz von Soubise, geb. 16. Juli 1715, † 4. Juli 1787. Ludwig XV. tröstete ihn für Roßbach durch das Kriegsministerium. Der mit Broglie gemeinsam gewonnene Sieg bei Lützelburg verschaffte ihm den Marschallsstab. Sein Privatcharakter war gut und wohlwollend. Er war der einzige Hofmann, der dem Sarge Ludwig's XV. folgte. Deshalb ließ ihn Ludwig XVI. im Ministerrath.

2) Dieser Grund scheint uns denn doch nicht so übel.

3) Ueber diesen vielleicht künftig einmal eine besondere Darstellung.

Drohung zur Erlassung seiner Bulle habe nöthigen können, das Versprechen der Aufhebung des Jesuitenordens, was er, um die Tiare zu erlangen, eigenhändig ausgestellt, und damit das schimpfliche Verbrechen einer Simonie veröffentlichen zu wollen. Daß Benedict XIV. von den Jesuiten vergiftet worden, glaube ich nicht. Sie waren nicht die Leute danach, unnütze Verbrechen zu begehen, und dieses Gift wäre moutarde après diner gewesen. Pombal, Karl III. und der Herzog von Choiseul sind natürlichen Todes gestorben. Clemens XIV. starb aus Furcht vor dem Tode. Das Gift war seine fixe Idee und die rasche Fäulniß seiner Leiche war die Wirkung der schrecklichen Angst, die ihn getödtet hatte. Wären die Jesuiten so schlimm gewesen, wie man glaubt, so beständen sie noch [1]).

Man hat Choiseul vorgeworfen, die Finanzen in Unordnung gebracht zu haben. Ich bin Zeuge gewesen, wie viele Mühe er sich nach dem Tode der Frau von Pompadour [2]) gegeben hat, sich über diesen Gegenstand zu instruiren und Abhilfsmittel zu suchen. Er zog vornehmlich Forbonnet und Herrn von Mirabeau [3]) zu Rathe, die mir Beide gesagt haben, daß sie über den Scharfsinn, mit dem er so schwierige Materien ergründete, erstaunt gewesen. In Erwägung aber der Unmöglich-

1) Nun sie bestehen auch noch. Indeß mag Gleichen doch nicht ganz Unrecht haben. Ihr Wiederaufleben und scheinbares Bestehen ist nur ein künstliches und sie vermögen nichts mehr, oder doch nichts, was nicht auch ohne sie gehen würde.

2) Johanne Antoinette Poisson, Marquise de Pompadour, geb. um 1720, die natürliche Tochter eines Unterbeamten und bei einem Generalpächter erzogen, mit dessen Neffen, Lenormand d'Etoiles, sie sich 1741 vermählte, aber schon 1745 als declarirte Maitresse des Königs bei Hofe erschien. Sie starb am 15. April 1764.

3) Der Vater, als theoretischer Philanthrop und Physiokrat bekannt.

keit, Unordnungen abzuhelfen, die sich auf die Schwäche des Königs, auf alte Misbräuche und auf die unersättliche Habgier der Hofleute gründeten, verzweifelte er daran, Ersparungspläne mit der Behauptung seines Einflusses und seiner Gunst vereinigen zu können. Er sorgte nun nur dafür, ihm ergebene Generalcontroleurs ernennen zu lassen, um sich die nöthigen Fonds für das Gedeihen der Departements zu verschaffen, die ihm anvertraut waren, und der Vertheiler der Gnadengeschenke des Königs zu sein. Die Rechenschaft, die er über die in seinen Departements bewirkten Ersparnisse gemacht hat, hat sowohl seine Redlichkeit, als seine wirthschaftlichen Talente bewiesen. Da er immer den Wunsch im Auge hatte, sich unabhängig und unabsetzbar zu machen, so hätte er gern die Stelle eines Oberintendanten der Finanzen gehabt. Die strenge Verantwortlichkeit dieses Postens hätte ihm das Recht gegeben, alle unbescheidenen Ansprüche, selbst die des Königs, abzuweisen, und er hätte gesetzlichen Grund gehabt, seine Ablehnung mit den Worten zu motiviren: „Sire, es gilt meinen Kopf.“ Aber Ludwig XV. sah das voraus und hatte außerdem einen unbesiegbaren Widerwillen gegen das Wiederaufleben irgend eines jener alten großen Kronämter. Wenn man im Uebrigen die Schuld Ludwig's XV. mit der Ludwig's XVI. und das Deficit unter der letzten Regierung mit den Hilfsquellen vergleicht, die die Revolution entdeckt und vergeudet hat, so wird man finden, daß man nicht Ursache hat, so sehr gegen Ludwig XV. zu schreien, und daß es nicht nöthig gewesen wäre, die Etats généraux zu berufen, wenn man sich nur etwas Mühe hätte geben wollen, einen Theil jener Hilfsquellen in Kraft zu setzen.

Hätte Choiseul so viel Anhänglichkeit und Rücksicht

für seine Frau gehabt, wie für seine Schwester, so würde er sich weit besser befunden haben. Er hätte weniger zahlreiche, weniger muntere und weniger schmeichlerische, aber tugendhaftere, weisere und uneigennützigere Freunde gehabt, als diejenigen waren, mit denen Frau von Gramont [1]) und die Hoffnung, alles durch sie zu erlangen, ihn umgeben hatten. Er hätte die Feinde nicht gehabt, die sie ihm durch ihre Anmaßung, ihre Vorurtheile und ihren Misbrauch seines Einflusses zuzog, und sein treffliches Herz wäre frei von der Kruste geblieben, die sich um das Herz der Minister bildet. Frau von Choiseul war das sittlich vollkommenste Wesen, was ich gekannt habe. Sie war eine unvergleichliche Gattin, treue und kluge Freundin und tadelloses Weib. Sie war eine Heilige, wenn sie auch keinen Glauben hatte, als den die Tugend vorschreibt. Aber ihre schlechte Gesundheit, die Schwäche ihrer Nerven, das Schwermüthige ihrer Stimmung und das Grübelnde ihres Geistes machten sie ernsthaft, streng, minutiös, redneriſch, metaphysisch und fast zu einer Pruden. So wurde sie wenigstens ihrem Manne von seiner Schwester, wie von dem fröhlichen Kreise dargestellt, der ihn bei dieser unterhielt. Trotzdem war er von Achtung und Dankbarkeit für eine Frau durchdrungen, die ihn anbetete, die ihm die Feinde seiner Schwester versöhnte und der sein Herz die Gerechtigkeit widerfahren ließ, anzuerkennen, daß ihre Tugend reiner, sicherer und verdienstreicher sei, als die seinige. Die Herzogin von Gramont war mehr Mann als Weib. Sie hatte eine grobe Stimme, eine kühne und hochfahrende Haltung, freie und brutale Manieren. Sie besaß die Eigenschaften ihres Bruders in stärkerem

1) Th. I. S. 417.

Ausdrucke, was ihr einen rauen und bei einer Frau verletzenden Anstrich gab. Ihre Aehnlichkeit mit Choiseul, verbunden mit der Kunst, ihn zu amusiren, hatte ihr eine Herrschaft über ihn verschafft, die sie mit einer Anmaßung kundbar machte, welche dem Rufe und selbst dem Glücke ihres Bruders wesentlich geschadet hat; denn diese herrschsüchtige und schneidende Frau hat den Sturz des Herzogs von Choiseul sehr beschleunigt, während er durch die große Theilnahme, welche Frau von Choiseul dem König, dem ganzen Hofe und selbst den Feinden ihres Gatten einflößte, mindestens verzögert worden wäre. Alle Welt wußte es, daß Ludwig XV., als er diesen Minister nach Chanteloup verbannte, sagte, er würde ihn weit härter behandelt haben, wenn er nicht auf Frau von Choiseul Rücksicht nähme, und daß er ihr den von Stolz erfüllten Brief keineswegs übel nahm, womit sie die Pension von 50,000 Francs ausschlug, die ihr der König angeboten hatte. Nachdem sie ihrem Gatten ihr ganzes verfügbares Vermögen bis auf ihre Diamanten geopfert hatte, widmete sie seinem Andenken auch alle die Renten, deren Nutznießerin sie war, beschränkte sich, um seine Schulden zu bezahlen, mit einem Laquais und einer Köchin, auf den zehnten Theil ihres Einkommens und hat bis zur Revolution mehr als 300,000 Thlr. bezahlt. Auch wurde sie selbst von den Ungeheuern dieser Revolution geachtet, während ihre Schwägerin von ihnen aufs Schaffott geschleppt wurde, ohne ihren muthigen und stolzen Charakter zu verleugnen, vielmehr ihre Henker wie Bediente behandelnd."

Gleichen kam 1768 von Calais, wo er der Einschiffung des Königs von Dänemark [1]), der sich nach Lon-

1) Dessen Gesandter er war. S. Bd. I. S. 347.

don begab, beigewohnt hatte, nach Compiegne. Er spielte mit der Herzogin von Choiseul Schach. Die Gesellschaft, die den Saal gefüllt hatte, hatte sich verlaufen und Frau von Choiseul, in der Meinung, sie seien allein, sagte zu ihm: «On dit que Votre Roi est une tête.» Gleichen sah in diesem Augenblicke, daß Jemand hinter ihr stand, und erwiderte, indem er die Augen niederschlug: « couronnée. » Die Herzogin bemerkte sofort, daß sie von Jemand gehört worden, und sagte: «Pardon, vous ne m'avez pas laisser achever; je voulais dire, que Votre Roi est une tête, qui annonce les plus belles espérances.»

Ueber den Sturz Choiseul's sagt Gleichen: „Man hat besonders in England behauptet, daß Choiseul, um sich etwas länger zu halten, Frankreich in einen Krieg, der zwischen Spanien und England über die Falklandsinseln auszubrechen im Begriff war, zu verwickeln gesucht habe. Das ist falsch. Ich habe von dem Prinzen von Masseran, damaligen spanischen Gesandten in London, und 20 Jahre später von einem Beamten des auswärtigen Departements erfahren, daß Choiseul bei dieser Gelegenheit zwei eben so kühne, als uneigennützige Schritte that, um den Frieden zu erhalten. Im Uebrigen hing dieser Minister nicht mehr an seinem Posten. Seine Gesundheit war gesunken. Als ein verzogenes Kind des Glückes und der Gunst konnte er keinen Verdruß ertragen. Müde der Freuden des Hofes, wünschte er, in anderer Weise glücklich zu sein und baute Luftschlösser auf Chanteloup. Mit der Dubarri [1]) hätte er sich leicht ver-

1) Marie Johanne Vicomtesse Dubarri, geb. 1744, Tochter des Steuerbeamten Gomart de Vaubernier; nach dem Tode ihres Vaters Putzmacherin, Freudenmädchen, Lockvogel des Spielhalters Vicomte

einigen können. Sie wünschte nichts mehr, als aus den gierigen und tyrannischen Händen ihres Schwagers [1]), seiner Gönner und aller der Roués, deren Werkzeug sie war, befreit zu werden, war übrigens ein gutmüthiges Geschöpf, der es leid that, zum Uebelthun gebraucht zu werden, und deren frohe Laune über Choiseul entzückt worden wäre, wenn sie ihn gekannt hätte. Der König hätte sicher das Aeußerste gethan, um eine Einigung zwischen seiner Favorite und seinem Minister, den er sehr ungern verlor, zu befördern und zu befestigen. Er schrieb ihm noch in der letzten Zeit, wo sie einander mehr schrieben, als sich sahen, ein Billet, worin es u. A. hieß: «vous ne connaissez pas Mde. Dubarri, toute la France serait à ses pieds, si...» Es lag in diesen Worten das für einen König seltsame Geständniß, daß die einfache Stimme seines Ministers mehr vermögen werde, als Alles, was in der Macht des Königs lag. Es ist aber auch befremdend, daß Choiseul nicht entweder nachgab, oder, wenn er dazu zu stolz war, freiwillig abging. Indeß sah er nicht voraus, daß man ihn bei seiner Verbannung mit so viel Strenge behandeln, ihn nöthigen würde, sich seiner Stelle als Generaloberst der Schweizer zu begeben, in der er sich für unentfernbar hielt, und eben so seltsame, als schwarze Mittel anwenden würde, wie sie in den letzten Augenblicken von dem Kanzler [2])

Dubarri, dann Nachfolgerin der Pompadour bei Ludwig XV., mit Dubarri's Bruder vermählt. Nach Ludwig's XV. Tode lebte sie erst in einem Kloster bei Meaux, dann auf ihrem Schlosse bei Marly, ward aber wegen Unterstützung der Emigranten und Verbindung mit den Brissotisten am 9. Dec. 1793 guillotinirt. Als sie den Kopf unter das Beil legen sollte, rief sie dem Henker noch flehend zu: «Monsieur le bourreau, encore un moment!»

1) Eben jener Vicomte Dubarri.

2) Nikolaus Karl Augustin, Sohn des Kanzlers René Karl de

in Bewegung gesetzt wurden, um den König zu reizen und zu Gewaltschritten zu stimmen. Choiseul hatte in Zeiten, als Herr von Maupeau noch erster Präsident war, bei einem Zerwürfniß zwischen dem Parlament und dem Hof, wo es im öffentlichen Interesse lag, daß das Parlament sich nicht sofort dem Willen des Conseils füge, Billets geschrieben, welche Ermahnungen zum Widerstande, Rathschläge des Verhaltens und Versprechungen der Unterstützung enthielten. Diese Billets waren ohne Datum und wurden dem König gezeigt, als wären sie eben erst an den derzeitigen ersten Präsidenten gerichtet worden und bezögen sich auf die obschwebenden heftigen Wirren. So ward es scheinbar erwiesen, daß Choiseul in strafbaren Verbindungen mit dem ihm sehr ergebenen Parlamente gegen die königliche Autorität stehe. Im Uebrigen waren sein Sturz und sein Leben zu Chanteloup glänzender, als die schönsten Tage seiner Gunst. Der halbe Hof verließ Versailles, um sich nach Chanteloup zu begeben, und das pariser Volk faßte die Straßen von seinem Hotel bis zur Barrière d'Enfer ein, indem es ihn mit ehrenden Zurufen begrüßte, was auf diesen Minister, welcher niemals populair gewesen, einen so tiefen Eindruck machte, daß er mit thränenden Augen sagte: « voilà ce que je n'ai pas mérité. » [1])

Ueber das von Choiseul's Gegnern verbreitete Ge-

Maupeau, geb. 1714 zu Paris, 1768 Kanzler, und zwar hauptsächlich durch Choiseul, führte für den Hof den bekannten Streit wider das Parlament, der zu den Ursachen der Revolution gehört, wurde von Ludwig XVI. auf sein Gut zu Thuit in der Normandie verwiesen, wo er am 29. Juli 1792 starb.

1) Gleichen's aus persönlicher genauer Bekanntschaft geschöpfte Darstellung Choiseul's ist ein treuer, ausgeführter Commentar zu Flassan's maßvoller Würdigung dieses Staatsmannes. (A. a. O. VI. 47 fg.)

rücht, daß derselbe den Dauphin und die Dauphine vergiftet habe, sagt Gleichen, daß dasselbe jedes Beweises und jeder Wahrscheinlichkeit ermangele, daß es aber wahrscheinlich durch eine höchst unbesonnene Aeußerung entstanden sei, die er bei der letzten Krankheit der Dauphine [1]) gethan habe. Der berühmte Tronchin war zu Rathe gezogen worden, hatte sich sehr mit den Aerzten des Hofes gestritten, und endlich ein Billet an den König geschrieben, worin er sagte, daß der Zustand der Dauphine so ungewöhnliche Symptome darbiete, daß er es nicht wage, sie dem Papier zu vertrauen, und sich vorbehalte, Se. Majestät mündlich davon zu unterrichten. Als Choiseul dies mit ziemlich aufgeregter Miene in Gleichen's Gegenwart erzählte, setzte er hinzu: «Que veut dire ce coquin de charlatan? prétend-il insinuer, que j'ai empoisonné Mde. la Dauphine? si ce n'était le respect que j'ai pour Mr. le duc d'Orléans, je le ferais mourir sous le bâton.» In dieser Aeußerung, welche Choiseul im Fall einer Schuld schwerlich gethan hätte, findet Gleichen den ersten Keim jener unheimlichen Gerüchte.

Ueber den Dauphin [2]) berichtet Gleichen [3]) unter Anderm: „Er liebte die Wissenschaften und las viel. Er wünschte sehr, seinen Kindern einen geschickten und kenntnißreichen Erzieher zu geben; gleichwohl gab er ihnen einen albernen und unwissenden Menschen. Das ging

1) Es war dies die zweite Gemahlin des Dauphin, Marie Josephe von Polen und Sachsen, geb. 4. November 1731, vermählt 10. Januar/9. Februar 1747, † 13. März 1767.

2) Ludwig, Sohn Ludwig's XV., geb. 4. Sept. 1729, † 20. Dec. 1765. Seine erste Gemahlin war die Infantin Marie Thereſia, Tochter Philipp's V. von Spanien. Seine Kinder waren aus der zweiten Ehe.

3) A. a. O. S. 79 fg.

ſo zu: Der Herzog von Vauguyon, ein Affiliirter der Jeſuiten und ohne weiteres Verdienſt, als daß er deren Sklave war, wurde von der devoten Partei zu jenem Poſten beſtimmt. Die derſelben ergebenen Perſonen des innern Dienſtes bei dem Dauphin unterrichteten ſie alle Morgen, welches Buch dieſer Prinz leſe und bei welcher Seite er ſtehen geblieben ſei. Nun wurde für Vauguyon eine Ueberſicht alles Deſſen, was ſich über die betreffende Materie wiſſen ließ, entworfen, darauf in Gegenwart des Dauphins das Geſpräch auf den Gegenſtand gebracht, und nun von dem tüchtig eingeſchulten Schützling der Jeſuiten über die Sache, nicht wie ein Buch, ſondern wie eine Bibliothek geſprochen. Er wurde gewählt.

„Der Dauphin ſtand in dem Rufe, äußerſt bigott zu ſein; man täuſchte ſich aber. Nicht er war es, der ſich, aus Geſchmack oder Frömmigkeit, an die Spitze der Frömmler ſtellte; ſie und ſeine Gemahlin waren es, welche, hinter ihm ſtehend, ihn vorwärts drängten, als wenn er ihr Führer wäre, und vielleicht ließ er ſich gern gefallen, eine Rolle zu ſpielen, die ihm einiges Anſehen gab. Er haßte die Philoſophen, nicht aber die Philoſophie; ſeine Frömmigkeit war aufgeklärt und ſeine Staatskunſt ſah die Gefahren der Irreligioſität voraus.“

IX. Der Königstein und seine Gefangenen.

Die bekannte sächsische Felsenfestung Königstein gehörte lange der Krone Böhmen, und 1289 besaß ein böhmischer Vasall, der seinen Sitz in Rathen gehabt haben soll, der Burggraf Ranuald von Rymanz, den Königstein. 1396 verpfändete ihn der König Wenzel von Böhmen an seinen Kammermeister Styrnad von Winterfeld. Der Burggraf von Dohna war aber Schloßhauptmann daselbst, und die Dohnas schienen ihn ganz an sich gezogen zu haben. Ihnen entriß ihn der Markgraf von Meißen, Wilhelm der Einäugige, 1402, worauf er bei dem Hause Sachsen geblieben, und dies auch in spätern Vertragen mit Böhmen anerkannt worden ist. 1452 wurde er durch die Hussiten verwüstet, und wurde dann längere Zeit an Privatpersonen, z. B. von 1457—84 an Bruno v. d. Pforte, verpachtet. 1505 oder 1516 stiftete Herzog Georg ein Cölestinermönchskloster daselbst, dessen Mönche sich aber in der Reformationszeit zerstreuten, worauf die Einkünfte des Klosters dem St. Jacobshospital in Dresden überlassen wurden. Nun stand der Königstein unter Aufsicht der Forstbedienten. 1539 aber ward er durch Herzog Heinrich befestigt und mit einer Besatzung belegt. In reellerer Weise begann Kurfürst August 1553 seine Befestigung, baute das Bergschloß, was jetzt das Com-

mandantenhaus ist, fing den Brunnen an und verstärkte die Garnison. Kurfürst Christian I. fuhr seit 1589 in diesem Werke fort. Der ganze Felsen ward mit Mauerwerk ausgeglichen und mit einer Brustwehr versehen, ein neuer Eingang durch den Felsen gehauen und mit Gräben und Zugbrücken verwahrt, auch, nach 40jähriger Arbeit, der 900 Ellen tiefe Brunnen vollendet. Zugleich wurde das Gardehaus (die Friedrichsburg) und das Zeughaus erbaut. Die Leitung des Baues hatte der Ober-Zeug- und Baumeister Buchner. 1611 wurde, unter Johann Georg I., die Johann-Georgenburg und die Proviantverwalterei, 1613 der Johannis- oder Heldensaal, 1621 die Magdalenenburg oder Kellerei, und 1624 das erste große Weinfaß erbaut. 1671 wurde der erste Garnisonprediger angestellt, und 1676 die an der Stelle der alten Kapelle zu St. Georgen erbaute Kirche in Gegenwart des Kurfürsten Johann Georg II. eingeweiht. 1680 wurde das zweite große Weinfaß erbaut, auch der Kirchhof unter der Festung angelegt. 1725 wurde das dritte große Weinfaß erbaut, was 3709 Dresdner Eimer faßte, und auf den Boden die Worte trug:

«Salve, Viator! atque mirare monumentum boni genio ad recreandam modice mentem positum A. R. S. 1725 a patre patriae nostrae aetatis Tito Vespasiano deliciis generis humanae Friderico Augusto, Pol. Reg. et Elector. Sax.: Bibe ergo in honorem et Patris, et Patriae, et Domus Augustae, et Koenigst. Praefecti Lib. Bar. de Kyau, et si pro dignitate vasis dolionum omnium facile principis vales, in prosperitatem totius universi. Vale!»

1729 wurde auf der Stelle, wo ehemals das Kloster gestanden hatte, für den, seit 1632 bestehenden Untercommandanten eine Wohnung erbaut. 1738 wurden

das bombenfeste Brunnenhaus, die neue Offiziercaserne, die vorderen neuen Gemeinencasernen, das Provianthaus und sechs bombenfeste Pulvermagazine erbaut. 1766 begann der Kasemattenbau. Die zur Verschönerung und Annehmlichkeit dienenden Anlagen nahmen ihren Anfang besonders unter der Commandantschaft des Grafen von Solms [1]) (1778—1792), unter welcher jedoch auch die Befestigungsbauten stark betrieben wurden. 1782 wurden die ersten Blitzableiter in der vom Wetterstrahl sehr häufig heimgesuchten Festung angelegt. Der Commandant von Boblick (1792—1809) pflanzte viel Holz an. 1806 brannten die Commandantenwohnung, die Proviantverwalterei und der alte Heldensaal ab. 1813 hatte die Festung theilweise französische Besatzung. Den russischen und preußischen Generalen unterwarf sich die Festung nicht, verstattete aber russischen Großen die Besichtigung ihrer Merkwürdigkeiten. Gegen Preußen schloß sie sich strenger ab. Mit dem Jahre 1816 begannen Neubauten.

Der erste bekanntere Staatsgefangene, der auf den Königstein gebracht worden, war der Kanzler Nikolaus Crell [2]), der, des Calvinismus halber, am 18. Nov. 1591 dahin kam und bis zum 4. Oct. 1601, wo er nach Dresden zu einem sehr formlosen Gericht und nachheriger Enthauptung geschafft wurde, daselbst blieb. Er gab der Crellenburg ihren Namen. In dieser folgte ihm am 27. Oct. 1632 Dr. Joachim Kratz (auch Craz), der am 27. Oct. 1632 von dem Schlosse Hohnstein dahin gebracht wurde und bis zum 15. März 1650 daselbst blieb,

---

1) Friedrich Christoph Graf von Solms-Wildenfels, geb. 11. Juni 1712, kursächsischer General der Infanterie, französischer Generallieutenant, † 11. Mai 1792.

2) Ueber ihn vielleicht künftig einmal.

wo er ins Amt Pirna abgeholt und nach geleisteter Urphede entlassen wurde. Es war derselbe ein prager Dr. juris, der sich bei einer Versammlung der lutherischen Stände zu Leipzig heimlich eingeschlichen hatte, um ihre Verhandlungen zu belauschen, was ihm denn freilich theuer zu stehen kam. 1694—96 war Ludwig Gebhard Freiherr von Hoym auf dem Königstein, worüber besonders. In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts wurde der Königstein zum Ehestifter. Es war schon vor 1699 eine Holländerin, Jacobe de Meyne, verwitwete von Serff, auf den Königstein gekommen, später aber wieder entlassen worden, und kam am 8. Juli 1706 wieder dahin [1]), wo sie aber blos bis zum 25. August blieb. Zu dieser Zeit, und zwar seit dem 9. Juni 1701, saß auch, aus unbekannten Ursachen, der Kriegsrath Georg Hermann von Holzbrück daselbst [2]). Dieser ward am 25. Dec. 1707 freigelassen und heirathete dann die holländische Witwe, welche die Johann-Georgenburg mit ihm getheilt hatte. Am 15. Dec. 1702 kam der Geh. Kämmerier Constantini auf die Festung. Angelo Constantini, genannt Mazotin, aus Verona, reiste für den dresdner Hof, um französische und italienische Actricen zu werben, ward geadelt, geheimer Kämmerierer, Schatzmeister der menus plaisirs und Aufseher der Schmuckkammer, machte aber einer Maitresse des Königs Anträge und spottete dabei über diesen. Die Schöne verrieth es und er kam auf die Festung, bis ihn eine andere Maitresse loskaufte. Er spielte dann wieder in Paris und starb 1729 zu Verona. — Vom 10. April 1703 bis zum 1. Febr.

---

1) Gleichzeitig mit ihr und auf gleich lange Zeit die Frondorffin. Beide wegen der Gräfin von Rochlitz.

2) Sein Schicksal theilte auch sein Secretair, Namens Schuster.

1709 kam hierher der Großkanzler Graf Wolf Dietrich von Beichling [1]) und der Oberstallmeister Graf Karl Gottlob von Beichling. Auch soll damals die denselben nahestehende Geheimräthin Baronesse Luise von Rechenberg auf dem Königstein gewesen sein. Gewiß ist, daß der Geheimrath Kurt Heinrich von Einsiedel gleichzeitig mit den Beichlings auf den Königstein kam, den er schon 1700 heimgesucht hatte. Er kam jedoch früher, als Jene, schon im December 1707, in Freiheit. Noch wegen der Gräfin von Rochlitz kam am 25. April 1703 der Hof- und Justitienrath Georg Gottlieb Ritter bis zum 1. Februar 1709 auf die Festung. Am 21. August 1706 erschien „ein Herr mit drei Dienern", welcher bis zum 12. Sept. 1707 blieb, und nach einer Angabe der königliche Leibarzt Dr. Erndel, nach Gretschel's bewährter Ansicht aber der bekannte Erfinder des Porzellans, Böttcher, war. Die höchststehenden Gäste hatte der Königstein, vom 25. Aug. bis 17. Dec. 1706, in den Prinzen Jacob und Constantin Sobiesky, welche nebst zwei Geistlichen und zwei Kammerdienern, von Leipzig, wo sie auf der Pleißenburg gesessen hatten, auf den Königstein gebracht und daselbst auf der Kellerei einquartiert wurden. Ihre Freiheit erhielten sie gegen ausgestellten Revers wieder, wenn auch nicht durch diesen, sondern durch die Siege der Schweden. Während ihres Aufenthaltes auf dem Königstein bekamen sie wöchentlich 80 Thlr. aus der Rentkammer, außerdem das Wildpret und monatlich einen Eimer Ungarwein.

Ihnen folgte der Appellationsrath und leipziger Bürgermeister, Dr. Franz Konrad Romanus, der am 5. Sept. 1706 vom Sonnenstein gebracht wurde und — 40 Jahre

1) Ueber ihn künftig einmal.

auf der Johann-Georgenburg saß, wo er am 14. Mai 1746 gestorben ist. Er hatte sich allerdings die Verlängerung seiner Haft auf der Festung selbst zugezogen, während er ursprünglich wohl als eine Creatur Beichling's dem Schicksale seines Gönners gefolgt war. Romanus war der Stadt Leipzig durch Beichling's Intriguen und einen königlichen Specialbefehl zum Bürgermeister aufgedrungen worden, als welcher er sich gegen oben servil, außerdem prunksüchtig und verschwenderisch und vielfach untreu erwies. Er ging so weit, falsche Schuldscheine des Raths auszustellen, und soll dergleichen, nach der Aussage seines Bedienten Braun, nur allein im Jahre 1704 im Betrage von 100,000 Thlr. gefertigt haben. Einer lautete auf nicht weniger als 53,333 Thlr. 16 Gr. Auch ward er der Unterschlagung von Depositen beschuldigt. Er ward aber nicht wegen solcher Fälschungen und Unterschleife, sondern als Staatsverbrecher am 16. Januar 1705 verhaftet und auf die Pleißenburg gebracht, von wo er erst (23. Jan.) auf den Sonnenstein und dann auf den Königstein kam. Hier soll er nun mit Böttcher, der aber eine Kundschafterrolle gespielt haben mag, Beichling, Patkul und Andern einen Fluchtplan geschmiedet haben, der auch mit Staatsumwälzungsplänen verbunden gewesen sei. Böttcher habe dies verrathen, und da Romanus der Rädelsführer gewesen sei, auch den König persönlich dabei beleidigt habe, so sei er nicht mit den Beichlings begnadigt worden, sondern habe seine Tage auf der Festung beschließen müssen. Er erhielt sich anfangs aus eignen Mitteln, bekam aber später eine monatliche Pension von 25 (oder 28) Thlrn. — Vom 9. Sept. 1706 bis zum Mai 1707 war der berühmte Patkul auf dem Königstein.

Wegen des altranstädter Friedens kamen am 21. Ja-

nuar 1709 der Bruder jenes Romanus, Franz Philipp (?), ferner am 17. Juli 1708 der Geheime Rath Johann Friedrich von Eckhardt, am 10. August 1709 der Geheime Referendar Ernst von Pfingsten und der Präsident Anton Albrecht Freiherr von Imhoff auf den Königstein. Diese Dreie hatten vorher auf dem Sonnenstein gesessen. Eckhardt wurde schon am 12. August 1709 wieder in Freiheit gesetzt. Dagegen wurde Pfingsten und Imhoff der Proceß gemacht. Hatten sie auch nach unbedingter Vollmacht und unter königlicher Genehmigung gehandelt, so hatten sie doch jedenfalls darin gefehlt, daß sie, ihrer Instruction zuwider, das geheime Consilium umgangen hatten, scheinen auch überhaupt etwas übereilt zum Abschluß geschritten zu sein und dann sich Verhehlungen gegen den König erlaubt zu haben [1]). Wesentlich anders hätte der Friede schwerlich ausfallen können. Verhaftet wurden sie schon im Mai 1707. Das Urtel wurde von einer gemischten Commission dazu verordneter Rechtsgelehrten, aus der Juristenfacultät zu Leipzig, dem Schöppenstuhle zu Leipzig und der Juristenfacultät zu Wittenberg, gesprochen [2]). Es lautete gegen Imhoff auf ewiges Gefängniß und Einziehung seiner Lehnsgüter, gegen Pfingsten erst auf Tod, dann auf „andere nachdrückliche Strafe". Imhoff, der aus einer

1) Eine gründliche Darlegung des Falles siehe bei Gretschel, Geschichte des sächsischen Volkes und Staates, II. 553—55.

2) Wenigstens war das bei dem uns vorliegenden Urtel gegen Pfingsten der Fall, was am 11. Juli 1713 zu Dresden gesprochen wurde. Dieses unterschrieben aus der leipziger Facultät Dr. Friedrich Philipp, Dr. Georg Quirin Pockel, Dr. Christoph Schreiter, Dr. Gottlieb Gerhard Titius, aus dem Schöppenstuhl Dr. Quirin Hartmann Schacher, Dr. Christian Gottfried Franckenstein, aus der wittenberger Facultät Dr. Georg Beyer, Dr. Michael Heinrich Griebner, Dr. Johann Paul Schröter.

nürnberger und augsburger Patrizierfamilie stammte und erst 1702 aus braunschweigischen Diensten in sächsische kam, muß gute Fürsprecher gehabt haben, indem seine Strafe erst auf zehnjähriges Gefängniß gemildert, dann durch Decret von 1713 in eine Geldbuße von 40,000 Thlrn. verwandelt und dabei zugleich erklärt wurde, er habe nur aus Irrthum oder Versehen gefehlt, und seine Ehre sei ihm weder genommen, noch gekränkt. Dennoch knüpft sich noch eine dunkle Geschichte an ihn. Er soll am 5. Juni 1715 zu Dresden an einem Blutsturz gestorben sein. Nun heißt es aber, man habe bei einer zu Hohenprießnitz bei Eilenburg, welches Imhoff gehört hatte, 1793 vorgenommenen Eröffnung und Besichtigung der Begräbnisse, den Hals des Anton Albrecht von Imhoff abgetrennt und mittelst eines goldenen Drahtes befestigt gefunden [1]). Pfingsten mußte auf dem Königstein bleiben, bis er am 21. Nov. 1735 starb. Ueber des Romanus ferneres Schicksal ist uns nichts bekannt worden.

Am 4. April 1711 wurde der Kammerherr Johann Friedrich von Wolframsdorf, den man für den Verfasser der, neben manchen Wahrheiten doch auch sehr viel reine Medisance und Uebertreibung enthaltenden Schrift: «Sur la cour de Dresde», hielt, von der Bergveste Stolpen auf den Königstein gebracht, den er am 18. Juli 1712 mit dem Sonnenstein vertauschte. Am 1. August 1712 kam das erste Beispiel eines, liederlicher Aufführung wegen, von seiner Familie auf den Königstein Gebrach-

1) Vertraute Briefe eines schwedischen Offiziers an seinen Freund in Wien (Görlitz, 1811, 2 Thle.) I. 187. Der General Senf von Pilsach, dessen Gemahlin eine Schwester der Gräfin Hohenthal zu Hohenprießnitz war, soll dasselbe erzählt haben. — Die Imhoffs waren ein altes nürnberger Patriziergeschlecht, dessen Abkommen aber weit in der Welt umhergeworfen worden sind und mancherlei Schicksalswechsel erfahren haben.

ten in der Person des Lieutenant Böttcher vor, dessen Unterhalt sein Bruder bestritt und der am 11. Juli 1714 wieder entlassen wurde. — Fürst Stanislaus Jablonowski, der vom 22. August 1713 bis 10. Febr. 1717 auf der Kellerei saß und sich aus eignen Mitteln erhielt, ward als ein Herr Palatin aus Rußland bezeichnet, und hatte einen Secretair Woycrinski und sechs Bedienten bei sich. 1715 findet sich ein schwedischer Offizier Jonas Adolph Wetterströhm, der in Köln verhaftet, von da durch einen sächsischen Major abgeholt und zunächst auf den Sonnenstein gebracht worden war. Vom 30. Oct. 1717 bis zum October 1719 saß der durch Kriegsrechtsspruch zu sechsjährigem Arrest verurtheilte Generalmajor von Seydlitz, nebst zwei Bedienten, auf dem Königstein, erhielt sich ex propriis und hatte, vor seiner Entlassung, 1352 Thlr. 5 Gr. ⅔ Pf. Gerichtskosten zu bezahlen. Am 23. Sept. 1718 wurde ein weimarischer Resident zu Dresden, Lehmann, der auf Requisition des preußischen Kammerraths Katt verhaftet worden war, auf den Königstein gebracht, wo er bis zum 21. Juni 1719 blieb. Am 18. August 1719 kam der bekannte Alchymist Baron Klettenberg, der dann am 1. März 1720, wegen einer zu Frankfurt a. M. begangenen Mordthat, nach einem vom dortigen Rathe gefällten Urtel, enthauptet wurde. Er hatte zweimal die Flucht versucht. Mit seiner Goldmacherei scheint auch die Festungshaft des Medailleurs Höfler und des Johann Friedrich Klemm nebst zwei Consorten zusammengehangen zu haben, welche gleichzeitig auf dem Königstein saßen. Aus uns unbekannten Ursachen finden wir in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts einen merseburger Haushofmeister Hülle (6. Juni bis September 1720), welcher erst auf der Pleißenburg gesessen, den gleichfalls von Leipzig eingebrach-

ten Andreas de Parl (10. Mai 1723 bis 8. Jan. 1726), dann einen angeblichen französischen Admiral, de St. Hilaire, welcher fast elf Jahre (5. August 1724 bis 31. Mai 1735) und bis an seinen Tod auf dem Königstein schmachten mußte, nebst seinem Kammerdiener Stenndorf, auf der Festung. Der Gardecapitain de Serand, der am 24. Nov. 1725 auf den Königstein kam, aber schon am 24. Jan. 1726, nach geleisteter Urphede, entlassen ward, war in die Gyldenstein'sche Affaire verwickelt. Ein anderer Gardecapitain, von Palazow, saß, und zwar auf Ansuchen seines Vaters, wegen Wechselschulden, vom 4. Dec. 1725 bis 7. Sept. 1726, und Gleiches war schon 1724 einem Johann Georg Haubold Vitzthum von Eckstädt begegnet, für dessen Verpflegung seine Mutter sorgte. Melancholie wird als die Ursache angegeben, warum der Ingenieurcapitain Johann Christian Steinkirch von 1730 an, wo er vom Sonnenstein herübergebracht wurde, bis zu seinem Tode (4. Febr. 1755), also ein Vierteljahrhundert lang, auf dem Königstein lebte. Aus unbekannten Ursachen erscheint der Kammerherr und Hofrath Christian Heinrich Graf von Watzdorff, ein Sohn des seiner Zeit mächtigen Cabinetsministers Grafen Christoph Heinrich von Watzdorff (geb. 3. Oct. 1670, 1719 Reichsgraf, † 3. Jan. 1729), vom 5. April 1733 an auf dem Königstein, wo er bis zu seinem Tode (20. Juni 1747) geblieben ist, sich aus eigenen Mitteln erhielt und standesmäßig beerdigt wurde[1]). Die Geschichte des Grafen Karl Heinrich von Hoym, der am 22. December 1734

1) Er war früher Geschäftsträger zu Florenz und Parma gewesen, übrigens schon 1731 „wegen ungebührlichen Benehmens" gegen den Kanzler von Bünau aus der Landesregierung entlassen worden. Verschiedene Vergehen sollen ihm lebenslängliche Haft zugezogen haben.

ankam, und sich am 22. April 1736 erhängte, behandeln wir besonders. Nur vier Monate dagegen (19. Nov. 1739 bis 16. März 1740) war der Kammerjunker Baron von Mirbach, nebst zwei Bedienten, oben, und wurde während dieser Zeit an der Tafel des Commandanten gespeist. Um dieselbe Zeit ist ein Johann Daniel von Trützschler, von dem wir nichts Näheres wissen, auf dem Königstein gewesen. Ferner vom 2. Oct. 1742 bis 2. April 1743 ein schwedischer Oberster von Bohna, nebst einem Bedienten. Der Oberst mußte vor seiner Entlassung eidlich geloben, nicht wieder nach Sachsen zu kommen, und wurde durch einen Gardelieutenant an die Grenze gebracht. Sein Nachfolger auf dem Königstein war ein Lieutenant derselben Leibgrenadiergarde, August François de Brais, der „wegen übler Aufführung" vom 25. April 1745 bis 21. Sept. 1746 auf dem Königstein war, sein halbes Tractement erhielt, bei einem Lieutenant im Quartier lag, vom Königstein aber auf die Pleißenburg versetzt ward. Am 9. Mai 1746 kam François Graf von Rochefort, ein Infanterielieutenant, „wegen unanständiger Conduite und höchst strafbaren Excesses zu einjährigem Festungsarrest condemnirt", auf die Festung, erhielt sich aus eignen Mitteln und ward nach 8½ Monaten wieder zum Regimente gewiesen. Fünf Jahr neun Monate dagegen (20. Sept. 1746 bis 2. Juni 1752) war ein Ingenieurlieutenant Tittmann oben, der aber auch nicht blos Schulden gemacht hatte, sondern zugleich an „melancholischen Anfällen" litt. Nun kommen zwei Franzosen, beide wegen „gefertigter Pasquille und Satyren" auf die Festung geschickt. Louis Henri de Gouvêst, der bei dem Feldmarschall Grafen Rutowski [1]) in Diensten gewesen, kam

1) Bd. I. S. 198.

am 12. Juli 1747 auf den Königstein und wurde am 20. März 1752 durch einen katholischen Feldkaplan wieder abgeholt. Alexander Durand de Servigni, der allerdings erst am 23. Dec. 1749 auf den Königstein kam, mag doch vielleicht mit dem Erstern zusammengehangen haben, denn er hatte vorher schon zwei Jahre, also schon seit demselben Jahre 1747, wo Gouvêst verhaftet wurde, auf dem Sonnenstein gesessen. Sein Schicksal war trauriger. Ein Fluchtversuch, den er am 19. Aug. machte, mislang. Er wollte sich von der Festung herunterlassen, fiel aber auf einen Stein und blieb liegen. Er erlangte seine Freiheit im Leben nicht wieder, sondern starb auf dem Königstein (23. April 1757), nachdem er über sieben Jahre dessen Bewohner gewesen.

Die Einzigen, denen die Flucht vom Königstein gelungen ist, waren zwei Porzellanmaler, Johann Georg Heinze und Johann Gottlob Mehlhorn, von denen Jener im Januar 1748, dieser im März 1749 dorthin „in sichere Verwahrung gegeben" worden waren und mit Porzellanmalen beschäftigt wurden. Beide ließen sich am 26. April 1750 durch die Friedrichsburg herunter und entkamen.

Ebenfalls 1748 kam ein Cornet Philipp Kaspar Fritzsche, wegen in der Trunkenheit verübter Tödtung des Hoflaquais Böhme, auf die Festung, wurde von seinen Verwandten erhalten, aber schon am 1. Sept. 1749 entlassen und „zur Schonung seiner weitern Fortune" mit einem Regimentsabschiede versehen. — Es kommen nun zunächst Mehrere, die wegen Schulden und „übler Conduite" dem Königstein anvertraut wurden. Ein Lieutenant Baron Laurentius von Beneda de Netzky (24. Mai 1750 bis 22. März 1752), den seine Tante, die Gräfin von Bellegarde, unterhielt. Derselbe scheint vom Mili-

tair entlassen oder degradirt worden zu sein, hat Musketierdienste auf der Festung verrichtet, später desertiren wollen, und erscheint vom 7. Sept. bis 28. Sept. 1763 wieder als Gefangener, wo er von der Gräfin monatlich 4 Thlr. erhielt. Dann ward er wieder zur Compagnie abgegeben. Ein Stückjunker Johann August Heerwagen, der am 20. Dec. 1750, nachdem er „wegen vieler höchst strafbarer Verbrechen" cassirt worden, auf die Festung kam, wo ihn seine Mutter, die Kammerräthin Hausius, unterhielt, und der anfangs bei Wasser und Brot saß, muß doch bei dieser Cur sehr bald Besserung wenigstens versprochen haben, denn er kam nicht nur schon am 16. August 1751 wieder los, sondern wurde auch wieder als Stückjunker angenommen. Allein schon am 12. Mai 1755 kommt er wieder auf den Königstein, immer noch als Stückjunker, und zwar als aggregirter, und diesmal wegen incorrigibler Lebensart. Die Mutter gibt ihm monatlich 18 Thlr., wovon er täglich 4 Gr. zum Taschengeld erhält. Er verläßt aber den Königstein am 2. Sept. 1756 nur, um ihn mit dem Sonnenstein zu vertauschen. Wir werden später auch den Mann dieser Hausius auf der Festung finden. Blos Schulden halber war Emanuel Graf von Kolowrath, nebst seinem Geistlichen, zwei Kammerdienern und zwei Bedienten, vom 20. Jan. bis 2. Juni 1751, auf der Festung, wo die Gräfin von Brühl für seinen Unterhalt sorgte. Es wird dies Emanuel Franz Graf von Kolowrath-Krakowski gewesen sein, der Sohn des sächsischen Gesandten in Madrid [1]). Derselbe war allerdings sächsischer Kammerherr und bis 1755 Oberstlieutenant, heirathete 1760 und erhielt 1766 die Majoratsgüter. Die Gräfin Brühl [2]) war seines Vaters

1) Th. I. S. 338.

2) Francisca Maria Anna, Tochter des Grafen Maximilian Nor-

Stiefschwester. Länger mußte ein anderer junger Herr aus vornehmer Familie, „wegen übler Conduite“, sich mit seiner Besserung beschäftigen: Christian Traugott, Graf von Holtzendorff, der Sohn des Oberconsistorialpräsidenten [1]). Er war Fähndrich bei einem Dragonerregimente, kam am 2. Sept. 1752 auf den Königstein, wo sein Vater seinen Unterhalt bestritt, und ward am 29. Aug. 1754 wieder entlassen, aber zu einem Infanterieregimente versetzt. Ueber sein weiteres Schicksal haben wir nichts erfahren, als daß er als Fähndrich abgegangen zu sein scheint, und die Familie nicht von ihm, sondern von seinem Bruder fortgepflanzt wurde. Ebenfalls als Besserungsmittel wurde der Königstein gegen einen jungen Grafen Gottlob Wilhelm zu Solms auf Sköna angewendet, den sein Vater, ein sächsischer Kammerherr [2]), am 21. Sept. 1752, „wegen seines hartnäckigen Gemüthes“, auf die Festung bringen ließ, wo er sich aber in seinem Grolle verzehrt zu haben scheint und am 27. Juni 1756 gestorben ist. — Wegen unterschlagener Regimentsgelder und anderer Malversationen kam am 29. März 1753 der Oberst über ein Pulk tartarischer Hoffahnen, Heinrich Levin von der Osten, auf den

---

bert von Kolowrath-Krakowski und einer Freiin von Stain, welche Oberstlhofmeisterin der Königin Marie Josephe von Polen war, heirathete am 29. April 1734 den damaligen Freiherrn und seit 1737 Grafen Heinrich von Brühl, und starb am 11. Mai 1762 zu Warschau. Der Gesandte in Madrid war aus der ersten Ehe ihres Vaters mit einer Gräfin Würben.

1) Th. I. S. 307.

2) Es war dies Graf Adolph Ludwig (geb. 22. August 1706 † 16. Oct. 1760). In der Familie scheinen auch sonst Zerwürfnisse bestanden zu haben. Die Mutter unsers Inhaftirten, eine von Thümen, ward am 13. Nov. 1751, also kurz vor jenem Vorgange, geschieden, und vermählte sich 1752 anderweit. Die Linie ist im Mannsstamme ausgestorben.

Königstein, ward aber am 2. Sept. 1756 auf den Sonnenstein versetzt. Dagegen ward der Capitain Peter Ernst L'Hermet, Baron du Cailau, der, „wegen geführten schändlichen Lebenswandels", statt der Vollstreckung des wider ihn in puncto adulterii et blasphemiarum gefällten Urtels auf bestimmte Zeit zum Arrest condemnirt wurde, und am 29. März 1753 auf die Festung kam, wo ihn seine Mutter, eine Generalmajorswitwe, erhielt, schon am 29. Januar 1754 in Freiheit gesetzt. — Dann kommen (1754) zwei desertirte Cadetten, Hans Ludwig Christian von Roebel und Christoph Karl von Zedtwitz, welche einen zweimonatlichen Arrest verbüßten.

Es muß eine lockere Zeit gewesen sein. 1755 und Anfangs 1756 finden wir wieder vier junge Officiers, die wegen unordentlichen Lebenswandels auf den Königstein kommen: vom 18. Februar bis 18. October 1755 den Gardecapitain Raymund Moritz d'Elbée, von seinem Vater unterhalten, und nachmals vom Regimente dimittirt; vom 26. Februar — 29. December 1755 den Stückjunker Karl Gottlieb Abels, von seinem Vater, einem Kriegsrath und Gouvernementssecretair, erhalten, und wieder zum Corps entlassen; dann den schon besprochenen Stückjunker Heerwagen; endlich einen Capitain Baron von Feulner, eines Kammerherrn Sohn, der ihn auch vom 28. Januar 1756 erhält. Am 2. September 1756 wurde er auf den Sonnenstein translocirt. Dasselbe widerfuhr am 2. September 1756 dem Cürassierlieutenant August Adolph Schöps v. Löweneck, der am 10. Juli 1755, aber wegen „verschiedener Vergehungen wider die hohen Collegia", also wahrscheinlich als „Raisonneur" auf den Königstein kam und eine kleine Pension erhielt. Daß am 2. September 1756 drei Gefangene auf den Sonnenstein versetzt wurden, mag übrigens

seinen Grund in den damaligen Kriegsverhältnissen gehabt haben; denn am 1. October wurde die Besatzung beträchtlich verstärkt, und vom 13—20. October war der Hof oben. Dagegen ward der wichtigste politische Gefangene, den man damals hatte, Alexander Ludwig Macphail, Baron von Bishopsfield, gerade am 12. October 1756, wohl mehrerer Sicherheit halber, vom Sonnenstein auf den Königstein versetzt, wo er am 22. Juli 1758 gestorben ist. Derselbe gehörte zu den vielen Abenteurern und Projectmachern, mit denen sich Brühl umringte, und hatte eine Rentenlotterie auf die Bahn gebracht, die an der gesunden Einsicht des Publicums scheiterte. Auch die Stände, welche ihn durch eine Commission über seine Pläne vernehmen ließen, erkannten das Abenteuerliche seines Planes, und am Schlusse des Landtags 1749 wurde er, mit seinem Gehilfen, dem Brühl'schen Secretair Seyfert, verhaftet, Bischopfield auch schon am 13. September 1749 auf den Sonnenstein geschafft. Was dagegen der Tafeldecker des Cabinetsministers Grafen von Rex[1]), Johann Traugott Petzoldt, versehen, der am 7. Februar 1760 auf den Königstein gebracht und am 28. Mai 1762 wieder entlassen, während dieser Zeit aber von der Frau Gräfin[2]) erhalten wurde, wissen wir nicht. Er saß auf der selten bewohnten Crellenburg. Ebenso bleibt uns das Schicksal des Geheimen Commercienrathes Gotthilf Wernicke, welcher am 16. Januar 1762, „wegen seines ungeziemenden und dem gethanen Angelöbnisse zuwiderlaufenden Betragens", auf den Königstein gebracht, am 8. August 1762 aber

1) Th. I. S. 286.

2) Johanna Sophie geb. Freiin von Meusebach, geb. 19. December 1711, verm. 20. Januar 1729, 1768 Witwe, † 22. Juli 1776.

nach Weichselmünde bei Danzig versetzt wurde, umsomehr ein Räthsel, als er monatlich 200 Thlr. aus der königlichen Reisekasse erhielt. Am 21. Mai 1763 kommt wieder ein Arcanist der Porzellanmanufactur, Daniel Gottlieb Schertel, der vielleicht das Arcanum verrathen, auf den Königstein, wird aus der Manufacturkasse erhalten, aber schon am 25. Mai 1764 wieder nach Meißen entlassen.

Es kommen hierauf (1763) der wegen Landesverrätherei verhaftete Menzel und sein Gehilfe Erfurth, über die wir besonders handeln. — Seit dem 24. September 1764 findet sich in den Listen ein unbekannter Variani, der sich aber vom 8. September 1767 an als Johann Friedrich Hertzer, Sousdirector der Cleviſchen Lotterie und Assessor der Landes-Commission, decouvrirt und am 21. Mai 1770, nach geleisteter Urphede, mit einem Reisegelde über die Grenze gebracht wird. — Adam Philipp von Adlerstein, gewesener Officier, Sohn des Obersten und Commandanten der Pleißenburg, wird am 28. September 1765, auf Ansuchen seines Vaters, „wegen höchst dissoluten Lebenswandels", auf die Festung, und dann am 30. August 1767 durch den Pater Pierner nach Prag in Versorgung gebracht. Anton Karl von Bülow hatte als Lieutenant mit Capitainscharakter bei der Festungsgarnison gestanden, war aber, wegen 2½jährigen Außenbleibens ohne Urlaub, contrahirter Schulden, auch unanständiger Conduite, cassirt worden, und ward nun, auf Ansuchen seiner Familie, vom 25. März 1766 bis zum 18. Juni 1774 in Haft gehalten, dann aber, auf gleiches Ansuchen, entlassen. Am 2. Januar 1767 erscheint der Gatte der milden Mutter des Stückjunkers Heerwagen, der Kammer- und Bergrath Johann Friedrich Hausius, der seines Amtes entsetzt und

zu sechsjähriger Festungshaft verurtheilt wurde. Er hatte einen Bedienten mit und erhielt sich aus eignen Mitteln, erlangte auch schon am 6. August 1768, gegen Erlegung von 150 Thlrn., Erlaß der übrigen Strafzeit. — Ein Liebeshandel scheint dem nur 14tägigen (2 — 15. April 1769) Arreste des Artillerielieutenants Johann Georg Karl Rouvroy zu Grunde gelegen zu haben. Denn er war wegen Entfernung vom Corps außer Landes und heimlicher Verheirathung zu vierwöchentlichem Arrest verurtheilt. — Unbekannte Ursachen hielten den kursächsischen Secretair Gotthelf Balthasar Hübler vom 18. März 1768 — 27. August 1777, wo er Urphede leistete, auf der Festung. — Wegen Ehebruchs verbüßte der Ingenieurlieutenant Johann Georg Vogel, vom 10. December 1768 — 21. Februar 1769, eine sechswöchentliche Arreststrafe und kam dann zum Corps zurück. Wegen vernachlässigter Subordination war der Lieutenant Ernst Ludwig von Winzingerode vom 25. Januar — 31. December 1770 oben, und ward dann zu einem andern Regimente versetzt. — In demselben Jahre büßten vom 6. Juni an vier Cadetten 6 Wochen lang „verübte große Excesse" ab, und zwar mußten Johann August v. Kron und Gustav Christoph Baron von Imhoff davon 3 Wochen, Christoph Gottlob Christian von Bomsdorf 14 Tage und Christian Friedrich von Reichardt 8 Tage bei Wasser und Brot sitzen. — Der gewesene Garderittmeister Georg Ludwig von Zeutsch, Sohn eines verstorbenen Generallieutenants, war „wegen verschiedener Vergehungen" entlassen worden, und büßte vom 3. April — 18. Juli 1771, wobei ihn seine Mutter erhielt. Ebenfalls wegen „verschiedener Vergehungen, auch doppelt ausgestellter Tractamentsquittungen", war der Oberst und Gouvernementsadjutant August de l'Estocq, vom 5. No-

vember 1771 — 30. Nov. 1772, oben, erhielt übrigens monatlich 50 Thlr. Pension. Später wurde ihm Barby zum Aufenthalt angewiesen. Wegen wiederholter Herausforderung seines Bruders war der Lieutenant Dankegott Friedrich von Obernitz zu 1 Jahr Gefängniß verurtheilt, welche Strafe er vom 19. Februar 1773 — 18. Februar 1774 verbüßte, und dann, nach geleisteter eidlicher Caution, wieder zum Regimente entlassen wurde. Er muß aber später außer Dienst gekommen sein und fiel im einjährigen Kriege in Verdacht der Spionerie (s. unten). Ebenfalls gegen das Duellmandat hatte sich der Kammerherr und Oberforstmeister Johann August von Kötteritz vergangen und kam deshalb am 24. Juli 1774 auf die Festung, die er jedoch, Krankheits halber, schon am 12. September wieder verließ. Wegen Verwirrung des Verstandes ward der Lieutenant Otto Wilhelm von Brincken, ein Kurländer, am 30. April 1775 zum Gewahrsam auf den Königstein gebracht und von seinem Vater erhalten, am 9. Januar 1777 aber nach Waldheim versetzt. — Der Lieutenant Julius Ferdinand Erdmann von Posern war, wegen Vergehungen und schriftlicher Calumnien gegen das Appellationsgericht, mit viermonatlichem Gefängniß belegt worden, die er vom 25. Juni — 25. October 1775 auf der Festung verbüßte. Die Juristen müssen ihm aber einen unversöhnlichen Groll bereitet haben; denn wenig über ein Jahr nachher, am 30. November 1776, erscheint er, „wegen wiederholter Vergehung gegen das Appellationsgericht", wieder auf dem Königstein, und ist, jedoch mit Pension, dimittirt worden. Er blieb diesmal fast 1½ Jahr auf der Festung, bis zum 9. Mai 1778, und erhielt dann die Stadt Waldheim zum Aufenthalt angewiesen. — Ein Stabscapitain Joachim Franz von Mergelbach wurde am 3. Au-

guſt 1775, „wegen angeblicher Schwermuth", auf den Königſtein in Verwahrung gebracht, am 5. Januar 1776 aber, auf ſein Bitten, unter der Bedingung entlaſſen, ſich im Städtchen Königſtein aufzuhalten und aller 14 Tage auf der Feſtung zu melden. Er war penſionirt worden. — Wegen einer in Regimentsangelegenheiten vorgefallenen Duellprovocation waren der Oberſt Johann Gottlieb von Bülow und der Oberſtlieutenant Chriſtian Auguſt von Bilſingsleben, beide vom Brenkenhof'ſchen Cüraſſierregimente, zu achtmonatlicher Haft und Verluſt der Charge verurtheilt. Sie traten ihre Strafzeit resp. am 3. und 1. Auguſt 1775 an, wurden aber ſchon am 25. December, nach geleiſtetem Handgelöbniß, das Hoflager und den Regimentsbezirk meiden zu wollen, entlaſſen.

1776 und Anfangs 1777 erſcheint der im erſten Bande beſprochene Marquis d'Agdolo, nebſt dem in dieſelbe Sache verwickelten Heewald und der Gozza, auf dem Königſtein, der Erſtere, um daſelbſt ſein ferneres Leben zuzubringen. — Dann bringt der Krieg des Jahres 1778 zwei oder drei Spione oder Halbſpione. Vom 2—22. Juni iſt ein Graf von Kaiſersmark (?), wegen Verdachtes in dieſem Kriege geführter Correſpondenz, in Haft. Ferner wurden zwei des Spionirens Verdächtige: ein Vagabond Johann Gottlob Fiſcher (ſeit dem 12. September), und ein geweſener ſächſiſcher Lieutenant, Dankegott Friedrich von Obernitz, letzterer ſchon oben erwähnt, am 11. Februar 1779 auf die Feſtung gebracht, bis zum 29. und 30. Mai 1779 verwahrt, nach hergeſtelltem Frieden aber freigegeben. — Wegen verſchiedener ſubordinationswidrigen Vergehungen verbüßte der Stabsrittmeiſter Karl Friedrich von Schlegel, vom 30. November 1780 — 1. Februar 1781, einen zweimo-

natlichen Arrest, kam aber schon am 20. Juni 1782 aus gleichem Grunde wieder, wo er bis zum 19. Sept. aushalten mußte und dann in Pension gesetzt wurde, die er in Dobrilugk verzehren sollte. Auf vier Monate (16. September — 16. Januar 1785) erstreckte sich der Strafarrest des Hauptmanns August von Weißenbach, „wegen übler Bewirthung der Compagnie und andrer Vergehungen". Er wurde pensionirt. Eine räthselhafte Erscheinung war ein angeblich königlich schwedischer Historiographus von Simmingsköld, welcher am 29. August 1785 auf den Königstein kam, um dort bis an seinen Tod (30. März 1796) zu bleiben. Der Unterhalt für ihn, täglich 1 Thlr., wurde aus dem auswärtigen Departement bestritten[1]). — Der gewesene Lieutenant Ferdinand Hugo Freiherr von Hausen hatte den dimittirten Haupt-

1) Dieser Simmingsköld war ursprünglich ein Gelegenheitsreimer, wußte sich aber Gönner zu machen, erhielt den Titel Lagmann und Ordenshistoriograph und lebte viel mit Vornehmen, endigte aber damit, daß er falsche Verschreibungen im Namen seiner Gönner, des Reichsrathes Karl Scheffer, des Baron Alströmer und anderer reicher Personen ausfertigte, und als der Betrug entdeckt ward, einen Bankerott von mehreren Tonnen Goldes machte. Seine frühern Connexionen halfen ihm, mit einem falschen Passe, aus dem Reiche. Er ward zunächst zu Verlust seiner Orden und seines Adels verurtheilt. (Geijer, des Königs Gustav III. nachgelassene Papiere, III., 2. S. 86—87.) Der König aber vermittelte auch weiter, als er erfuhr, daß Simmingsköld sich in Sachsen aufhielt, dessen Verhaftung und Unterbringung auf den Königstein. Er wendete sich deshalb an den damaligen sächsischen Gesandten in Stockholm, den nachherigen Minister Grafen Friedrich Wilhelm August von Bose (geb. 9. Januar 1753 † 9. September 1810) und beauftragte diesen, in der Sache unmittelbar an den Kurfürsten und nicht an den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Stutterheim zu berichten, was Bose auch that. Der Kurfürst sprach aber doch mit Stutterheim über die Sache, und dieser trug Bose die Umgehung lange Zeit nach. Die Unterredung des Königs mit Bose erfolgte nicht lange vor der Abreise des Letzteren aus Schweden, welche im Herbste des Jahres 1785 stattfand.

mann von Eberstein gefordert, und büßte dafür mit einjährigem Arrest, vom 5. Februar 1786 — 4. Februar 1787. — Eine Genugthuung für den Bürgerstand mag es gewesen sein, daß der Kammerherr und Oberforstmeister Johann August Gottlob von Nostitz und der Fähndrich Moritz Christian Wilhelm von Wilke, wegen thätlicher Beleidigung des Dr. Med. Weiz[1]) zu Naumburg, auf den Königstein kamen (16. August 1786). Der Zweite scheint minder gravirt gewesen zu sein; denn er wurde schon am 26. December wieder zum Regiment (Xaver) gesetzt. Der Erstere dagegen mußte nicht nur etwas länger aushalten (bis zum 15. Januar 1787), sondern wurde auch da nur wegen eines krebsartigen Schadens an der Zunge in die Cur entlassen. Der Kammerherr und Gardemajor Graf Karl Ludwig von Baudissin (geb. 21. August 1756) hatte einen von Gersdorf im Duell entleibt. Sein Secundant war der Gardemajor Max Heinrich von Thiele, Gersdorf's Secundant der Gardelieutenant Christian August von Loeben gewesen. Alle drei kamen am 27. Juni 1787 auf den Königstein, wo der Graf bis zum 27. December, die beiden andern nur bis zum 27. October blieben. Der Graf und sein Se-

---

1) Der Grund der Mishandlung war ein merkwürdiger. Der von Nostitz (geb. 24. Mai 1741 † 6. Mai 1810) hatte mit seiner Gemahlin, Christiane Charlotte von Carlowitz, eine Tochter erzeugt, welche 1775 geboren war und 1785 starb, nachdem sie einige Monate vorher im Kindbette gewesen war. Diesen außerordentlichen Vorfall hatte der Dr. Weiz veröffentlicht. S. Schlözer's Staatsanzeigen, XI. 325—7. Der Sohn jenes Nostitz war der nachherige Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, zuletzt russischer Generallieutenant Johann Georg Karl von Nostitz (geb. 10. Juni 1781 † 1838), über welchen die Schrift: Aus Karl von Nostitz Leben und Briefwechsel (Dresden und Leipzig, 1848.) Interessantes bringt. Die Ehe der Eltern wurde bald nach dem Tode der Tochter geschieden.

undant erhielten den Abschied[1]). 1788 hatte ein gro-
er Excess mit einem Rittmeister Fuchs von der Garde
u Corps stattgefunden, wegen dessen fünf Officiere die-
er Truppe auf den Königstein kamen. Am schwersten
etheiligt war darunter ein Lieutenant Abraham Hein-
ich August von Rabenau, welcher den Rittmeister mit
em Stocke gemishandelt hatte. Derselbe wurde zu
weijährigem Arrest verurtheilt, den er am 24. Juli 1789
ntrat. Am 9. März 1791 ward ihm der Rest seiner
Strafe erlassen; er ward aber vom Corps dimittirt.
Dagegen wurden die Lieutenants Karl August von Loe-
en, ein Bruder des oben genannten Secundanten, Mi-
hael von Brown, Dietrich August von Tümpling und
Karl Franz von Plessen, nachdem sie am 29. December
.788, Brown erst am 23. Februar 1789 auf die Festung
ekommen, am 6. October 1789 wieder zu ihrem Corps
ntlassen.

Vom September 1790 an erhält der Königstein eine
tarke Bevölkerung durch die auf Anlaß der Bauernun-
uhen verhafteten Bauern[2]). Es kamen derselben 34 auf
ie Festung, wo sie zum Theil geschlossen (16), zum
Theil als Baugefangene eingeschmiedet (6), zum Theil
uch ungefesselt zur Arbeit angehalten wurden (12).
Sie erhielten täglich 3 Pfund Brod und Salz, sowie
ie Hemden und Schuhe vom Proviantverwalter gelie-
ert. Die längste Haft dauerte 7 Monate (— 14.
pril 1791) und traf einen Häusler Johann Georg
Brandner aus Nößchen bei Nossen, welches Gut einem
Advocat Herrmann gehörte. Zwei mußten fünf Mo-

1) Der Graf starb als k. dän. Generallieutenant, Gouverneur
on Kopenhagen und Ordensmarschall am 1. März 1814.
2) S. Th. I. S. 218 fg.

nate zubringen (— 15. Februar 1791), nämlich ein Häuslerssohn Johann Gottlob Wachsmuth und ein Häusler Johann Georg Schubert, beide von Deutschenbora, einem Gute des Ministers von Ende. Johann Gottlob Teichmann, ein Hüfner aus dem, gleichfalls dem Advocat Herrmann gehörigen Maltitz, blieb, jedoch ungefesselt[1]), 4½ Monate (— 29. Januar 1791). Fünf blieben 4, fünf blieben 3, einer 2⅞, einer 2⅙, drei 2¼, einer 2⅛, eilf blieben 2, einer 1⅝, einer bloß 1 Monat auf der Festung. Sie waren von den Gütern des Advocat Herrmann, des Ministers von Ende, des Ministers Grafen Loß, des Obersten von Weißenbach, Kammerherrn von Zehmen, des Rittmeisters von Bomsdorf, des Grafen Einsiedel, des Herrn v. Plötz, des Baron Taube, und der Herrschaft Zabeltitz. Die Meisten waren aus den Gegenden um Nossen, Lommatsch, Meißen, Großenhain, Wenige aus der Gegend von Elsterwerda und von Chemnitz.

Nun kommen wieder andre Gefangene. Zuerst, am 29. December 1791, ein ehemaliger Cadett, nachheriger Unterofficier, Friedrich Adolph von Gersdorf, der, „wegen unanständiger Conduite und Leichtsinnigkeit", über drei Jahre (— 25. Jan. 1794) bei der Garnison als Gemeiner Dienst thun mußte, dabei aber von seiner Mutter, der Bergräthin Hötlich, monatlich 3 Thlr. erhielt. — Ein Cürassierlieutenant Johann August Heinrich von Frick hatte gegen einen schwarzburgischen Kanzler Thätlichkeiten verübt, wofür er vom 9. December 1792 —5. September 1793 büßte, und dann, nach geleisteter Urphede, den Abschied erhielt. — Dann kommt ein Kauf-

1) Die vorher Genannten waren geschlossen, und Brandner als Baugefangener eingeschmiedet.

mann, Benjamin Gotthelf Pflugbeil, den sein Vater, der Commercienrath Pflugbeil zu Chemnitz, „wegen übler Conduite und Leichtsinnigkeit", vom 27. October 1792 — 22. December 1796 als Gemeiner auf der Festung dienen ließ, wobei er monatlich 6 Thlr. 16 Gr. erhielt. Ein ehemaliger Capitain, Johann Friedrich August von Wolf, war, wegen Schulden und Desertion, vom 30. März 1795 — 1. November 1799 auf der Festung, worauf er nach Barby confinirt wurde. — Karl Friedrich Baron von Eberstein, Meiningenscher Geheimrath und Besitzer der sächsischen Rittergüter Gehofen und Zerbitz, kam, „wegen Vergehung", vom 27. December 1795 — 3. Juli 1796 auf die Festung, wo er sich aus eignen Mitteln erhielt, und mußte, vor seiner Entlassung, sein Geheimerathsdiplom zurückgeben. Wieder erscheint am 24. December 1796 ein weimarischer Kammerherr und Geheimer Kammerrath Franz Ludwig von Hendrich, der, „wegen des auf seinem Gute veranstalteten und vorgefallenen Excesses", jedoch nur 5 Wochen, den Königstein bewohnt. — Der ehemalige französische Oberst und Ludwigsritter Ludwig Karl Freiherr von Linsingen hatte den gothaischen Kammerherrn von Haack gefordert, und scheint in Leipzig verhaftet worden zu sein. Von dort kam er am 2. October 1800 auf den Königstein, den er am 12. Jan. 1801 wieder verließ. Ebenfalls wegen Vergehung wider das Duellmandat meldete sich, am 21. August 1801, der gewesene Cürassierlieutenant Graf Heinrich von Bünau, und blieb bis 15. Februar 1802. Diese alle erhielten sich aus eignen Mitteln. Das konnte der wegen Schulden auf die Festung gebrachte Stabscapitain Wilhelm Ferdinand Adolph von Teubern freilich nicht, der vom 5. August 1802 — 15. Januar 1803 auf dem Königstein war und dann mit Pension verab-

schiedet wurde. Schlimmeres hatte der gewesene Cürassierlieutenant Theodor Erdmann Leopold von Bissing verschuldet. Er büßte für Wechselfälschung vom 18. November 1802 — 1. August 1804. Derselbe ward am 17. December 1807 wieder eingebracht, und zwar vom Leipziger Rath und „wegen Gelderpressung im Lande". Hier erhielt er anfangs nur 1 Gr. täglich und 2 Pfund Brod, vom 1. December 1808 an 4 Gr., und wurde am 17. November 1811 nach Waldheim gebracht. — Nur wider das Duellmandat hatte sich der Jagdvolontair Johann Friedrich August Freiherr von Ende vergangen, der sich am 13. September 1804 auf der Festung meldete, wo er aus eignen Mitteln lebte, aber nur kurze Zeit geblieben zu sein scheint. Ebenfalls Duellsachen führten den Lieutenant der Cheveauxlegers, Ferdinand Gottlob Leopold von Bölzig, vom 9. Februar — 9. Juni 1805, auf den Königstein, von dem er wieder zum Regiment ging. In dieselbe Sache mag auch der Lieutenant desselben Regiments, Johann Friedrich Benjamin Moritz von Roth, verflochten gewesen sein, der an demselben Tage mit jenem auf die Festung kam, aber 2 Monate länger, bis zum 17. September, bleiben mußte und dann den Abschied erhielt. Das Duellmandat führte am 16. Juli 1805 den Ferdinand Karl Wilhelm von Beulwitz auf die Festung, wo er aus der Pagenkasse erhalten und am 31. Juli 1806 zu einem Reiterregimente gewiesen wurde.

Dagegen mögen politisch-kriegerische Beweggründe der Festungsdetention des am 11. Juni 1807 „wegen Verdachts" eingebrachten preußischen Hauptmannes Karl Friedrich von Burk (? Bork) zu Grunde gelegen haben. Er erhielt monatlich 25 Thlr. und ward am 17. August auf 6 Wochen beurlaubt, dies auch später prolongirt.

Wegen „ungebührlicher Reden" und Schulden kam ein Arcanistengehilfe aus Meißen, Johann Gottlieb Traugott Wunderlich, am 18. April 1809 an, über dessen weiteres Schicksal wir nichts finden, dessen Unterhalt aber die Manufactur bestritt. Ein ehemaliger französischer Officier, Joseph Domont aus Arcis, kam am 20. April 1809, wie es scheint, nicht bloß wegen Betrügerei, aber auch wegen solcher, auf den Königstein. Seine Verpflegung ward nach einiger Zeit verbessert, und am 30. October wurde er durch ein Husarencommando nach Dresden abgeholt. — Wegen jedenfalls bei Einer Gelegenheit bewiesenen „dienstwidrigen Benehmens" wurden am 2. November 1809 drei Officiere auf den Königstein gebracht, nämlich zwei Capitaine von den Chevaurlegers, Johann Max von Hübel und August Julius von Schlieben, und ein Infanterielieutenant Friedrich Wilhelm von Sydow. Von Hübel blieb bis zum 3. Januar 1810, die beiden andern nur bis zum 3. December 1809. Dann wurden sie sämmtlich wieder zum Regiment entlassen. — Am 20. August 1810 wurden fünf Cadetten, „wegen Vergehung an ihrem Höheren", auf 6 Wochen (bis 30. September) auf den Königstein gebracht und dann in ihre Heimath entlassen. Es waren dies: Alexander Julius von Metsch, Karl Eduard von der Planitz, Heinrich Ernst Vitzthum von Eckstädt, Hans Wilhelm Eduard von Schönermark und Karl Heinrich Anton von Seyffertitz. Wegen „verschiedener Diensternachlässigung" büßte der Major der Chevaurlegers Rudolf Friedrich Bruno von Hünefeld, vom 25. März — 24. April 1811, auf dem Königstein, lebte aus eigenen Mitteln und ging dann wieder zum Regiment.

Jetzt machten sich auch die allgemeinen Zeitverhältnisse fühlbar. Am 6. April 1811 kam ein leipziger Ma-

gister und Literat, oder, wie es damals hieß, privatisirender Gelehrter, Johann Gottlieb Elger, wegen Abfassung der Druckschrift: „Verbrennungsacte der englischen Waaren", ward aber schon am 20. wieder entlassen. Wegen fortgesetzter Handelsverbindung mit England wurde am 8. Juni 1811 der Kaufmann Küster aus Leipzig vom dasigen Rathe abgeliefert, erhielt sich aus eignen Mitteln und reiste am 28. October wieder ab. Mit ihm kam aus demselben Grunde und in derselben Weise ein breslauer Jude, Benedix Moses Schnitzler, der am 20. September dem dresdner Amte übergeben wurde. Der mit den Obigen eingebrachte hamburger Jude, Isaak Tobias, reiste am 28. October frei wieder ab. Sie alle lebten aus eignen Mitteln. Verübte Excesse führten am 11. October 1811 die Rittmeister der Garde du Corps, Karl Traugott von König, Karl August Max von Berge, Friedrich Gustav Adolph Senft von Pilsach[1]) und den Lieutenant desselben Corps Karl Robert von Helbreich auf die Festung, auf welcher Senft von Pilsach bis zum 7. Februar 1812, die drei andern nur bis zum 11. Januar 1812 blieben. Sie gingen sämmtlich wieder zum Regiment.

Nun kommt eine Anzahl politischer Unruhiger, welche an dem in Dresden am 9. März 1813, wegen der Vorbereitungen zur Sprengung der Elbbrücke stattgefundenen und mit Beschimpfung der Wohnung des Generals Reynier verbundenen Auflaufe theilgenommen hatten. Es waren dies: ein vormaliger Advocat Karl August Petzsch, ein sicherer Johann Heinrich Beck, ein Galanteriehändler Karl Heinrich Hempel, zwei Handarbeiter Karl Heinrich Loose und Johann Friedrich Rehfeld.

1) Als Generallieutenant in Pension gesetzt.

Sie wurden am 12. März 1813 eingebracht und am 15. April desselben Jahres wieder abgeholt. Am 4. Juli wurde aber noch, gleichfalls wegen (wohl indirecten) Antheils an denselben Scenen, ein Mann höheren Schlages und weiterer Intentionen, der Landesbestallte und Stadrichter zu Cottbus, Karl Heinrich Anton Eichholz, eingebracht, der sich bis zum 30. October 1813 aus eignen Mitteln erhielt und dann entlassen wurde. Die Schlacht bei Leipzig hatte ihn befreit. Mit ihm kam und ging, aber nicht einer Schuld, sondern der „Anhänglichkeit an die preußische Regierung und steten Verbindung mit derselben" bezichtigt, Friedrich Wilhelm Heinrich von Normann auf Krieschau und Ilmersdorf, sächsischer Landrath des cottbusser Kreises. Ferner mag aus verwandten Gründen der Viceactuar des Amtes zu Cottbus, Wilhelm Erdmann Krüger, gleichzeitig eingebracht und entlassen worden sein.

Unter dem russischen Gouvernement war vom 1. April — 20. Mai 1814 ein russischer Officier Fürst Bajaitzew auf der Festung. Ferner, wegen Geldbetrügerei, seit dem 18. August 1814 drei dresdner Juden Namens Seligmann. Der Erste scheint bald wieder entlassen worden zu sein. Der Zweite wurde am 22. Dec. 1814 nach Pirna abgeholt. Der Dritte sollte am 18. Februar 1815 entlassen werden, wurde aber, weil die Festung sich seit dem 19. Januar abgeschlossen hatte, bis zum 27. Mai innebehalten. Wegen Exceß war vom 22. August — 12. September 1814 ein russischer Lieutenant Damsow oben. Wegen Vergehung an seinem Höheren, vom 29. December 1814 — Juni 1815, ein Sergeant der dresdner Nationalgarde, Schulze, durch Nationalgardisten eingebracht.

Von 1816 — 1817 büßte ein Jahr lang ein gewe-

sener Lieutenant Feilitsch aus Treuen die Veruntreuung eines Pferdes. Wegen falscher Wechsel brachte der würtembergische Generalmajor von Lestocq, wie es scheint in Leipzig verhaftet, vom 27. October 1816 — 15. December 1817 auf der Festung zu und wurde dann über die Grenze gebracht. Wegen Dienstvergehung und Betrügerei saß der baierische Lieutenant von Binst, vom 31. December 1817 — 16. Januar 1819, und reiste dann angeblich nach Amerika ab. Wegen Duells war der russische Oberstlieutenant von Kronstein vom 19. März 1818 — 16. Januar 1819 oben. In ein und dasselbe Duell mochten der Lieutenant der reitenden Artillerie, Graf Vitzthum von Eckstädt und der Gardelieutenant Alexander Ludwig Wilhelm von Bosse verflochten sein, welche am 23. November 1818 eingebracht wurden und am 4. Januar 1819 wieder zu ihren Regimentern abgingen.

Soweit reichen unsere Uebersichten. Der Charakter der Regierung Friedrich August's des Gerechten bewährt sich auch in der Geschichte des Königsteins. Aus den folgenden Zeiten heben wir nur hervor, daß die Zeit der politischen Untersuchungen der zwanziger Jahre, welche anderwärts die Festungen bevölkerte, in Sachsen Niemand auf den Königstein brachte. Der einzige Staatsgefangene aus diesen Regierungsjahren jenes weisen und edlen Fürsten wurde seiner Regierung nur zur Ehre gerechnet. Es war der polnische General Kniazewicz (geb. 1762 † 1842), ein Kampfgenosse Kosciusko's, dessen Auslieferung die russische Regierung 1826 vergeblich verlangte, während die Nothwendigkeit einer achtmonatlichen Verwahrung auf dem Königstein für ihn nicht zu umgehen war. — Erst das Jahr 1831 lieferte wieder einige politische Gefangene; Haupttheilnehmer an den

ıbner Unruhen, welche schon damals eine Verfassung
) Art der nur der Demagogie günstigen und die Re-
ıtion permanent machenden, aber wahrhaft volksfeind-
:n, nämlich allem Gedeihen des Volks verderblichen
tischen Phantasmen des Jahres 1848 erstrebten. Die
ılücklichen haben auf der Festung durch Selbstmord
ıdet und der daraus, wenigstens hinsichtlich des Ad-
ıten Mosdorf für höhere Beamte erweckte Verdacht
erst vor Kurzem durch einen öffentlichen Proceß ver-
tet worden. — Der galizische Aufstand von 1846
hte den Dictator von Krakau Jan Tyssowski auf
Königstein, wo er durch einen österreichischen Com-
ar vernommen und später, nach einem zwischen den
ierungen getroffenen Abkommen, nach Amerika ent-
:n wurde. — Endlich haben die traurigen Maitage
9 drei Opfer auf den Königstein geführt, unter de-
wenigstens Heubner nach Geist und Charakter auf
:chtige Theilnahme Anspruch hat, während der Be-
ıteste der Russe Bakunin ist, der, nachdem er in
hsen zum Tode verurtheilt worden, am 13. Juni 1850
Oesterreich ausgeliefert worden ist.

X. Menzel und Siepmann.

Friedrich Wilhelm Menzel war der älteste Sohn des wenige Jahre vor der Katastrophe des Ersteren verstorbenen Hofraths und Geheimen Referendars Menzel zu Dresden und daselbst im Jahre 1724 geboren. Er war schon 1740, also in einem Alter von 16 Jahren, als Canzlist im königlichen Cabinete angestellt und durch den gewöhnlichen Eid verpflichtet worden. Seine Familie stand in großer Achtung und bestem Rufe. Doch hatte wenigstens sein Schwager, der Goldschmidt Johann Benjamin Erfurth, auf einen solchen auch keinen sonderlichen Anspruch. Menzel blieb im Cabinet, wo er sich sehr brauchbar und dienstfertig erwiesen haben soll, und erhielt später das Prädicat als Geheimer Secretair. Sein Unglück war eine Sucht zu glänzen, die ihn zu übertriebenem Aufwand verleitete und dadurch in die schlimmsten wirthschaftlichen Verlegenheiten stürzte.

Mit der Beendigung der schlesischen Kriege wurde es für den preußischen Hof immer wichtiger, den zwischen dem sächsisch-polnischen Hofe, Oesterreich und Rußland gepflogenen, hauptsächlich gegen Preußen gerichteten Unterhandlungen auf die Spur zu kommen, und Dresden war gerade der Knotenpunkt derselben. Der dortige preußische Gesandte, Freiherr von Malzahn, er-

hielt daher Auftrag, alles aufzubieten, um in dieſe Geheimniſſe zu dringen. Wie er dabei auf Menzel gekommen, darüber gibt es verſchiedene Angaben. Eine etwas romantiſche Verſion läßt die Bekanntſchaft zufällig in dem Gräflich Moscinsky'ſchen Garten, vor einem mit allerhand Porzellanſcherben, buntem Glas und bunten Steinchen belegten Baſſin geſchehen. Vor einem ſolchen Baſſin habe Menzel einſt, in Gedanken über ſeine Verlegenheiten verloren, dageſtanden und mit dem Stocke in den Zierrathen gewühlt. Der preußiſche Geſandte habe ihn ſo getroffen, ihn freundlich angeredet, nach der Urſache ſeines ſchwermüthigen Nachſinnens befragt und zur Antwort erhalten: er ſinne nach, wie er dieſe Steinchen in Gold verwandeln könne. Dies habe Malzahn erfaßt und ihn durch glänzende Verheißungen, die im Ganzen ziemlich ſpärlich erfüllt worden zu ſein ſcheinen, zum Landesverrath und ins Verderben gelockt. Menzel ſelbſt hat dagegen in ſeinem, zu Warſchau am 25. September 1757 ſtattgefundenen erſten Verhöre von dem allen nichts geſagt, ſondern die Sache in folgender Weiſe dargeſtellt. Er ſei einem gewiſſen Rhenitz, welcher ehedem zu Dresden gewohnt, 100 Thlr. ſchuldig geweſen. Da derſelbe ihn nun um Bezahlung dieſer Schuld gedrängt und er ihm ſein Unvermögen vorgeſtellt, ſo habe derſelbe ihm zu verſtehen gegeben, daß er ihm ein ſicheres Mittel anweiſen wolle, Geld zu bekommen. Nachdem ſie ſich jedenfalls über den Charakter dieſes Mittels verſtändigt, ſei er von ihm zu dem preußiſchen Legationsſecretair Hecht und durch dieſen zu dem Baron Malzahn gebracht worden, der ihm ſogleich 100 Thlr. gegeben und ihn gebeten habe, ihm von Zeit zu Zeit etwas Neues aus der Cabinetskanzlei mitzutheilen. Ohne gerade leugnen zu wollen, daß das preußiſche Geſandtſchaftsperſonal ſchon

früher auf Menzel ein Auge gerichtet und daß jener Rheniß nach Anweiſung gehandelt haben kann, halten wir uns doch in dieſem Punkte an dieſe einfachere Erzählung, zumal ſich nicht abſehen läßt, warum Menzel die andere Verſion, die ihm eher nützen, als ſchaden konnte, verſchwiegen haben ſollte. Als den Zeitpunkt, wo ſeine Verbindung mit der preußiſchen Geſandtſchaft begonnen habe, hat Menzel das Jahr 1752 bezeichnet und als die Summe, die er nach und nach für ſeine Verräthereien bezogen, 3000 Thlr. angegeben.

Wenn wir in dieſen Beziehungen Menzel's Angaben Glauben beimeſſen, ſo laſſen wir dahingeſtellt ſein, ob er ebenſo vollſtändig über die Art und Weiſe ſeiner Verrätherei die Wahrheit geſagt. Er erklärte darüber folgendes. Längere Zeit habe er dem Baron Malzahn nicht nach Wünſchen dienen können, da derſelbe nur Schriften aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten und namentlich den Briefwechſel mit den beiden kaiſerlichen Höfen verlangt habe, dieſe Papiere aber in Schränken verſchloſſen geweſen ſeien und der Hof ſich in Polen befunden habe. Endlich im December 1752 habe ihm der Secretair Plesmann ein großes Bund Schlüſſel gebracht, welches der Geheime Rath Eichel[1]) von Potsdam geſandt habe. Er habe verſuchen ſollen, ob ſich unter dieſen Schlüſſeln keiner finde, welcher die Schränke öffne. Da der Verſuch fruchtlos geweſen, ſo habe er die Schlüſſel zurückgegeben, aber doch an dem Einen gezeigt, was etwa zu ändern wäre, um ihn brauchbar zu machen. Zu Ende der dritten Woche hätte ihm Plesmann ein zweites Gebund Schlüſſel gebracht, unter welchen ſich denn Einer gefunden, der die Schränke

1) Der bekannte vertrauteſte Cabinetsrath Friedrich's II.

geöffnet. Nun habe er Plesmann, ſo oft er es verlanget (sic), den weſentlichen Inhalt der petersburger, und Benoit zu Warſchau den der wiener Depeſchen mitgetheilt. Er hätte dies (wöchentlich) drei bis vier Mal gethan, vornehmlich Sonntags und Donnerſtags, wo nicht viel Arbeit, und in der Mittagsſtunde, wo er allein in der Kanzlei geweſen wäre. Zuweilen habe er auch die franzöſiſchen Depeſchen mitgetheilt. Die Mittheilung der Depeſchen habe ſich am Faſtenmarkte 1753 angefangen. Wenn er Plesmann eine Originaldepeſche gegeben, wäre ſie ihm ſehr bald wieder zurückgeſtellt worden, um ſie wieder an Ort und Stelle zu bringen. Seit er mit dem Hofe in Warſchau geweſen, habe er dem daſigen preußiſchen Secretair Benoit die meiſten Circularſchreiben mitgetheilt, wenn ſie etwas Merkwürdiges enthalten hätten, ſowie auch von Zeit zu Zeit die Depeſchen des Herrn von Ponickau zu Regensburg. Er habe auch, ſeit der Hof zu Warſchau geweſen, von Benoit in verſchiedenen Poſten einige 100 Thlr. bekommen. Zur Zuförderung der Mittheilungen an die preußiſchen Agenten habe er ſich, ſowohl zu Dresden, als zu Warſchau, ſeines Schwagers, des Goldſchmidts Erfurth, bedient. Der Letztere (geb. 1725) geſtand auch ein: Menzel habe ihn ein Jahr lang zu Dresden gebraucht, dem preußiſchen Secretair Plesmann, oder, wie am Oefterſten, deſſen Bedienten verſiegelte Schreiben zuzuſtellen. In Warſchau habe er dem Benoit gleichfalls Depeſchen zubringen und ihm ſelbſt in die Hände liefern ſollen. Nachher habe er ſie gewiſſen preußiſchen Bauern zugeſtellt, die ſich bei Benoit aufgehalten und einander abgelöſt hätten. Nach einer andern Verſion wäre die Verbindung, wenigſtens in Dresden, auf folgende Art geſchlogen worden. Der Geſandte habe ein Palais auf

der innern Pirnaischen Gasse bewohnt, dessen Hausflur mit einer Colonnade verziert gewesen sei. Menzel habe nun Abends im Finstern die Depeschen hinter einer Säule versteckt, die zunächst an der Wand stand und einen Winkel bildete, in welchem alte Leitern, Breter und dergleichen lagen, die Niemand anrührte. Auf demselben Wege, bisweilen auch im Moscinsky'schen Garten, habe er auch die Zahlungen empfangen. Möglich, daß dies die anfängliche Methode war und daß er erst in der letzten Zeit — seit einem Jahre — in seinem Schwager einen zuverlässigen Boten gewonnen hatte. Mit dem Gesandten vermied er natürlich alles Zusammentreffen, schien ihn auf der Straße kaum zu kennen und war nie in dessen Hause sichtbar.

Oefters soll Menzel sich spät Abends, wenn seine Collegen längst fort waren, wieder in das Cabinet begeben, sich da verschlossen und die ganze Nacht, beim Scheine einer verdeckten Lampe, die am Tage eingegangenen Depeschen copirt haben. Um sich munter zu erhalten, versah er sich mit Wein und mit Kaffee, den er in einem kleinen Töpfchen über seiner Lampe heiß machte. Erschöpft von der vielen und ängstlichen Arbeit war er einst eingeschlafen und würde vielleicht bis zum Erscheinen seiner Collegen geschlafen haben, hätte ihn nicht der lebhafte Wortwechsel einiger Wachen auf den Corridors im Schlosse geweckt. Er erschrak damals so, daß er, im Bewußtsein seiner Schuld, fast ohnmächtig ward. Oft und wenn es nur irgend ohne Gefahr geschehen konnte, nahm er aber auch die Depeschen mit nach Hause, oder ging vor den Kanzleistunden ins Cabinet, oder blieb dort über die Zeit. So erwarb er sich noch das Lob eines besonders eifrigen und fleißigen Mannes. Im Anfange soll er nur an die Vortheile der Sache gedacht

und ſie genoſſen haben, ungeachtet ſie nicht ſo bedeutend waren, daß man ſie für eine reichliche Vergütung einer ſo angeſtrengten rechtlichen Arbeit hätte halten können, geſchweige denn einer ſtrafbaren und gefährlichen. In der ſpäteren Zeit aber wurde ihm die Sache ſelbſt immer ängſtlicher und er ſoll oft die Hände ringend in jenem Moscinsky'ſchen Garten, an welchen die Sage nun einmal ſein Schickſal knüpft, umhergegangen ſein. Einen Rücktritt hielt er aber nicht mehr für möglich, aus Furcht, den Geſandten zu beleidigen und ſich dadurch des Schutzes zu berauben, den ihm dieſer im Entdeckungsfalle zugeſichert haben ſoll, von dem aber auch nicht ein Schatten zu ſpüren geweſen iſt[1]). In ſolcher Stimmung reiſte er mit dem Könige nach Warſchau, und lebte auch dort wieder auf ziemlich glänzendem Fuße, während man in Dresden ſeinem Treiben auf die Spur kam. Schon ſeine verſchwenderiſche Lebensart hatte Verdacht erregt, noch mehr aber ſein ungewöhnliches Kommen und Gehen in und von der Kanzlei. Auch hatte eine vor dem Palais des preußiſchen Geſandten ſtehende Schildwache bemerkt, daß Menzel im Dunkeln lange vor dem Hauſe hin und her gegangen und, ſich ängſtlich umſehend, endlich hineingetreten, aber kaum eine Minute darin geblieben ſei[2]). Die förmliche Entdeckung ſoll durch den General-

1) Es lag freilich nicht in der Macht des Geſandten, oder Preußens, ihn vor ſeiner Verhaftung zu ſchützen. Aber wenn nicht auch hier der Spruch ſeine Geltung gehabt hätte: „Verräther nützet man, doch haſſet den Verrath", und wenn man nicht geglaubt hätte, die Citrone ſolange ausdrücken zu müſſen, als ſie noch ein Tröpfchen herab, ſo hätte man ihn gar nicht mit nach Warſchau gehen laſſen dürfen, ſondern ihn nach Ausbruch des Krieges nach Preußen flüchten müſſen. Jedenfalls aber hätte Preußen ſich bei dem Frieden für Milderung ſeines Looſes verwenden müſſen, wenn es das Wort ſeines Geſandten löſen wollte.

2) Dies würde zu der Geſchichte mit der Säule ſtimmen.

lieutenant von Spörken geschehen sein, der den König durch ein mit Estaffette nach Warschau abgesendetes Schreiben davon benachrichtigte.

Noch am 24. September 1757 erhielt Erfurth von Menzeln ein kleines versiegeltes Packet, mit der Weisung, dasselbe zu einem der erwähnten preußischen Bauern zu tragen. Bei dem Ausgange aus dem Schlosse ward er aber von einem Unteroffizier angehalten und versuchte vergebens, das Packet in den Hosenschlitz zu verstecken. Menzel soll sich gerade in fröhlicher Gesellschaft befunden haben, als er die Schreckenskunde empfing, daß man ihn im Augenblicke verhaften werde. Die Verhaftung muß damals auch sofort erfolgt und sein kurzes Entkommen kann erst nach der Verhaftung eingetreten sein. Denn es liegt uns das über seine am 25. September erfolgte Vernehmung, die der Kriegsrath Johann Christian Götze vornahm, gehaltene Protokoll vor. Entkommen aber ist er — jedoch nur für kurze Zeit, indem er den großen Misgriff begangen hatte, statt etwa nach der Krimm und in türkisches Gebiet zu flüchten, sich nach Böhmen zu wenden und selbst nach Prag zu wagen. Hier wurde er ereilt und verhaftet und zunächst nach Brünn, nach Abschluß des Hubertsburger Friedens aber, durch ein kaiserliches Commando auf den Königstein gebracht, wo er am 2. August 1763 ankam.

Anfänglich hielt man ihn äußerst hart. Seine Kost soll Tag für Tag bloß in Wasser und Brot bestanden haben und zwischen seinen Füßen ein starker Eisenstab gegangen sein, sodaß er nur langsam, kurz und mit Mühe schreiten konnte. Er habe sich nie barbieren und die Nägel verschneiden lassen dürfen, sodaß sein Bart bis auf den Unterleib herabgewachsen sei. Doch sei er in Brünn ziemlich guten Muthes gewesen, weil er die

feste Hoffnung gehabt habe, daß der König von Preußen sich beim Frieden seiner annehmen und wohl gar seine gänzliche Befreiung erwirken werde, zu welcher Hoffnung ihn frühere Versprechungen ermuthigt haben sollen. Friedrich II. war aber gerade der Mann, der ein solches Werkzeug wegwarf, wenn er es nicht mehr brauchen konnte[1]).

Die einzige Verbesserung seiner Lage, die Menzel noch hoffen konnte, hatte er nur von der Milde des Kurfürsten Friedrich August's III. zu erwarten. Auf Verwendung des Grafen von Solms[2]) wurde er später von dem Eisenstabe zwischen den Füßen befreit, erhielt etwas bessere Kost und durfte dann und wann einige frische Luft genießen. In diesem Zustande lebte er, und allein auf dem Königstein, fast 33 Jahre, bis zum 26. (oder 22.) Mai 1796. Man gibt gewöhnlich an, daß er 70 Jahre alt geworden sei. Aber in seinem Verhöre 1757 hat er sein Alter auf 33 Jahre angegeben. Die eine oder die andere Zahl muß falsch sein[3]). Erfurth kam gleichzeitig mit Menzel auf den Königstein, starb aber schon am 14. Juni 1778, nachdem er doch fast 15 Jahre daselbst zugebracht.

Was Preußen, allerdings unter Anstiftung eines Landesverraths, gegen Sachsen that, das hatte schon vorher Sachsen, unter Verletzung des Postgeheimnisses, gegen Preußen gethan. Wir haben darüber und über die

---

1) Einem anderen Verräther, dem österreichischen Legationssecretair Weingarten, der sich, als sein Verrath entdeckt war, nach Preußen flüchtete, gewährte er jedoch Schutz.

2) Das ist jedenfalls der Graf Friedrich Christoph von Solms-Wildenfels gewesen (siehe oben), welcher in den achtziger Jahren Gouverneur des Königsteins war.

3) Vergl. die Beilage zum literarischen Wochenblatte, 1820, Nr. 100

ſehr charakteriſtiſchen Vorgänge dabei eine ſehr genaue Nachricht in der Selbſtanklage eines Hauptbetheiligten daran, des Alexander Heinrich v. Siepmann, einer Schrift [1]), die zugleich durch die Schärfe merkwürdig iſt, mit welcher der Verfaſſer die ſchnöden Handlungen, bei denen er ein Hauptorgan geweſen, ſichtbar ſeinem Chef zum Vorwurf macht und dabei über den Undank klagt, mit dem er dafür belohnt worden. Sichtbar ſchwankt er zwiſchen dem Wunſche, dem Miniſter Böſes nachzuſagen und dem, ſich ſelbſt Verdienſte zuzuſchreiben, während es doch genau dieſelben Handlungen ſind, in denen beide liegen ſollen.

Alexander Heinrich Siepmann, über deſſen frühere Lebensumſtände uns weiter nichts bekannt iſt, als daß er 1704 oder 1705 geboren worden, wurde 1729 Auditeur bei der polniſch-ſächſiſchen Carabiniergarde, 1731 aber zu Führung der franzöſiſchen Correſpondenz bei dem Grafen Brühl in Pflicht genommen. In welche Verhältniſſe er hier zu dieſem getreten und wodurch er ſich bei demſelben zu accreditiren geſucht habe, ergibt ſich u. A. daraus, daß der Miniſter ihn 1736 an eine früher mit ihm gepflogene Unterredung über Eröffnung der Briefe und eine dem Siepmann bekannte Methode, dieſe ohne die mindeſte Verletzung und ohne Abnehmung des Lacks in ſehr kurzer Zeit zu bewerkſtelligen, erinnerte.

---

1) Schlözer's Staatsanzeigen, Bd. 16, Heft 62. Eine Berichtigung, welche der Archivar des dresdner Geheimen Cabinets, Hofrath Gebhardt, in den Politiſchen Jahrbüchern von 1829 veröffentlicht (Bd. I. S. 404 fg.), dient den Angaben Siepmann's über ſeine Wirkſamkeit zur indirecten Beſtätigung. Denn ſie berichtigt daran gar nichts, ungeachtet ſich Siepmann oft darauf beruft, daß die Beweiſe im Cabinete zu finden ſein müßten, ſondern betrifft nur Siepmann's perſönliche Angelegenheiten.

Dies geſchah, als ſich der Hof 1736, bei Gelegenheit des ogenannten Pacificationsreichstages, in Warſchau be- und und mit der Oppoſition und den Umtrieben der sczynski'ſchen Partei zu kämpfen hatte. Damals er- lärte der Miniſter dem Siepmann, daß das königliche ntereſſe die Anwendung der früher beſprochenen Mittel rfordere, und verlangte von ihm die baldmöglichſte Zu- ereitung der dazu erforderlichen Maſſe, um im Noth- alle Alles gleich bei der Hand zu haben, ließ ihm auch us der geheimen Cabinetskanzlei einen mit verſchiedenen Beräthſchaften und Petſchaftsformen verſehenen Kaſten uf ſein Zimmer bringen. Siepmann konnte nichts araus brauchen und gab ihn wieder zurück.

Einige Tage darauf erfuhr er vom Miniſter, daß er König mit dem General-Kron-Poſtmeiſter v. Holtz- rinck die Zuſendung aller auf der Poſt abgehender nd einlaufender Briefe ſelbſt verabredet hätte, daß des- alb der Kron-Poſtſecretair Kahle verpflichtet werden ollte, und daß Siepmann die Direction dieſer gehei- nen Expedition zu übernehmen, zur Ueberſetzung der n polniſcher Sprache geſchriebenen Briefe aber ſich des Oberauditeur Jeniſch zu bedienen habe, dem er auch m folgenden Tage, in Gegenwart des Miniſters, den id der Treue und Verſchwiegenheit abnahm.

Bald darauf machte er mit einem Päckchen, das hm der Geheime Regiſtrator Saul zuſtellte, und was eun, mit dem feinſten Poſtpapier couvertirte, ſorgfältig erſiegelte Briefe von intereſſanteſtem Inhalte enthielt, en Anfang. Dann aber kamen von der Poſt ſowohl bgehende als einlaufende Briefe, deren Eröffnung ge- einiglich die ganze Nacht und einen großen Theil des Tages in Anſpruch nahm und mit vieler Mühe und Sorge verbunden war. Als er eines Tages gegen drei

Uhr des Morgens kaum damit fertig war, erhielt er noch einige polnische Briefe, die er dem Oberauditeur Jenisch zusendete. Dieser schickte ihm nur einen Einzigen davon übersetzt zurück, dessen Inhalt aber das Bestehen einer Verschwörung gegen das Leben des Königs, der an einem gewissen Tage, während des Gottesdienstes, durch einen Pistolenschuß getödtet werden sollte, verrieth [1]). Er begab sich sogleich, nach vier Uhr des Morgens, zum Grafen Brühl, ließ ihn wecken und legte ihm die Uebersetzung jenes Briefes vor. Brühl schickte ihn damit zum Grafen Sulkowski [2]), der bereits beim Könige war und diesem das Schreiben vorlegte. Als Sulkowski vom König zurückkam, zeigte er sich unentschlossen über das Vorzunehmende, genehmigte aber doch endlich, daß der Brief mit der Post abgehen solle, und veranstaltete, daß in der folgenden Nacht alle Wachen im Schlosse verdoppelt wurden und ein Commando der Leibwache zu Pferde die ganze Nacht durch die Stadt patrouillirte, was auch einige Zeit fortwährte. Da man erfuhr, daß die Antwort auf den bedrohlichen Brief nur über Lublin einlaufen könne und daselbst zu entdecken sei, so ward Siepmann nach Lublin geschickt. Er trat die Reise verkleidet, unter falschem Namen, mit dem Kron-Postsecretair Kahle und als dessen Vetter, im December 1736 an, wobei er wegen des Treibeises der Weichsel, bei zweimaliger nächtlicher Ueberfahrt, große Gefahr lief. Er hatte zwei königliche Ordres bei sich. Kraft der Einen sollte dem Inhaber im Nothfall aller

1) So versichert wenigstens Siepmann, während sonst über diese angebliche Verschwörung nichts zu ermitteln gewesen ist.

2) Alexander Joseph, geb. 15. März 1695, 1733 Reichsgraf, 1752 Reichsfürst, bis 1738 kursächs. Cabinetsminister, † 22. Mai 1762.

Orten mit bewaffneter Hand Beistand geleistet werden. Durch die Andere ward der Postmeister in Lublin, der ein Protestant war, angewiesen, dem Inhaber in seinem Hause eine Wohnung einzuräumen und Alles, was derselbe im Namen des Königs von seiner Treue fordern würde, auf das Genaueste zu besorgen.

Sobald Siepmann zu Lublin angekommen war, eröffnete er dem Postmeister den Grund seiner Sendung und ließ ihn den vorgeschriebenen Eid schwören [1]), worauf sogleich zur Oeffnung der Briefe geschritten ward. Auch hier entdeckten sie viele dem Hofe nützliche Nachrichten, die er wöchentlich zwei Mal dem Minister durch eine Staffette zufertigte. So groß auch die Anzahl der einlaufenden Briefe war, so ward doch keiner verschont; Tage und Nächte wurden sehr mühsam damit zugebracht und diejenigen Briefe, mit denen man bei Abgang der Post noch nicht zu Stande war, wurden durch eine Staffette nachgesendet und an das Kron-Postamt zu Warschau adressirt. In der Hauptsache aber, das Attentat betreffend, kam man auf keine nähere Spur, und so ward Siepmann nach vier Wochen zurückberufen, da der Minister es bedenklich fand, auch noch in Kiew einen Versuch zu machen, wozu der Postmeister und Siepmann's Reisegefährten (?) gerathen hatten.

Siepmann trat nun wieder in Warschau an die Spitze der „geheimen Expedition." Die Menge der Briefe vergrößerte sich täglich. Siepmann machte aber zufällig einen Juden ausfindig, der alle Siegel im höchsten Grade der Vollkommenheit in Messing nachzustechen wußte. Dieser ward in Pflicht genommen, beschäftigte sich nun beständig mit diesem sauberen Handwerk und

1) Es würde interessant sein, das Formular desselben zu kennen.

hat ſowohl in Warſchau als in Dresden in großer Menge ſolche nachgemachte Petſchafte verfertigt [1]).

Eines Tages begegnete er im Senatorenſaal einem bejahrten Mann, Namens Jäger, den er etwa acht Jahre vorher als Beiſitzer des Aſſeſſorialgerichts in Marienburg in guten Umſtänden gekannt hatte. Brühl ſah ihn mit demſelben reden und erkundigte ſich nach dem Manne. Siepmann gab Auskunft und bemerkte dabei, daß derſelbe jetzt Secretair des preußiſchen Reſidenten Hofmann ſei. Sogleich ward der Plan gefaßt, zu verſuchen, ob dieſer Secretair nicht zu beſtimmen ſei, alles was er über die Schritte dieſes Reſidenten in Erfahrung zu bringen vermöge, nebſt den Abſchriften der Berichte deſſelben, dem warſchauer Hofe mitzutheilen. Brühl bot dafür eine lebenslängliche Penſion von 400 Thlrn. aus der königlichen Kaſſe an. Der Verſuch glückte. Doch machte Jäger bemerklich, daß der Reſident gewiſſe Dinge, die ihm verborgen blieben, ſeinem Schreiber Rothe, die Beſtellung aller Depeſchen aber ſeinem Koch anvertraue, Beide jedoch unter gewiſſen Bedingungen wohl zu gewinnen ſein würden. Nun ward auch dem Schreiber eine Penſion von 400 Thlrn., mit dem Titel eines königlichen Secretairs [2]), dem Koch aber eine von 200 Thlrn., mit dem Verſprechen, künftig als Beikoch in der königlichen Küche aufgenommen zu werden, angeboten und Beide gingen darauf ein. Man kam auf dieſe Weiſe zur Kenntniß wichtiger Dinge, indem verſchiedene vor-

1) Siepmann ſagt, dieſelben müßten noch im Geheimen Cabinete vorhanden ſein. Der Archivar deſſelben, Hofrath Gebhardt, hat noch 1829 nichts dagegen erinnert.

2) Solange er bei dem Reſidenten war, konnte er dieſen doch nicht führen. Ward er ihm nur für die Zukunft verheißen? Oder beglückte es ihn ſchon, ſich als wahrhaft geheimen Secretair zu wiſſen?

ihre Briefe unter Umschlag und Sie-
Residenten abſendeten. Auch die Ant-
unter ſeiner Adreſſe ein. Siepmann's Amt
durch nur immer beſchwerlicher. Oft muß-
te, zu deren Expedirung die Zeit zu kurz
den folgenden Poſttag liegen bleiben, wo
Data der Briefe danach geändert werden

ward Siepmann das Departement der Bitt-
geheimen Cabinet übertragen, zugleich aber
rung ſeiner geheimen Verrichtungen bei dem
iſter ausdrücklich geſtattet. Als der Hof nach
rückkehrte, verließ auch Siepmann Warſchau,
die Direction der geheimen Expedition erſt dem
Kriegsrath Simonis und nachher dem Geheimen
von Goltze anvertraut wurde[1]). Siepmann
zunächſt den Auftrag, die Verhandlungen
ſicationsreichstages ins Franzöſiſche zu über-
und ward zum Lohne dafür Accisrath, erhielt
ter die Anwartſchaft auf die erſte erledigte Stelle
iscollegium, auf die er aber nachher reſignirte.
darauf wurde er zum wirklichen Hofrath ernannt
hielt eine Beſoldungszulage. 1740 ward er Re-
in Berlin und reiſte im Juli dahin ab. 1742 ward
ter ſchmeichelhaften Belobungen, veranlaßt, ſeinen
n im Cabinet, den er auch abweſend beibehalten,
Secretair Vieth abzutreten. Er that dies und
nun bald darauf ein Decret erhalten haben, wonach
obald er in Ruheſtand treten würde, eine jährliche
ion von 2000 Thlrn. erhalten ſollte[2]). Uebrigens

Siepmann verſichert, daß ſich von dieſen, viele Jahre fortge-
Arbeiten im Archive eine große Menge befinden
Gebhardt bezweifelt die Wahrheit dieſer Angab

ſetzte er ſich in Berlin in den Credit entſchieden anti-preußiſcher Geſinnung, hatte auch einige, durch Etikette-ſtreitigkeiten [1]) veranlaßte Händel. Im Juli 1745 ward er, in Folge des eingetretenen Bruches zwiſchen beiden Staaten, abberufen. Eine ſpätere Rückkehr Siepmann's verbat ſich Preußen [2]), und Legationsrath Walther kam an ſeine Stelle. Seiner Verſicherung nach hätte Preußen ſogar ſeine Anſtellung als Reſident in Paris, welche man 1747 beabſichtigt habe, hintertrieben.

Einige Monate darauf gab Brühl dem Siepmann zu erkennen, daß die Umſtände es mehr als je nothwendig machten, auf die Abſichten des berliner Hofes das wachſamſte Auge zu haben, und daher beſchloſſen worden ſei, alle an deſſen Geſandten von Klinggräf eingehende und von demſelben abgefertigte Depeſchen zu eröffnen. Siepmann will verſucht haben, dieſen Auftrag von ſich abzulehnen und auf den Secretair Rothe zu lenken; ſeine Vorſtellungen ſeien aber vergeblich geweſen. Einige Tage darauf ließ der Miniſter den Oberpoſtmeiſter zu Dresden, Hermann, rufen, und nachdem er ihm angezeigt, daß der Poſtmeiſter zu Großenhain beordert worden, die allda eintreffenden berliner Poſtpackete jedesmal zu öffnen und die an den preußiſchen Geſandten gerichteten Schreiben auf das Schleunigſte ihm, Herrn

---

ſes Decret nicht vorfinde. Gretſchel (Sächſiſche Geſchichte, Bd. III. S. 93) hat aber ſpätere archivaliſche Nachrichten, wonach es vorhanden war und nur das Datum fehlte.

1) Sie wurden zum Theil dadurch veranlaßt, daß man in Dresden dem ſehr unbeliebten preußiſchen Reſidenten von Ammon gewiſſe Vorrechte entzog.

2) Friedrich II. ſoll es ſehr übel genommen haben, daß er ſeinen Einzug in Dresden nicht abwartete, ſondern nach Prag ging. Siepmann that dies aber auf Befehl.

Hermann, durch Staffette zu überſenden, ſagte er, daß der König befohlen habe, ſie ohne Verzug an Siepmann zu ſenden, von dem ſie ihm vor Ankunft der berliner Poſt wieder zurückgeſtellt werden würden. In Preußen mußte man aber ſchon den ſächſiſchen Poſten nicht recht getraut haben, denn die Briefe waren mit einem dreifachen Umſchlage verſehen und bis an die Siegel herum dergeſtalt verkleiſtert, daß eine Eröffnung unmöglich war. Um ſo wichtigere Dinge erwartete man in dieſen Briefen, und um ſo begieriger ward man auf ihren Inhalt. Da erinnerte ſich der Miniſter, daß ein Baron von Scheel, dem er im Cadettencorps unlängſt einen Offizierspoſten verſchafft hatte, eine ungemeine Fertigkeit beſaß, jede Geſichtsbildung, auch Abweſender, in jeder beliebigen Weiſe auf das Raſcheſte zu zeichnen. Dies führte ihn auf die etwas wunderliche, diesmal aber doch durch Zufall begründete Meinung, derſelbe müſſe es ebenſowohl verſtehen, die Hände nachzuſchreiben. Er ließ ihn kommen, befragte ihn, erhielt bejahende Antwort und ließ ihn ſogleich mit einigen Briefen und Adreſſen die Probe machen. Dieſe ergab eine alle Erwartung überſteigende Fertigkeit, und ſo ermahnte der Miniſter den Baron, dieſe ſeine Geſchicklichkeit ſorgfältig zu verbergen, und bot ihm vorläufig eine Stelle in der Chevaliersgarde — welche eigentlich zum Ausſterben beſtimmt und bereits auf wenige Mitglieder geſchmolzen war — mit dem Hauptmannscharakter und einem jährlichen Tractamente von 400 Thlrn. an. Scheel ging dankbar ein, und ward bald darauf für die geheimen Verrichtungen eidlich verpflichtet und an Siepmann verwieſen. Die Sache ging nun trefflich von Statten. Siepmann ſchrieb die Briefe ab; der Baron machte die Adreſſen meiſterhaft nach; der Jude, den man mit nach Dresden ge-

nommen hatte, ſchaffte Petſchafte nach Belieben und die Poſtſignate von Potsdam und Berlin, und ſo brauchte man ſich um Umſchläge und Verſiegelung nicht mehr zu kümmern.

Eines Tages aber fand ſich, daß die Depeſchen beiderſeits in Chiffren geſchrieben waren, was alſo früher nicht ſtattgefunden hatte, und durch einen beſondern Verdacht veranlaßt worden ſein muß. Mit der Dechiffrirkunſt ſcheinen die Herren von der geheimen Expedition doch nicht recht vertraut geweſen zu ſein, und ſo mußten ſie darauf ausgehen, des Schlüſſels habhaft zu werden. Brühl ließ den Secretair Rothe rufen, der ein geborner Preuße war, ſich ſcheinbar als Fremder in Dresden aufhielt, ohne öffentlich angeſtellt zu ſein, und wie Brühl gewiß nicht erſt damals erfahren hat, mit dem Kammerdiener des Herrn von Klinggräf ſchon ſeit längerer Zeit Bekanntſchaft gemacht hatte. Brühl ließ dem Letzteren durch Rothe den Titel eines Secretairs und eine gute Anſtellung, auch noch überdies ein anſehnliches Douceur anbieten. Bald konnte Rothe mit Freuden anzeigen, daß Alles über Erwarten nach Wunſch gelungen ſei. Doch habe der Kammerdiener geäußert, daß ſein Herr ſowohl den Schlüſſel zu dem Archiv, als den Chiffreſchlüſſel und die Briefe des Königs ſorgfältig in einer Chatoulle aufbewahre, folglich ohne einen Nachſchlüſſel nicht viel zu machen ſei. Der Miniſter befahl hierauf ſelbſt dem Hofkleinſchmied die Anfertigung eines ſolchen, und ſo konnte Rothe ſchon in einigen Tagen die Abſchrift des Chiffreſchlüſſels bringen, und man war wieder über die Schwierigkeit hinweg. Der Kammerdiener erhielt für ſeinen verrätheriſchen Dienſt ſogleich 300 Ducaten und das wiederholte Verſprechen dereinſtiger Verſorgung.

Zu einer neuen Hemmung gab der Minister selbst durch eine Unvorsichtigkeit Anlaß. In einem Schreiben des Königs von Preußen, wovon die Abschrift eines Morgens um 8 Uhr in die Hände des Ministers gekommen war, befanden sich sehr wichtige Bemerkungen und Instructionen. Schon Abends 5 Uhr desselben Tages erzählte der Kammerdiener seinem Freunde und Verführer Rothe mit scheuen Blicken, daß sein Herr, sobald er Mittags nach Hause gekommen und kaum das Zimmer betreten, zu ihm gesagt habe: er müsse fast auf den Gedanken gerathen, von Verräthern umgeben zu sein, indem der Graf von Brühl gegen den französischen Gesandten etwas geäußert habe, was nur Gott und seinem Könige, ihm selbst aber erst seit diesem Morgen bekannt sei. Man fand diese Erzählung sehr bald in dem Berichte des Gesandten bestätigt, und in der Antwort des Königs nicht blos den Argwohn noch stärker ausgesprochen, sondern auch die Anzeige enthalten, daß neue Chiffren nächstens zu mehrerer Sicherheit durch einen Feldjäger überbracht werden sollten. Dies erfolgte auch, und der Gesandte vereitelte alle Versuche, sich auch des neuen Schlüssels zu bemächtigen, dadurch, daß er denselben in den Händen seines Legationssecretairs von Hecht ließ.

Dem Kammerdiener aber begann es unheimlich zu werden, da sein Herr sein Benehmen gegen ihn gänzlich änderte, und er bald bemerkte, daß alle seine Tritte und Schritte beobachtet wurden. Er mußte allen Verkehr mit Rothe aufgeben und verlangte sehr danach, sich aus dem Staube zu machen. Als nun die Zeit der Abreise des Hofes zu der leipziger Messe, wohin auch die fremden Gesandten zu folgen pflegten, herankam, stellte sich der Kamerdiener einige Tage zuvor krank und spielte

seine Rolle so fein, daß sein Herr ihn zurückließ. Nun ward noch ein letzter Hauptcoup ausgeführt. Man durchmusterte in größter Bequemlichkeit das gesandtschaftliche Archiv, aus welchem der Kammerdiener die Papiere einlieferte, worauf Siepmann, mit Hülfe des damaligen Secretairs des Grafen Brühl, von König, das Merkwürdigste extrahirte. Manches in diesen Papieren war für den Minister selbst sehr empfindlich, der daraus sah, daß der preußische und französische Hof sich vereinigt hatten, seinen Sturz zu bewirken, und der auch sehr verletzende Bemerkungen über ihn und seinen Bruder [1]) darin fand. Nachdem der Kammerdiener im Archiv Alles wieder in Ordnung gebracht und seine Sachen heimlich fortgeschafft hatte, übergab er die Schlüssel des Quartiers der Wirthin, indem er vorgab, seinem Herrn nach Leipzig folgen zu müssen, und reiste, mit Paß und Briefen wohl versehen, nach Polen, wo er unter einem andern Namen auftrat und den ihm bestimmten Posten übernahm. Der Gesandte ließ es später an Nachforschungen nach dem Verschwundenen nicht mangeln, und es sollen 1000 Ducaten auf die Entdeckung seines Aufenthaltsortes gesetzt gewesen sein.

Mit der Brieferöffnung hatte es nun ein Ende, zumal auch der dabei so wichtige Baron Scheel nicht mehr zu Platze war. Erst reiste er, auf erhaltene Nachricht von dem Tode seines Vaters, zur Regulirung seiner Erb-

1) Der älteste Bruder des Ministers, der Graf Johann Adolph (geb. 6. Sept. 1695) auf Zehista, war zu jener Zeit schon gestorben (26. Dec. 1742). Er war wirklicher Geheimrath und Oberstallmeister gewesen. Der zweite Bruder, Graf Friedrich Wilhelm (geb. 4. Febr. 1699) auf Martinskirchen, wirklicher Geheimrath und Landeshauptmann zu Weißenfels-Querfurt, starb erst am 23. August 1760. Der Minister, Graf Heinrich, war am 13. August 1700 geboren und starb am 28. Oct. 1763.

ſchaftsangelegenheiten, in ſeine Heimath. Dann kam er zwar wieder, erhielt aber bald darauf abermals Erlaubniß zu einer Reiſe, ſeit welcher man ihn nie wieder in Dresden geſehen, noch etwas von ihm gehört hat [1]):

Die große Unzufriedenheit, welche gegen den Grafen Brühl, wegen des gänzlichen Verfalls der Finanzen, des Miscredits der Steuerſcheine, der Nichtzahlung der Beſoldungen u. ſ. w. entſtanden war, veranlaßte wieder eine Beſchäftigung des Siepmann mit der „geheimen Expedition", und zwar ſtand die Operation diesmal unter Leitung des Grafen Hennicke [2]), ward aber nur gegen ſächſiſche Malcontenten angewendet, und lieferte, durch acht Wochen fortgeſetzt, kein Ergebniß, als daß in einigen Briefen die Worte ſtanden: „unſer Zuſtand iſt leider ſehr betrübt! — doch wir können weiter nichts, als ſeufzen und ſchweigen!"

Neben dieſer geheimen Verrichtung erhielt Siepmann auch noch einen andern Auftrag geheimer Natur, welcher weniger die Schlechtigkeit, als die Bornirtheit dieſer Verwaltung bewies. Sie glaubte noch an die Möglichkeit, den Stein der Weiſen zu finden, und ließ ſich dabei von einem angeblichen ſchwediſchen Oberſtlieutenant, Namens Ockermann [3]), betrügen. Dieſem hatte man

---

1) Siepmann ſetzt hinzu: „ein Umſtand, wovon ſich noch vieles ſagen ließe, man doch aber ſchweigen muß."

2) Johann Heinrich Hennicke wurde 1720 Inſpector der weidaiſchen Aemter, bald darauf Kammer-Commiſſionsrath und Ober-Accis-Commiſſarius, 1722 Kammer- und Bergrath, 1728 geadelt, 1730 Stifts-Kammerdirector zu Zeitz und 1731 daſſelbe zu Naumburg. Unter Brühl ſtieg er höher. Er ward 1734 Vice-Kammerpräſident und Geheimrath, 1738 Stiftskammerdirector zu Merſeburg, 1739 wirklicher Geheimrath, 1741 Reichsfreiherr, 1745 Reichsgraf. Er ſtarb am 8. Juni 1752.

3) Gebhardt a. a. O. Was muß aus dieſem Menſchen geworden ſein?

im Posthause ein Laboratorium eingerichtet und stellte ihn dabei unter Siepmann's Aufsicht. Später erbot sich derselbe, statt des Steins der Weisen, ein sogenanntes „Particulare" zu fertigen, was jährlich wenigstens 20 Mill. Thlr. einbringen sollte, wenn man das dazu Erforderliche anschaffen und ihm ein anderes Laboratorium einrichten wolle. Der Minister ließ ihm sagen, daß der König Alles bewillige. Dem Siepmann aber ward fortgesetzter Umgang mit dem Schweden anempfohlen und dagegen die Versicherung gegeben, daß ihm, falls der Schwede sein Versprechen erfülle, die Direction über die alsdann zu errichtende Fabrik, mit dem Charakter als Geh. Kammerrath und einem jährlichen Gehalte von 6000 Thlrn., anvertraut, sowie zum Ankauf eines Landgutes ein Gnadengeschenk von 100,000 Thlrn. gemacht werden solle. Bei 20 Millionen jährlich konnte man dies schon thun. Unerwartet dessen soll Brühl, nach Siepmann's Versicherung, demselben die Stelle eines Ceremonienmeisters angetragen haben, die er aber aus triftigen Gründen nicht habe annehmen mögen. Ebenso habe er sich nicht bewegen lassen, auf den Antrag einzugehen, mit dem Titel als Geh. Kriegsrath Vorleser des Königs zu werden. Es scheint, Siepmann fühlte, daß ihm der dresdner Boden zu schlüpfrig sei, und mochte auch wünschen, in eine Stellung versetzt zu werden, wo er nicht mit Brieferöffnung und Beaufsichtigung von Goldmachern beschäftigt wäre. Zudem kam er mit seiner Besoldung nicht aus, zumal diese, wegen des öftern Geldmangels in den Kassen, bis über acht Monate im Rückstand blieb. Seine Wünsche waren auf eine auswärtige Mission gerichtet, und am liebsten wäre er kursächsischer Gesandter im niedersächsischen Kreise geworden.

Statt dessen ward er gänzlich gestürzt. Ueber die

Urſache iſt ſchwerlich Gewißheit zu erlangen. Es ſcheint, man hatte dem Grafen Brühl glaublich gemacht, daß Siepmann auf ſeinen Sturz ſinne, daß er wenigſtens bedenkliche Aeußerungen über ihn gethan: wie er ihn ganz in Händen habe, wie es in ſeiner Macht ſtehe, ihn zu verderben u. ſ. w. Ob Siepmann wirklich, vielleicht in einer Unzufriedenheit über ſeine Lage, dergleichen Aeußerungen gethan, bleibt dahingeſtellt. Gebhardt verſichert a. a. O.: es ſei keinem Zweifel unterworfen, daß er ſich in einem langen, vertrauten Umgange mit dem damaligen holländiſchen Geſchäftsträger zu Dresden, de Marteville, Aeußerungen über den Premierminiſter erlaubt habe, welche dieſem nicht gleichgiltig hätten ſein können. Siepmann dagegen behauptet: er habe bereits ſeit Jahr und Tag allen Umgang mit dieſem Diplomaten, vor welchem, als einem gefährlichen Menſchen, der Miniſter ihn ſelbſt gewarnt habe, vermieden gehabt. Oder tritt hier der Satz ein: qui s'excuse, s'accuse? Siepmann will auch darauf hindeuten, daß die Gunſt, in die er ſich bei dem Kurprinzen und der Kurprinzeſſin und deren Hofe geſetzt habe, ihn vielleicht verdächtig gemacht haben könnten, und das Wohlgefallen, mit dem er die einzelnen angeblichen Zeichen dieſer Gunſt aufzählt, ſcheinen das Urtheil Gebhardt's über ihn zu beſtätigen: daß Eitelkeit und Ehrgeiz ſeine Haupttriebfedern geweſen ſeien, ſowie ſein ſonſtiges Treiben auch für das andere Urtheil deſſelben Mannes ſpricht: daß er zu den Menſchen gehört habe, die ſich, um emporzukommen, zu Allem brauchen laſſen. Als das Werkzeug der Cabale gegen ihn nennt er einen „ſogenannten Chevalier Conſtantin", ſowie einige Damen.

Wie dem auch ſei, zu Anfang des Jahres 1750 wurden plötzlich ſeine Papiere mit Beſchlag belegt und der

Cabinetsrath Menzel [1]), ſowie der Legationsrath von Kauderbach [2]) mit deren Unterſuchung beauftragt. Es wurden dem Siepmann Fragen vorgelegt, die er ſchriftlich beantworten mußte. Es ſcheint ſich aber nichts darin gefunden zu haben, wodurch er wahrhaft eines Staats- oder andern Verbrechens hätte überführt werden können. Unter dem 20. April 1750 wurde ein Specialreſcript an den Grafen Hennicke erlaſſen, worin es hieß: man fände den Accis- und Hofrath zwar allerdings einer exemplariſchen Strafe würdig; allein, auf die Vorbitte des Premierminiſters, Grafen von Brühl, wolle man ihn damit verſchonen, und es ſolle ihm befohlen werden, ſich bis auf weitere Anordnung auf dem Schloſſe Hohnſtein ruhig aufzuhalten und aller Correſpondenz, beſonders aber alles Redens und Schreibens über die Umſtände der mit ihm vorgenommenen Unterſuchung zu enthalten. Darüber ſolle er auch einen eidlichen Revers ausſtellen, und wenn er ſich deſſen weigere, ſo ſolle er als Arreſtant nach Hohnſtein gebracht werden. Zu ſeinem Unterhalt und zur Bezahlung ſeiner Schulden wurden ihm 1300 Thlr. bewilligt. Dieſes Reſcript wurde ihm nach der Abreiſe des Hofes durch den Grafen Hennicke eröffnet. Er will jetzt über das einzuſchlagende Verfahren den Geheimrath Grafen Lynar, „einem ganz würdigen Miniſter, den der König perſönlich liebte, den alle Rechtſchaffenen hochſchätzten, den die Eiferſucht entfernt hielt und den man fürchtete, weil er Alles beim rechten Namen nannte", ſowie den Reichshofrath Freiherrn von Gersdorff zu Rathe

1) Jedenfalls der Vater des zuerſt beſprochenen Unglücklichen.

2) Jedenfalls derſelbe, deſſen Leben im erſten Bande dieſer Sammlung dargeſtellt worden. Aber wie kam er zu dem Adel?

gezogen haben, die er als seine besonderen Gönner und theilnehmenden Freunde schildert. Sie hätten ihm geantwortet: daß, nachdem die Gewalt des Premierministers sich schon vorlängst so weit erstreckt habe, die Ungnade und Entlassung des Marquis de Fleury, der Grafen von Lagnasco, von Manteuffel, von Hoym, welche sämmtlich Cabinetsminister gewesen und das blaue Band gehabt, und des Grafen Watzdorff [1]) zu bewirken, ja Hoym und Watzdorff auf den Königstein zu bringen, Siepmann selbst einsehen würde, daß Widerstand unnütz sei. Er fügte sich also und leistete den fraglichen Eid, der ihn auch lange nachher, und als er auf Brühl keine Rücksicht mehr nahm, von einem deutlicheren Aussprechen über die Untersuchung abgehalten zu haben scheint. An Vorstellungen und Bemühungen ließ er es aber jetzt und später nicht fehlen, und dies um so weniger, als ihm sowohl Hennicke als Brühl, vielleicht um ihn desto sicherer beim Schweigen zu erhalten, mit Hoffnungen geschmeichelt haben sollen. Schon

---

1) Nicht bei allen diesen Personen ist ein Antheil Brühl's an ihrem Sturze bekannt, nicht einmal von Allen, daß und wie sie gestürzt worden. Franz Joseph Wicardel Marquis von Fleury und Beaumont war 1725, auf Empfehlung des Königs von Sardinien, als Minister des Aeußern in kursächsische Dienste getreten, war von 1726—28 Gesandter in Wien, ward 1731 entlassen, behielt aber, laut Rescript von 1734, seinen Gehalt, den er in den sardinischen Staaten verzehrte. Auch Lagnasco war Sardinier und trat ohne Eclat ab. — Ernst Christoph von Manteuffel, seit 1709 Reichsfreiherr, seit 1719 Reichsgraf, ward 1725 Cabinetsminister, 1727 Gesandter in Petersburg und Berlin, nach einer langen, eingreifenden und nicht unverdienstlichen Wirksamkeit 1730 mit 12,000 Thlrn. Pension in Ruhestand versetzt und starb zu Leipzig 30. Jan. 1749. — Der im Texte genannte Hoym war der Graf Karl Heinrich, über welchen und die andern Hoyme ein besonderer Artikel vorbehalten wird. — Ueber Watzdorff siehe den vorhergehenden Artikel.

im Sommer 1750 erhielt er Erlaubniß zu einer Badereiſe nach Teplitz, und bat von da aus auf das Dringendſte um Wiederherſtellung in Gnade und Einkommen. Darauf erfolgte ein Reſcript an den Grafen von Hennicke vom 22. September 1750, worin ihm der Aufenthalt an einem nicht weit entfernten auswärtigen Orte, bis er zurückberufen und wieder gebraucht werden würde, geſtattet ward. Doch mußte er auch diesmal einen eidlichen Revers ausſtellen, daß er ſich von dem Orte ſeines Aufenthaltes nicht entfernen, keine Correſpondenz, außer in ſeinen Privatangelegenheiten, führen [1]), und über die Urſachen ſeiner Entfernung tiefes Stillſchweigen beobachten wolle. Unter dieſen Bedingungen ließ man ihm den Hofrathscharakter und die 1300 Thlr. Er ging nach Hamburg und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung auf den daſigen Reſidentenpoſten, der ihm kurz vor ſeinem Sturze, wo er bei einer gefährlichen Erkrankung des Agenten in Hamburg, Legationsrathes von der Lith, durch den Legationsrath von Saul deshalb befragt wurde, zu gering geweſen war. Auf erneuertes Andringen erhielt er allerdings zur Antwort, daß der Baron Lefort bereits Anwartſchaft darauf erhalten habe, und als dieſer, der in ruſſiſche Dienſte zu treten willens war, die Anwartſchaft aufgab, trat eben der ſiebenjährige Krieg ein, und Siepmann's Mahnſchreiben blieben ohne Antwort. Ja, es hörte nun auch die Zahlung ſeiner Penſion auf, und erſt 1764 erhielt er wieder eine ſolche, jedoch nur im Betrage von 400 Thlrn. Er bat wiederholt, ſie wenigſtens zu verdoppeln, erlangte aber nichts, als daß ihm 1778 Perſonen-

1) Vergl. Gretſchel a. a. O.

ſteuerrückſtände, im Betrage von 105 Thlrn., erlaſſen wurden, was denn freilich nicht mehr als billig war, da man ihm ja die von 1756—64 ausgebliebene Penſion nicht erſtattete. Er ſtarb am 26. März 1780 zu Hamburg in dürftigen Umſtänden.

XI. Die Grafen von Promnitz.

Aus den Reihen des niedern Adels und dem Verhältnisse gewöhnlicher Rittergutsbesitzer wurden die von Promnitz, im Wesentlichen durch die Verdienste und den Familiensinn eines Einzigen aus ihrem Geschlechte, zu einem Güterbesitz gehoben, wie er außerhalb Oesterreichs wenig nicht reichsunmittelbaren Familien zueigen gewesen sein mag, wurden sie Standesherren, schon 1559 Freiherren und 1654 Reichsgrafen. Ihr Ausgangspunkt soll das Rittergut Weichau in Schlesien gewesen sein. Schon in alter Zeit hatten sie sich in zwei Linien getheilt, von denen die zu Dittersbach zu Anfang des 17. Jahrhunderts ausstarb. Ihr letzter Sprößling, Hans, adoptirte seinen Vetter und Stiefsohn, Balthasar Hermann auf Skersina; aber auch diese Linie starb um 1706 mit Hans Christoph aus. Die andere Linie stammte von Sigismund auf Weichau und Lassendorf († 1494). Dieser hinterließ zwei Söhne. Der von dem ältern, Kaspar, gestiftete Zweig auf Lassendorf erlosch 1613 mit Abraham Freiherrn von Promnitz. Aber aus ihm stammte der Bischof von Breslau, Balthasar (geb. 1488, starb 1561), welcher ein so geachteter und namentlich durch seine religiöse Duldsamkeit ausgezeichneter Mann war, daß selbst Philipp Melanchthon, bei seiner Erhebung zum

Biſchof (1548), ihm und der Kirche Glück wünſchte. Dieſer Balthaſar nun erwarb die Herrſchaften Pleß in Schleſien, Sorau und Tribel in der Niederlauſitz, hatte ſogar eine Zeit lang das Fürſtenthum Sagan pfandweiſe inne und ſtiftete ein Majorat und ein Minorat zu Gunſten ſeiner Familie. Dabei war es ein eigner Zug, daß er das weit bedeutendere Majorat nicht dem Zweige, aus welchem er ſelbſt ſtammte, ſondern dem andern, und zwar aus dem Grunde widmete, weil dieſer den alten Stammſitz des Geſchlechts, Weichau, noch innehabe. Es ward aber dieſer Zug von zarter Familienpietät auch inſofern belohnt, als der begünſtigte Zweig weit länger geblüht hat, als der mit dem Minorat bedachte. Der erſtere ſtammte von dem zweiten Sohne Sigismunds, Balthaſar, deſſen durch ſeinen Sohn Kaspar erzielte Enkel drei Linien ſtifteten, von welchen aber die mittlere und jüngſte auch erloſchen. Die älteſte gründete Heinrich auf Weichau. Dieſe Linie vereinigte nach und nach die Herrſchaften Sorau, Tribel, Drehna, Forſt, Pförten in der Niederlauſitz, Hoyerswerda in der Oberlauſitz, Halbau und Pleß in Schleſien, vieler Rittergüter nicht zu gedenken. Aus ihr ward Sigismund Friedrich in den Reichsgrafenſtand erhoben. Er hatte drei Söhne. Die Linie des zweiten, Heinrich, erloſch mit deſſen Sohne Erdmann, der 1704 als Rittmeiſter bei Poſen blieb. Die Linie des dritten, Ulrich Hipparch, welche Forſt und Pförten beſaß, ſtarb auch mit deſſen Sohne Anſelm, der Präſident der Oberamtsregierung zu Lübben war, 1726 aus, und die Herrſchaften kamen an die Grafen von Watzdorff, dann an die Grafen von Brühl. Der älteſte Sohn, Graf Erdmann (geb. 2. Sept. 1631 † 19. Jan. 1664), erzeugte Balthaſar Erdmann (geb. 9. Jan. 1658, † 3. Mai 1703), welcher

ſich am 11. Auguſt 1682 mit Aemilie Agnes, Tochter Heinrich's I. Grafen Reuß zu Schleiz (geb. 11. Auguſt 1662, † 25. Oct. 1729) vermählte, die nach ſeinem Tode den Herzog Friedrich von Sachſen-Weißenfels-Dahme am 13. Febr. 1711 heirathete, am 16. April 1715 aber auch von dieſem Witwe wurde. Aus dieſer Ehe ſtammte 1) Graf Erdmann II. (geb. 22. Auguſt 1683, königl. poln. kurſ. Cabinetsminiſter, † 7. Sept. 1745), welcher ſich in erſter Ehe, am 16. Juni 1705, mit der Prinzeſſin Maria Anna von Sachſen-Weißenfels (geb. 17. Juni 1683, † 16. März 1731), in zweiter Ehe aber, am 21. Februar 1733, mit Henriette Eleonore, Gräfin Reuß-Lobenſtein (geb. 1. Jan. 1706, † 7. April 1762) vermählte, und mit ſeiner erſten Gemahlin den Grafen Johann Erdmann erzeugte. 2) Friedrich auf Halbau. Die verwitwete Herzogin von Weißenfels-Dahme hatte, um in der Nähe ihrer Kinder zu leben, Drehna gekauft, wohnte dort und erzog den Sohn ihres ſchon 1712 verſtorbenen Sohnes Friedrich, den 1711 geborenen Grafen Balthaſar Friedrich.

Der Sohn der Herzogin, der regierende Graf Erdmann von Promnitz zu Sorau, kam jährlich einige Male mit ſeiner Gemahlin und Töchtern zu der Herzogin zum Beſuch. Er war ſehr fromm, und der Kammerjunker der Herzogin traf ihn oft, wie er mit ſeiner Familie kniend betete. Der Kammerjunker kniete dann auch nieder. Die Herzogin aber fragte ihn wohl: „hat Er auch niederknien müſſen?“ und ſetzte hinzu: „ich habe meinen Sohn Erdmann recht lieb, allein er muß nicht von mir verlangen, daß ich täglich einige Stunden mit ihm beten ſoll; denn das würde mir bei meiner Corpulenz viel zu ſchwer fallen.“ Die jungen Gräfinnen tanzten ſehr gern, mußten aber damit warten, bis ihr Vater

zu Bett war, wo dann für Muſik und Tänzer geſorgt ward.

Der Graf Friedrich zu Halbau war von ſeiner Gemahlin, Helene Marianne Charlotte, gebornen Gräfin von Tenczin und Erbin von Steinau im Fürſtenthume Oppeln [1]), in jungen Jahren zu Tode geärgert worden. Als er 1712 ſtarb, fiel ſeine Gemahlin in Ohnmacht; wie ihr aber ein Bedienter angezündeten Schwefel unter die Naſe hielt, ſprang ſie auf, ergriff ein Piſtol, dergleichen ſie ſtets um ſich führte, und drohte, ihn zu erſchießen. Er ſchlug ihr die Piſtole aus der Hand und lief weg. Außer dem bei der Herzogin erzogenen Sohne hinterließ der Graf eine Tochter, Agnes Marie Friederike (geb. 12. Dec. 1712), die bei der Mutter blieb. Bei dieſer, einer trunkſüchtigen, liederlichen, abergläubiſchen und rohen Perſon, war ſie nun freilich ſehr übel aufgehoben. Zwar verheirathete ſich die Mutter am 27. Dec. 1716 wieder mit dem Grafen Johann Alexander von Callenberg zu Muskau [2]). Dieſer wollte ſie aber auch bald wieder los ſein, und behauptete zuerſt, ſie ſei von ihrem Mohren ſchwanger, weshalb er ſie zu Dresden verhaften ließ. Sie ſchrieb an den König Auguſt I. und legte ein ärztliches Zeugniß bei, daß ſie gar nicht ſchwanger ſei. Der König ließ ſie zwar zu ſich

1) Sie war am 3. Jan. 1694 geboren und die Tochter des Grafen Georg Friedrich von Tenczin auf Steinau und Eilgut.

2) Er war kurſächſiſcher Geheimrath, geb. 12. März 1697, ſtarb 13. Febr. 1776. Der Umſtand, daß auch ſein Enkel, der Graf, und ſein Urenkel, der Fürſt von Pückler, ſich von ihren Gemahlinnen ſcheiden ließen, ſowie die bekannten Wunderlichkeiten des Letztern, könnten zu der Vermuthung führen, daß dieſe Ader durch jene tolle Gräfin in die Familie gekommen ſei. Indeß dieſe Nachkommen ſtammen nicht von ihr, ſondern von der zweiten, erſt 1741 geheiratheten Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Werthern.

kommen, wendete ſich aber mit Ekel ab, als er, wie er ſie küſſen wollte, den Branntwein roch, den ſie getrunken hatte. Des Arreſtes ward ſie jedoch entlaſſen, als ſie ihre Nichtſchwangerſchaft eidlich verſicherte. Nun ſtellte der Graf einen jungen Herrn von W. an, der ſie mit in ſeine Schlafkammer nahm, in welcher ein Notarius verſteckt war und zur rechten Zeit zum Vorſchein kam. Sie kam wieder in Arreſt, und der Graf fuhr an ihrem Gefängniß vorüber und grüßte ſie höhniſch. Als ſie aber zwei Finger über den Kopf hielt und das Hörnerzeichen machte, ließ er ſich nicht wieder ſehen. Sie wurden geſchieden und ſie zog wieder nach ihrer Herrſchaft Steinau. Die Herzogin hätte ihre Enkelin gern zu ſich genommen, aber die Mutter gab ſie nicht her. Endlich erhielt die Herzogin ein anonymes Schreiben, worin ſie dringend aufgefordert wurde, die junge Gräfin aus den Händen der alten zu retten. Mutter und Tochter würden demnächſt ins Kukusbad gehen; dorthin möge eine zuverläſſige Perſon geſendet werden, der man Mittel und Wege angeben werde, die junge Gräfin nach der Niederlauſitz zu bringen. Die Herzogin und Graf Erdmann kamen überein, dem Rathe zu folgen. Der eine Hofcavalier war der Gräfin bekannt, bei der er zu Dresden gegeſſen; der andere war zu alt und zu häßlich, und ſo entſchied man ſich für den Herr de Fevre, den Hofmeiſter des jungen Grafen, einen jungen Mann von 27 Jahren, der auch den Auftrag mit Vergnügen annahm. Er gab ſich für einen Baron von Kriegsheim aus dem Voigtlande aus; die Herzogin ließ ihm zwei ſchöne Kleider machen, gab ihm drei Bedienten und einen guten Beutel Geld mit. Die Gräfin war richtig im Bade, jedoch ohne ihre Tochter, welche in Folge der harten Behandlung, die ſie von ihrer Mutter er-

fuhr, erkrankt war. So ſagte wenigſtens der unbekannte Briefſteller, der ſich als den Kammerdiener der Gräfin, Georgi, auswies. Die Gräfin dagegen, der der junge Cavalier ſehr in die Augen ſtach und die ihn ſogleich zu ſich einlud, erzählte ihm, ihre Tochter ſei ein unerzogenes Bauermädchen, welche nichts lerne und ihr nicht folgen wolle, weil ſie zu ihrer Großmutter zu kommen hoffe. Daraus ſolle aber nichts werden; es ſei ſchon genug, daß ihr Sohn zum Pietiſten, alſo zum Heuchler erzogen werde. Uebrigens bedaure ſie, daß ſie ihrem zweiten Gemahl, der ſich alle Mühe gegeben, ſeine Hahnreiſchaft zu erweiſen, keine Kugel durch den Kopf geſchoſſen. Die Mannsperſonen hätten ihr großen Verdruß verurſacht, und doch könne ſie deren Geſellſchaft nicht entbehren, weil ſie bei ihnen mehr Gründliches, als bei Perſonen ihres Geſchlechts, fände. Uebrigens erfuhr er, daß die Gräfin jederzeit zwei Paar geladene Piſtolen bei ihrem Bette hängen habe und auf 20 Schritt einen Siebenzehner treffe. Er ſchrieb der Herzogin: man möge für ihn beten, denn innerhalb 14 Tagen werde er entweder die junge Gräfin bringen, oder todt ſein. Es kam anders und eigentlich ſchlimmer. Er erhielt in Steinau ſein Zimmer neben der Schlafkammer der Gräfin, was ihn in ſeinen Plänen ſehr genirte. Auch ward die Gräfin theils durch eine unvorſichtige Aeußerung eines ſeiner Bedienten, theils durch das Zutrauen, was ihm ihre Tochter bewies, endlich durch den Brief einer Gräfin von Althan [1]), die ihr aus dem Kukusbade ſchrieb, daß der Baron ſich einen falſchen Namen gebe, argwöhniſch, und er mußte den Abzug beſchleunigen. Es gelang in

1) Die junge Gräfin heirathete ſpäter einen Grafen von Althan, und vielleicht hängen dieſe beiden Facta zuſammen.

der That, die Gräfin mit ihrer Kammerjungfer glücklich fort und nach Drehna zu bringen; ja, man sieht nicht recht ein, warum dies nicht auch ohne de Fevre hätte bewerkstelligt werden können. Die Herzogin ließ in der Kirche ein Dankfest anstellen. Aber de Fevre blieb aus. Er war zwar gleich nach der jungen Gräfin abgereist und bis Neumarkt gekommen, hielt sich aber hier zu früh für sicher, legte sich schlafen und frühstückte des andern Morgens in aller Ruhe, als der Kammerdiener, ein Schreiber und ein Vertrauter der Gräfin hereindrangen, den „lutherischen Hund" zu Boden warfen und seine Verhaftung erwirkten. Er bat und erlangte vor der Hand nur, daß er nicht der grausamen Gräfin ausgeliefert würde. Diese hatte die Flucht ihrer Tochter erst spät gemerkt; als sie sich aber überzeugte, daß diese sowohl, als der Baron mit seinen Leuten, Georgi und die Kammerjungfer fort seien, schickte sie ihre Leute zur Verfolgung, ließ Steckbriefe bekannt machen, in welchen protestantische Proselytenmacherei als Grund des Vorgegangenen angegeben wurde, und setzte 100 Speciesducaten auf Einbringung der Flüchtlinge. Der arme de Fevre soll, nach Einigen, auf der Festung Olmütz gestorben sein. Andere erzählen, die Gräfin habe endlich doch noch seine Auslieferung erwirkt und ihn bei Wasser und Brot einmauern lassen. Preußische Soldaten hätten ihn 1741 mit langem Bart, ohne Nase und Ohren und irrsinnig getroffen, und er sei vier Tage nachher gestorben. Die Herzogin konnte ihn nicht retten, denn sie konnte nicht einmal die junge Gräfin bei sich behalten. Die Gräfin Callenberg, oder ihre Freunde, hatten die Religion ins Spiel gezogen, und die Gräfin trat der Kaiserin ihr Mutterrecht ab. Nun ward dem in Schlesien selbst begüterten Grafen Promnitz, bei, nach und nach, 18,000 Ducaten Strafe,

die Auslieferung der jungen Gräfin, die übrigens nicht wieder zu ihrer Mutter gethan werden ſolle, aufgelegt. Man rieth dem Grafen, den Streit durch eine Berufung an das corpus evangelicorum hinauszuziehen, aber die Sache war ihm doch zu bedenklich. Sie gingen endlich nach Breslau und hofften noch vermitteln zu können, daß die junge Gräfin bei der Herzogin gelaſſen würde, zumal der Director des Oberamts zu Breslau, Graf Johann Anton von Schafgotſch[1]), ein Verwandter und Freund war. Dieſer, ein kleiner, verwachſener, aber dienſtfertiger und gelehrter Mann, erwies ihnen auch während der drei Monate, welche die Herzogin zu Breslau zubringen mußte, alle mögliche Höflichkeiten, mußte ihnen aber doch endlich ankündigen, daß die junge Gräfin nach Wien müſſe, und tröſtete ſie nur einigermaßen durch den Rath, derſelben ein evangeliſches Fräulein von Hund als Begleiterin mitzugeben. Die Sache hatte in Breslau großes Aufſehen gemacht, und einige Evangeliſche erboten ſich, die junge Gräfin heimlich nach Dresden zu ſchaffen, wenn nur die Herzogin einen Brief an einen Geheimrath mitgeben wolle; es ſcheint aber, ſie hat die Sache doch zu ernſthaft gefunden, um ſich weiter damit einlaſſen zu wollen. Die Angelegenheit ward auch auf die breslauer Kanzeln gebracht, welche damals in ſolchen Dingen die Stelle der heutigen Journale vertreten zu haben ſcheinen; die Herzogin ließ ſich das aber verbitten. Sie verließ Breslau im März 1722 wieder, während ihr Kammerjunker von Nüßler noch dort bleiben und das Weitere abwarten und beſorgen mußte. Die

1) Geb. am 19. April 1675, Ritter des goldenen Vließes, kaiſ. wirklicher Geheimrath, 1708 Reichsgraf, † 17. März 1742; Vater des bekannten Fürſtbiſchofs.

Geldbuße des Grafen von Promnitz ward auf 2000 Ducaten heruntergehandelt. Georgi war glücklich nach Drehna gekommen und in die Dienste der Herzogin genommen worden. Als auch seine Auslieferung verlangt ward, rieth der Präsident der Oberamtsregierung zu Lübben, auch ein Graf von Promnitz, ihn ins Ausland zu schaffen, worauf er dem berühmten russischen Feldherrn Grafen Münnich zum Stallmeister empfohlen wurde und 200 Louisdor Reisegeld erhielt. Die junge Gräfin war nach Wien gebracht und einem, von der Gräfin bezeichneten gräflichen Hause zugewiesen worden. Vier Wochen lang ließ man das Fräulein von Hund und zwei evangelische Bedienten noch bei ihr; dann erhielten sie die Weisung, sich nach Hause zu begeben. Das Fräulein zog zwar zunächst zu dem evangelischen Banquier Schreyvogel; da sie aber sah, daß ihr alle Verbindungen mit der jungen Gräfin abgeschnitten blieben, so reiste sie endlich nach Drehna zurück. Bis dahin hatte die junge Gräfin, die übrigens erst im zehnten Jahre stand, den Anmuthungen der Jesuiten widerstanden; später aber ist sie durch die Kaiserin selbst bekehrt worden und ward am 15. Februar 1733 an den Grafen Michael Johann von Althan, welcher 1778 als Grand von Spanien erster Classe, Ritter des goldenen Vließes, wirklicher Geheimrath und Vicepräsident der obersten Justizstelle starb, verheirathet, ist aber schon am 30. Oct. 1739, wie es hieß vor Gram, gestorben, worauf ihr Gemahl noch drei Frauen geheirathet hat. Die Gräfin von Callenberg, ihre Mutter, trieb ihr Wesen fort, bis 1741 eine gänzliche Wendung eintrat. Sie ward nämlich von ihren eignen Unterthanen bei dem österreichischen General von Neipperg angegeben, daß sie mit preußischen Offizieren in genauem Verkehre stünde,

was wohl möglich ist, aber schwerlich einen politischen Charakter gehabt hat. Der General gab sofort Befehl, sie als Landesverrätherin zu verhaften und mit ihren werthvollsten Sachen nach Neiße zu schaffen. Sie ward jetzt von ihren katholischen Unterthanen im Bette überfallen, mit Stricken gebunden, auf einen Leiterwagen geworfen und mit ihren besten Geräthschaften, die aber sehr beschädigt wurden, nach Neiße gebracht, wo sie vor Verdruß und Elend gestorben ist. Bald darauf kam die preußische Armee in die Gegend, das Schloß ging in Brand auf und der schöne Garten ward verwüstet [1]).

Der bei der Herzogin erzogene Sohn, Graf Balthasar Friedrich, hatte auch eigne Fata. Auf seinen Reisen wollte er über das mittelländische Meer nach Cadix gehen, aber das Schiff, worauf er sich befand, wurde von einem Kaper aus Algier genommen und er ward als Sklave verkauft. Der holländische Consul schoß jedoch 3000 Ducaten zu seiner Ranzionirung vor, worauf er über Holland nach seiner Herrschaft Halbau, zu der er später auch Drehna [2]) erhielt, zurückreiste. Er war mit seinem Oheim zu Sorau über die Herrschaft Pleß in Streit und führte den Proceß in Breslau. Hier lernte er die verwitwete Gräfin Anna Christina Sophia von Maltzan, geborene Gräfin von Erbach-Fürstenau, eine an Geist und Gütern reiche, liebenswürdige Dame kennen, die bereits viele große Partien ausgeschlagen hatte, ihm aber aus Achtung für seinen Cha-

1) Die Vorgänge mit der tollen Gräfin zu Steinau erzählt Büsching in seinem Leben von Nüßler's.

1) Drehna gehört jetzt den Fürsten Lynar.

rakter 1737 ihre Hand reichte. Er ſtarb aber ſchon 1740 und ſeine Witwe hatte noch 1751 die Schwachheit, ihren ehemaligen Pagen, den Grafen Friedrich Auguſt von Kospoth, zu heirathen, worauf das Vermögen ſehr abgenommen haben ſoll.

Der Graf Erdmann II. von Promnitz wurde am 7. Sept. 1745 auf ſeinem Schloſſe in Schleſien durch öſterreichiſche Huſaren gemishandelt und getödtet. Sein Sohn, Graf Johann Erdmann, geb. 2. Febr. 1719, wollte ſeine niederlauſitziſchen Herrſchaften Sorau und Triebel an ſeinen Schwager, den Grafen Heinrich Ernſt von Stolberg-Wernigerode [1]), gegen eine Leibrente von 12,000 Thlrn. abtreten. Da aber das Lehn auf dem Fall ſtand, ſo trat der Landesherr 1767 ſelbſt ein und die Herrſchaften kamen an Kurſachſen. Die ſchleſiſchen Herrſchaften trat derſelbe Graf an den Stiefſohn ſeiner Schweſter, den Prinzen Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen, ebenfalls gegen 12,000 Thlr. Leibrente, ab,

---

1) Heinrich Ernſt, geb. 7. Dec. 1716, † 24. Oct. 1778. Er hatte ſich am 11. Dec. 1738 in erſter Ehe mit Marie Eliſabeth Gräfin von Promnitz (geb. 24. Oct. 1717) verheirathet, die aber ſchon am 20. Juli 1741 ohne Kinder ſtarb. Er heirathete dann, am 12. Juli 1742, die Prinzeſſin Chriſtina Anna Agnes von Anhalt-Köthen. Aus dieſer zweiten Ehe kam die Gräfin Luiſe Ferdinandine (geb. 30. Sept. 1744), welche am 13. Juni 1766 den Prinzen Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen heirathete. Dieſer war ein Sohn des Fürſten Auguſt Ludwig und einer andern Schweſter des letzten Grafen von Promnitz, der Gräfin Chriſtine Johanne Emilie (geb. 15. Sept. 1708, verm. 14. Jan. 1726, † 20. Febr. 1732). Von ihm und ſeiner Couſine ſtammte der im Jahre 1848 ausgeſtorbene Zweig des Hauſes Köthen ab, ſodaß auch dieſe Nachkommenſchaft der Promnitze, die Erbin ihrer ſchleſiſchen Güter, erloſchen iſt. Eine dritte Schweſter, Agnes Sophie (geb. 14. Mai 1720), heirathete am 4. Nov. 1747 den Grafen Heinrich XXVIII. Reuß-Ebersdorf, woraus auch keine Nachkommenſchaft erwachſen iſt.

lebte nun erſt in Merſeburg, dann in Wien und ſtarb am 4. Juli 1785. Von ſeiner Gemahlin, einer Prinzeſſin von Carolath [1]), war er geſchieden und der Letzte vom Mannsſtamm ſeines Hauſes.

1) Geb. 28. Juni 1727, verm. 5. Aug. 1744, ſeparirt 1746, † 18. Dec. 1762.

XII. Die Grafen von Hoym.

Name und Herkunft derer von Hoym wird von der in der Nähe von Quedlinburg gelegenen, zu dem anhaltbernburgiſchen Gebiete gehörigen kleinen Stadt Hoym abgeleitet. Ein Zweig derſelben begleitete das Erbkämmereramt im Bisthum Halberſtadt. Mitglieder dieſer Familie ſind Biſchöfe zu Halberſtadt und zu Merſeburg geweſen.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erwarb ein Zweig derſelben das bedeutende Rittergut Droißig im Thüringiſchen. Aus demſelben ſtammte Ludwig Gebhard von Hoym auf Droißig (geb. 17. November 1631 † 2. Januar 1711), welcher kurſächſiſcher wirklicher Geheimer Rath und Kammerpräſident und am 6. März 1676 vom Kaiſer Leopold zum Reichsfreiherrn erhoben wurde. Ein zwanzig Jahre ſpäter kam er in Unterſuchung und auf den Königſtein. Gegen Auszahlung von nicht weniger als 200,000 Thlrn. wurde aber ſein Proceß am 20. März 1696 niedergeſchlagen, und am $^{14}/_{24}$ Juli 1697 erhielt er als Kammerpräſident die Zuſicherung: daß gegen ihn niemals inquisitorie, ſondern ſtets nur civiliter verfahren werden ſollte. Der üble Verdacht, der gegen ihn aus dem allen erwachſen könnte, wird, mit Berückſichtigung des ſehr niedrigen Maßſtabes, welcher damals

überhaupt für die öffentliche Sittlichkeit galt, dadurch wesentlich gemildert, daß die bekannte, so schonungslose Denkschrift, wegen welcher von Wolframsdorf auf den Königstein kam, sich im Ganzen so vortheilhaft über ihn ausspricht, wie über Wenige. Er habe Mühe gehabt, den Haufen der Schmeichler und Höflinge zu durchbrechen, sagt sie. Seine strenge und thätige Lebensweise habe ihn verhaßt gemacht. Allerdings erwähnt sie, daß er äußerst ökonomisch und aufs Reichwerden bedacht sei. Aber sie wirft ihm nicht vor, daß er das auf Kosten des Staats betrieben habe, findet ihn vielmehr zum Leiter des fürstlichen Hofstaats sehr geeignet. Nicht an ihm habe es gelegen, daß die Misbräuche nicht abgestellt worden seien. Er hatte vier Frauen[1]) nach einander geheirathet und mit den drei ersten 16 Söhne und fünf Töchter erzeugt. Aus der zweiten Ehe stammte zuvörderst der Geheime Rath Adolf Magnus (geb. im Mai 1668), welcher 1711 mit seinen Brüdern, während des Reichsvicariats, in den Grafenstand erhoben wurde und der erste Gemahl der Cosel war, nachher aber sich mit einer Friesen verband, aus beiden Ehen keine Kinder hinterlassend[2]). Dieser gehörte zu den, in der damaligen Zeit auf den höheren Posten ebenso seltenen, als später häufigen Beispielen streng rechtlicher und patriotischer Staatsmänner. Indem er, bei Gelegenheit der ständischen Beschwerden über die willkürlichen Uebergriffe des Revisionsrathes, dessen Mitglied er selbst war, sich mit größtem Freimuth zu Gunsten der Stände ausgespro-

1) Eine Freiin von Taube († 1659), ein Fräulein von Schönfeld († 1681), ein Fräulein von Haugwitz († 1702) und die verwitwete Obristin von Bünau, geb. von Irmentraudt († 1710).

2) Bd. I. S. 296—297.

chen (1700), fand sich der König bewogen, den Revisionsrath, der zu so vielen Klagen Anlaß gegeben, aufzuheben. 1702 wurde er zum Generalinspector der Accise ernannt und 1704 an die Spitze des General-Accis-Collegiums gestellt, wo denn seine umsichtsvolle Verwaltung sowohl zu der willigen, der freiwilligen Aufnahme dieser Abgabe in den Städten[1]), als zu dem finanziell lohnenden Ertrage derselben wesentlich beitrug. Wohl aber mochte er mehr und mehr erkennen, daß er nicht gegen den Strom schwimmen könne, und verfiel darüber in gänzliche Unlust zu allen Geschäften, in Ueberdruß an dem sächsischen Thun und Treiben. Am 3. März 1712 nahm er seine Entlassung, vertauschte und verkaufte seine sächsischen Güter[2]) und zog nach Wien, wo, oder nach Andern in Ratibor, er nach 11 in Schwermuth verlebten Jahren am 15. Oct. 1723 gestorben ist. Allerdings mochte ihm sein Hauptwerk, die Accise, ungeachtet sie den Beifall des Volkes und des Hofes fand, doch insofern viel Verdruß bereitet haben, als ihm eine unbesiegbare Opposition des Grundadels und damit der einflußreichsten Familien des Landes entgegenstand, welche auch die Einführung derselben auf dem platten Lande definitiv zu hindern gewußt hat.

---

1) Die Abgabe war von den Ständen nicht bewilligt, wurde aber von den Städten freiwillig übernommen, indem diesen dafür ein entsprechender Erlaß an den directen Steuern zu Theil ward. Den Betrag dieses Erlasses vergütete die Regierung der Steuer-Kasse und machte noch ein sehr gutes Geschäft. Man erkannte damals, daß eine halbwegs zweckmäßige indirecte Abgabe vom Volke leichter und williger getragen werde, als jede directe, und diese auch in England und Amerika wohl bekannte Erfahrung werden alle Declamationen der Idealisten nicht erschüttern.

2) Burg- und Kirchenscheidungen vertauschte er an den Generalfeldmarschall Grafen von Flemming gegen die Herrschaft Schlawenzig im Fürstenthum Troppau. Schkölen verkaufte er an den Grafen Moritz von Sachsen.

Ueberhaupt hatten die Hoyms noch wenig Familienverbindungen in Sachsen, wie auch die angeführte Denkschrift bemerkt. Doch war eine rechte Schwester des Grafen, Rahel Charlotte (geb. 2. Nov. 1676 † 17. März 1753), seit dem 8. August 1699 mit jenem einflußreichen Grafen Friedrich Vitzthum von Eckstädt vermählt, welcher 1726 bei Warschau im Duell blieb [1]). Die Denkschrift sagt von Adolf Magnus: er folge den Fußtapfen seines Vaters; sein Benehmen sei etwas anmaßend, und sein Aeußeres kalt; wer ihn näher kenne, merke aber wohl, daß er nicht übel raisonnire. Man halte ihn für hochfahrender, als den Vater; allein der ganze Unterschied bestehe wohl darin, daß, wenn Beide Jemanden einen Spitzbuben nennten, der Vater es mit Gemüthsruhe, der Sohn mit Leidenschaftlichkeit thue.

Der Graf Karl Siegfried, Geheimer Rath, geb. 9. Juli 1675 † 2. April 1738, am 12. Januar 1720 mit einem Fräulein von Löben verheirathet, stiftete die Linie zu Guteborn, welche aber am 12. Juli 1775 mit seinem Enkel, dem Grafen Adolf Magnus Gotthelf, einem Posthumus, der zugleich ein Enkel des bekannten Grafen von Beichlingen war, in männlichen Erben erloschen ist.

Der Graf Ludwig Gebhard II. (geb. 23. October 1678 † 6. Mai 1738), Geheimer Rath und Oberhauptmann in Thüringen, stiftete, mit einer Gräfin von Werthern, die Linie zu Droißig, welche aber auch keinen Bestand gehabt hat. Sein ältester Sohn, Graf Julius Gebhard auf Droißig, Schlawentitz, Oppurg ꝛc. (geb. 17. Nov. 1721), war zwar zweimal vermählt, zuerst mit einer Gräfin Brühl, dann mit einer Dies-

1) Bd. I. S. 301—2.

kau [1]), hinterließ aber, bei seinem am 14. Februar 1769 erfolgten Tode, nur eine Tochter. Ebenso erzeugte sein zweiter Sohn, Graf Gotthelf Adolf auf Gleina, Thallwitz ꝛc., Geheimer Rath (geb. 24. Nov. 1721 † 22. April 1783), welcher 1769 Droitzig und 1775 Gutebborn geerbt hatte, mit Sophie Auguste Gräfin von Stolberg-Roßla (geb. 11. Juni 1754, verm. 27. November 1769, † 3. März 1776) auch nur eine Tochter, Luise Henriette (geb. 30. März 1772), welche sich am 16. August 1791 mit dem Grafen Reuß zu Ebersdorf, Heinrich LI. (geb. 16. Mai 1761 † 10. Juli 1822), vermählte und dadurch die Güter an dieses Haus brachte. Sie ist die Mutter des bekannten Fürsten Heinrich LXXII., welcher am 1. October 1848 auf die Regierung von Lobenstein und Ebersdorf, sowie auch antheilsweise Gera, zu Gunsten des Fürsten zu Schleiz verzichtete und darauf seinen Wohnsitz eben auf jenem Hoym'schen Erbgute Gutebborn (in der sächsischen Oberlausitz) nahm, übrigens unvermählt und der einzige männliche Sprosse seines Zweiges ist.

Das unglücklichste Ende nahm der Graf Karl Heinrich, der wohl der jüngste Sohn des alten Freiherrn Ludwig Gebhard war und aus dessen dritter Ehe stammte. Derselbe stieg sehr rasch. Er ward 1719 Kammerherr, war 1720 — 1728 Gesandter in Paris, wo er ganz und gar französirt worden sein soll, ward 1723 Geheimer Rath, am 19. Juni 1724 Cabinetsminister, erhielt als solcher am 19. März 1729 das innere Departement und ward am 15. April 1729 wirklicher Geheimer Rath. Am 28. August 1729 bekam er die königliche Zusicherung, daß sein functionsmäßiger Gehalt ihm lebenslänglich

1) Bd. I. S. 214.

und eintretenden Falles auch außerhalb Sachſens gezahlt werden ſolle. Bei einem Rücktritte von ſeinen Functionen ſollte er eine jährliche Penſion von 12,000 Thlrn. beziehen. Endlich erhielt er am 15. Auguſt 1730 den Vorſitz im Geheimen Conſilium.

Aus all dieſen Ehren, Würden und Vortheilen wurde er plötzlich geſtürzt. Zu Anfange des Jahres 1731 wurden der Oberſt und Generaladjutant von Rochau und der Hof- und Juſtiz-, auch Appellationsrath Günther auf ſein Gut Skaßka abgeordnet, ihm die 18 Anklagepunkte nebſt Beweisſtücken vorzuhalten, „zugleich auch mündlich etwas von dem, ſo nicht mit in die Punkte eingefloſſen, zu erinnern und ihm anzudeuten, daß Se. Majeſtät ſeinem freien Willen überließe, ob er ſich aller derer Punkte ſchuldig und damit die Ungnade und ernſtliche Beſtrafung wohl verdient zu haben, eigenhändig bekennen und Ihre Majeſtät um Milderung der Strafe nochmals anlangen, oder daß ſeine Verbrechen durch eine hierzu beſonders angeordnete Commiſſion rechtlich unterſucht und den Rechten nach beſtraft würden, gewärtig ſein wolle."

Ueber die 18 Artikel haben wir wenigſtens ein Summarium in Händen, woraus ſich ergibt, daß ſie ſich auf folgende Umſtände bezogen: 1) daß Hoym ermahnt worden ſei, ſich zu beſſern und 2) nicht gehorcht habe; 3) daß er deſpotiſch und mit ſouverainer Gewalt regiert habe; 4) daß er auf ſein Privatintereſſe Rückſicht genommen; 5) daß er Andere ſchlecht behandelt; 6) daß er dem Herrn (le Maître) alles verborgen gehalten und ihm nichts habe wiſſen laſſen; 7) daß er gegen die Verordnungen gehandelt; 8) daß er ſich alles angemaßt; 9) daß er ſeine Handlungen und Reden verleugnet; 10) das Poſtverbrechen; 11) daß er falſche Rechnungen und Schuldverſchreibungen gemacht; 12) das unanſtändige Reden

und Benehmen während des Aufenthaltes des Königs von Preußen (1730) sowohl in Dresden, als im Lager[1]) und anderwärts; 13) daß er ohne Erlaubniß des Herrn mit auswärtigen Höfen habe unterhandeln wollen; 14) daß er gegen das Ansehen und die Rechte des Herrn gehandelt; 15) daß er sich in Sachen gemischt, die ihn nichts angingen; 16) die Porzellanangelegenheit, wo er geradezu gegen den Befehl nach eignen Ansichten und Interessen gehandelt; 17) daß er in den vom Könige unterzeichneten Befehlen habe radiren und ändern lassen, auch dergleichen zurückbehalten habe, ohne sie zu befördern; 18) Vermehrung der Kosten.

Ungeachtet von diesen, zum Theil sehr allgemein gehaltenen Punkten nur die sub 10), 11), 16) und 17) zum Gegenstande einer eigentlichen rechtlichen Untersuchung und Strafe geeignet scheinen, so zog es der Graf doch, vielleicht mit Rücksicht auf eben diese Punkte, vielleicht auch im Hinblick auf Anderes, was gar nicht darin stand, was aber die Commissarien „einfließen" ließen, vor, sich der Gnade zu überlassen und einer rechtlichen Untersuchung auszuweichen. Es ward nun beschlossen, daß er aller seiner Chargen gänzlich entsetzt sein, niemals wieder in Dresden, oder wo Ihro Majestät oder Ihre Königliche Hoheiten, der Kurprinz und die Kurprinzessin, oder Ihrer Majestät oder des Kurprinzen Hoflager zugegen sein möchte, sich einfinden, sondern auf seinen Gütern, oder an dem Orte, der ihm besonders erlaubt würde, sich aufhalten und keine Correspondenz, außer in seinen Privatangelegenheiten, führen, die von ihm verursachten Schäden und zur Ungebühr erhobenen Gelder prompt erstatten, ohne speciellen königlichen Consens ei-

1) Bei Mühlberg, 30. Mai — 29. Juni 1730.

nes von seinen sächsischen Gütern veräußern, oder mit Schuld beschweren sollte. Er mußte 100,000 Thlr. zahlen, einen Eid über Einhaltung der Bedingungen leisten, einen schriftlichen Revers ausstellen, und erhielt nun am 18. Juni 1731 Abolition.

Bei dem Thronwechsel (1733) soll er auf kurze Zeit auf den Königstein gekommen sein, was darauf hindeuten würde, daß er sich besonders die Ungnade des Kurprinzen, nunmehrigen Kurfürsten zugezogen. Er sei aber bald wieder losgekommen. Dies jedoch nur für kurze Zeit. Denn am 22. December 1734 wurde er wieder auf den Königstein gebracht und auf der Johann-Georgenburg verwahrt, wo er sich aus eignen Mitteln zu erhalten hatte. Er mochte daran verzweifeln, wieder in Freiheit zu kommen, und dem leeren, blasirten Weltmanne, was er, nach allen Zeugnissen über ihn, war, mochte die Haft auf der einsamen Bergfestung unerträglich werden. Am 22. Mai 1736 erhängte er sich mit einem Schnupftuche an einem Spiegelhaken, nachdem er auf einem auf den Tisch gelegten Zettel seinen Bedienten gebeten, ihn abzuschneiden und, gegen eine Belohnung von 1000 Ducaten, ins Bette zu legen, als ob er am Schlage gestorben sei. Sein Wunsch ward nicht erfüllt. Er mußte 14 Tage hängen bleiben, bis Ordre aus Warschau kam, worauf er (am 5. Juni) durch einen Bauer und dessen Frau, die dafür 100 Fl. erhielten, abgenommen und auf dem Garnisonkirchhofe zu Königstein begraben wurde. Er kam in einen schlechten Sarg, der mit Hobelspänen gefüllt war, und wurde in der Kleidung beerdigt, in der er sich erhängt hatte. Durch Decret vom 8. März 1737 wurde sein ganzes Vermögen confiscirt.

Er scheint nicht verheirathet gewesen zu sein. Der

ganze im Sächſiſchen angeſeſſen geweſene Zweig der Grafen von Hoym iſt im Mannsſtamm ausgeſtorben. Die in Preußen blühenden Grafen von Hoym ſtammen von dem braunſchweigiſchen Zweige ab, aus welchem der preußiſche Geheime Oberfinanzrath Hartwig Ludwig Anton von Hoym am 18. April 1809 in den preußiſchen Grafenſtand erhoben wurde.

XIII. Entführungen.

Ernſt von Iſenburg, der letzte aus der grenzauiſchen Linie des Hauſes Iſenburg, General der niederländiſchen Finanzen, Gouverneur von Luxemburg, Ritter des goldenen Vließes, General der Artillerie, hatte ſich erſt mit Helena, einer Tochter des Fürſten Karl von Aremberg, dann mit Maria Anna von Hohenzollern-Hechingen (1636), einer Dame von ungemeiner Schönheit (geb. 1614), vermählt. In jener Zeit kam ein Hauptmann Maſſaube nach Köln, wo die Gräfin im Iſenburger Hofe reſidirte. Derſelbe war der Sohn eines Edelmanns aus der Gegend von Montpellier, der durch Kriegsfahrten nach Lothringen verſchlagen worden war, die Tochter des Gouverneurs von Nancy geheirathet und ſich an den Ufern der Meurthe angeſiedelt hatte. Der Sohn war als Page an dem Hofe des Erzherzogs Leopold, Biſchofs zu Paſſau und Strasburg, erzogen worden und dann in das Lothringiſche Regiment Vaubécourt eingetreten, in welchem er eine Compagnie führte, als er in den Dienſt Ludwigs XIII. trat. Einſt war Muſterung. Maſſaube's Compagnie war nicht vollzählig, und den Unterſchleif zu verbergen, hatte der Hauptmann passe-volants, d. h. Burſche gemiethet, die nur für die Stunde der Muſterung eintraten. Der inſpici-

rende Offizier entdeckte den Betrug, sprach sich offen darüber aus und drohte, die Sache an den König zu berichten. Vor Scham und Aerger gerieth Massaube in Wuth, schlug mit einer Büchsengabel auf den Musterinspector und schrie dazu: „Das bring dem König!" Im Augenblicke aber fiel ihm aufs Herz, was er gethan hatte; er riß sein Pferd herum, sprengte davon und kam glücklich über die nahe Grenze. Das Bild des Majestätsverbrechers ward hingerichtet; er selbst kam glücklich nach Köln und ward Oberstlieutenant in dem Leibregiment des Herzogs Karl IV. von Lothringen, dessen Gefährte und Vertrauter er ward. Mit ihm kam er auch an den Isenburger Hof, erst in die Gesellschaft der Hoffräulein, dann, als diese die Herrin auf sein Lautenspiel aufmerksam gemacht, in die der Gräfin. Es entspann sich ein vollständiges, engstes Liebesverständniß und dieses gedieh so weit, daß sie selbst ihren Buhlen aufforderte, sie und zwar nach Frankreich zu entführen, nach demselben Frankreich, wo ein Todesurtheil über dem Haupte des Flüchtigen schwebte.

Doch die Liebe gab auch hier den Muth, und sollte es auch wahr sein, daß ein Franzose nicht wahrhaft lieben könne, so ist doch diese Nation niemals zurückgewichen, wenn es Gefahr für die Dame des Herzens galt. Sie opfern vielleicht ihre Dame einer Laune, aber niemals der Furcht.

Massaube wußte sich durch Vermittelung des Herzogs von St. Simon, des Vaters des Memoirenschreibers, Begnadigung zu verschaffen, die er unter Bedingung der Abbitte bei dem Inspector erhielt. Dann erzähte er seinem Gönner und dem Cardinal Richelieu viel von einer deutschen Fürstin, welche, ungeachtet ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Erzhause, doch

nicht abgeneigt ſei, für Frankreich Partei zu nehmen, und als Pfand ihrer Ergebenheit das jüngſt (1637) an die Kaiſerlichen verlorene Ehrenbreitſtein zu überliefern. Man ließ ſich locken, und Maſſaube erhielt Schreiben, welche die Commandanten ſämmtlicher Grenzplätze anwieſen, ihm auf Verlangen die nöthige Unterſtützung zu gewähren. Mit dieſen Schreiben ging er nach Nancy und verabredete hier mit ſeinem jüngeren Bruder das Weitere.

Etwas mußte in Betreff des Ehrenbreitſteins gethan werden, damit es nicht an den Tag komme, daß man den Cardinal bloß als Werkzeug für einen ihm fremden Zweck gebraucht habe. Gewiß aber haben ſich die Verbündeten ſelbſt niemals Hoffnung gemacht, daß ſie etwas Großes gegen dieſe Feſtung unternehmen könnten. Der Verſuch, den ſie wenigſtens pro forma gemacht zu haben ſcheinen, ſoll, wie der Rheiniſche Antiquarius verſichert [1]), in die Hände eines Menſchen gelegt worden ſein, der ſich La Fleur nannte, und ſich, mit Empfehlungsſchreiben von einflußreichen Männern in Lothringen verſehen, bei dem Commandanten des Ehrenbreitſteins um den erledigten Poſten eines Büchſenmeiſters bewarb, den er auch erhielt. Dieſer Menſch nun hatte, wie ſich ſpäter ergab, von ſeinem erſten Erſcheinen an gelegentlich an einzelne Soldaten Geld geſpendet, auch gegen ſie geäußert, wie er wohl bald in den Fall kommen würde, von ihrer Empfänglichkeit Gebrauch zu machen. Er erhielt die Aufſicht über das auf der Katz gelegene Laboratorium. Dort arbeitete er im Januar 1642, wie gewöhnlich, mit zwei Soldaten, als auf einmal, ohne daß die Urſache jemals bekannt geworden, 50 Centner Pul-

1) S. 396.

ver, die im oberen Theile des Thurmes lagen, unter großer Beschädigung der Gebäude, in die Luft gingen. Von La Fleur und seinen Soldaten ist nachher nichts gehört worden, und bleibt es ungewiß, ob sie unter den Trümmern begraben worden, oder, wie wahrscheinlicher, sich noch zur rechten Zeit in Sicherheit gebracht hatten.

Inzwischen hatten die Brüder in Nancy noch einen dritten Theilnehmer gewonnen, einen stattlichen Wagen angeschafft, für jede der 30 Stationen auf der Straße von Köln bis Nancy Postpferde in Bereitschaft gestellt. Die Frau von Isenburg gab die Gelder; die Grenzfestungen stellten echelonweise Mannschaften auf, zu Massaube's Verfügung.

Zur bestimmten Stunde trafen die drei Männer in Köln ein. Die Dame stieg, von ihren beiden Kammerfräuleins begleitet, am hellen Mittag in den Wagen; Massaube nahm neben ihr Platz und unter dem Getümmel des Pferdemarktes achtete Niemand auf den Wagen. Am Thore konnten sie nicht gleich durch das Gedränge kommen. Da beugte sich Massaube zum Wagen heraus und rief: „Platz für die Kutsche Sr. Hoheit des Herzogs von Lothringen", worauf alles ehrerbietig bei Seite wich. Im Isenburger Hofe wurde die Dame erst spät vermißt, dann ein paar Stunden gesucht und nachgefragt und so hatten sie einen tüchtigen Vorsprung, bevor die Verfolgung begann. Diese aber war so heftig, daß sie, trotz des Vorsprungs und der vielen Relais, dicht an der lothringischen Grenze eingeholt wurden. Indeß schon hatte Massaube die aufgestellten Detachements herbeigezogen und es ward ein Gefecht geliefert, während dessen das liebende Paar glücklich über die Grenze kam. Der jüngere Bruder Massaube's aber verwickelte sich, im Eifer seines Muthes, so in den Kampf,

daß er endlich, verwundet, gefangen ward. Er wurde nach Köln gebracht, hingerichtet und ſein Haupt an einer Pike über der St. Severin's Pforte aufgepflanzt. Seine Mutter hat dem älteren Sohne nie vergeben, daß er der Anlaß dieſes Unglücks geweſen, und ihn nie wiederſehen wollen.

Das flüchtige Paar eilte nach Paris, die Dame ward dem König und dem Cardinal vorgeſtellt. Ueber den Ehrenbreitſtein ward der blaue Dunſt verbreitet, den die Exploſion geboten. Aber der Gemahl der Entführten ſendete ſeinen Neffen, den Grafen von Beaumont, nach Paris, die Dame zurückzufordern, die Beſtrafung des Entführers zu verlangen. Der König, dem jetzt erſt der Zuſammenhang der Sache klar ward, bezeigte Unwillen und gebot, den Entführer zur Rechenſchaft zu ziehen, ward aber durch den Cardinal beſänftigt, der gemeint haben ſoll: man könne einem Feinde niemals des Böſen zuviel anthun. Das bedrohte Paar, überdies von allen Verwandten und Verbindungen geſchieden, hielt es doch für gerathener, ſich in eine Verborgenheit zurückzuziehen. Sie verließen den Hof und gingen erſt in die Auvergne, dann in das Ländchen Albigeois. Maſſaube nannte ſich jetzt Mesplach, welchen Namen er auch, vielleicht um des Grolles ſeiner Mutter und der Erinnerung an ſeinen Bruder willen, bis an ſein Ende behalten hat. Die Dame verkaufte den reichen Schmuck, den ſie mitgenommen, und für 11,000 Livres, einen Theil des Erlöſes, ward ein einſamer Meierhof, eine Meile von Alby gelegen, angekauft und wohnlich eingerichtet, wobei Maſſaube ſelbſt die Zimmer ausgemalt haben ſoll. Hier lebten nun die Liebenden, von der Welt vergeſſen, nur ſich ſelbſt, wenn auch längere Zeit nicht ohne einen gewiſſen, nur unmerklich abnehmenden Aufwand. Nach einigen

Jahren jedoch ſuchte Mesplach zuweilen auch auswärts Zerſtreuung und ritt von Zeit zu Zeit nach Toulouſe, wo der räthſelhafte Unbekannte jederzeit Aufſehen erregte. Dies benutzte ſein mit ihm entzweiter Kammerdiener, ihn bei dem erſten Präſidenten des Parlaments als kaiſerlichen Spion zu denunciren. Mesplach ward verhaftet und dem Cardinal Mazarin, der jetzt an Richelieu's Stelle getreten war, Anzeige gemacht. Mazarin entdeckte aber bald den Zuſammenhang und erklärte: daß der Verhaftete ein verdienter Edelmann ſei, der eine deutſche Prinzeſſin entführt habe. „Wollte Gott", ſetzte er hinzu, „daß ein jeder franzöſiſcher Ritter desgleichen thäte!" Der Präſident, von einigen Parlamentsräthen begleitet, verfügte ſich ſelbſt in das Gefängniß, den Inhaftirten unter gebührenden Entſchuldigungen zu befreien. Den verleumderiſchen Kammerdiener brachte Mesplach an den Galgen.

Indeß mit der Verborgenheit waren Glück und Friede von dem Paare gewichen. Auch die Dame zeigte ſich jetzt in Toulouſe und der Aufwand, zu dem ſie ſich als Reichsgräfin verpflichtet hielt, erſchöpfte die Geldmittel. Allmälig riß Mangel ein und wurde drückend. Mesplach wollte den Schein des Wohlſtandes erhalten wiſſen, während die Dame ſich zu den niedrigſten häuslichen Verrichtungen herablaſſen mußte. Aus der Noth erwuchs Unfrieden, Erkaltung, Reue. Dieſe Stimmung benutzte der Biſchof von Alby, zu dem Herzen der Sünderin zu ſprechen, und das Ende war, daß ſie in das Kloſter der Saleſianerinnen zu Alby trat, wo ſie 1670 als büßende Magdalena geſtorben iſt. Mesplach grollte ihr und dem Biſchof, tröſtete ſich aber mit einer Compagnie Chevaurlegers, die ihm der Cardinal verſchaffte. Von ſeinem Abenteuer aber behielt er den Beinamen: M. le Prince.

Ruhiger verlief eine andere, in dieſelbe Zeit fallende Entführungsgeſchichte[1]). Dietrich V. von Palland († 1609) auf Breitenbend, erheirathete mit Franziska von Merode die große Herrſchaft Moriamez im Hennegau und Briſſeux. Sein zweiter Sohn, Werner VI., heirathete die Gräfin Agnes von Eberſtein-Naugard, Witwe des Oberſten Georg von Fahrensbach, welcher am 19. Mai 1633 zu Regensburg hingerichtet wurde, weil man ihn in Verdacht hielt, daß er den Schweden zur Eroberung Ingolſtadts, in geheimem Einverſtändniß, Vorſchub geleiſtet[2]). Ein andrer Bruder, Rudolph Ernſt, war Oberſter bei der Armee der Ligue und blieb 1633 in einem Gefechte mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld bei Steinfrentz[3]). Ein dritter Bruder, Andreas Franz, mit Eleonore von Merode verheirathet, führte den Titel eines Burggrafen von Alpen. Ein Vierter war Kapuziner. Der Aelteſte, Karl Dietrich, erhielt als Erbtheil Moriamez und kommt in ſpäteren Jahren als Amtmann zu Brügge, Marſchall des Herzogthums Jülich und pfalz-neuburgiſcher Rath und Oberſter vor. Er wurde gemeiniglich Freiherr von Moriamez genannt.

---

1) Wie die Vorige nach Tallemant und dem Rheiniſchen Antiquarius.

2) Er ſprach erſt ſcharf zur Vertheidigung ſeiner Unſchuld, bis man ihn innezuhalten und niederzuknieen zwang. Bei dem Streiche des Scharfrichters bückte er ſich und ward bloß in den Kopf verwundet, worauf er wüthend auf- und von der Bühne herabſprang, ſich die Wunde mit einem Tuche verband, hartnäckig ſeine Unſchuld betheuerte, ſich darauf berief, daß er den Todesſtreich bereits ausgeſtanden und durchaus nicht wieder auf das Schaffot hinaufzubringen war. Endlich ließ ihn General Altringer, dem er die Schuld ſeines Unglücks beimaß, durch vier Scharfrichter niedermetzeln. Am folgenden Tage kam der von ſeiner Gemahlin vom Kaiſer erbetene Pardon. Altringer aber ward acht Wochen ſpäter zu Landshut erſchoſſen.

3) Seine Witwe, Marie Antonie v. Willch, heirathete 1634 den kaiſerlichen Feldmarſchall Lutter von Bönninghauſen.

In Brüſſel lernte er die 18jährige Frau eines 58jährigen Rathes der Infantin Iſabella kennen und kam bald in vertrauteſten Verkehr mit der, wie es ſcheint, nicht eiferſüchtig bewachten Dame. Eines Tages traf er ſie in ſehr trüber Stimmung und auf Anfragen erklärte ſie: „ich kann es mit meinem Alten nicht mehr aushalten; des Todes bin ich, und in Kurzem, wenn ich länger um ihn ſein muß. Führe mich außer Landes.“ Mit Freuden ging er auf den Vorſchlag ein; man erwog mancherlei Reiſeplane und entſchied ſich endlich für Holland. Die Dame aber begehrte öffentlich abzureiſen und der Cavalier entſchied ſich, die Sache recht öffentlich abzumachen. Am feſtgeſetzten Mittag erſchienen drei ſechsſpännige Wagen vor dem Hauſe, denen ſich 50 junge Edle als berittene Begleiter anſchloſſen. Man ſchafft die Toilette der Dame herunter, man ſchnallt die Reiſekoffer auf. Der alte Herr fragt jetzt: wohin die Reiſe gehe. „Einen Spaziergang durch Holland will ich machen, mir den Haag anſehen“, war die Antwort und fort brauſte der Schwarm.

Auch im Haag ward in Glanz und Freuden gelebt. Doch noch war kein Jahr vergangen, ſo erkrankte die Schöne und ward von Eiferſucht auf die Böhmenkönigin Eliſabeth verzehrt. Sie erſuchte ihren Ungetreuen, ſie in das Haus ihres Eheherrn zurückzuführen. „Ew. Gnaden Wunſch iſt mir Befehl“, erwiederte er. „Angeſichts der Welt habe ich Sie jenem Hauſe entführt; noch geräuſchvoller ſoll die Ritornata werden.“ Er ſchrieb ſeinen Freunden in Brüſſel und 300 Reiter zogen aus, ſie einzuholen. Mit ſolchem Gefolge langten ſie an den Pforten des Hauſes an. Er hob die Schöne aus dem Wagen und ſtellte ſie ihrem Gemahl mit den Worten vor: „Die gnädige Frau, welche zu reiſen be-

gehrte, hat mir die Ehre erzeigt, mich zu ihrem Begleiter zu erkiesen. Ich kann Ihnen demnach für das tadellose Verhalten Ihrer Frau Liebste bürgen. Hören Sie auf keine Verleumdung, wie sie auch den fleckenlosesten Ruf nicht verschont; geben Sie keinem unwürdigen Verdachte Raum: denn sollten Sie das Unglück haben, Ihrer Frau ein böses Wörtlein zu sagen, ihr ein Härchen zu krümmen, so müßte ich Sie tödten."

Der flotte Baron verzehrte übrigens unter solchen Fahrten Moriamez, das er, wie das mit seinen Brüdern gemeinschaftlich besessene Breitenbend, verkaufen mußte. Er starb am 4. September 1642 und hinterließ von Margarethe Wilhelmine von Wittenhorst eine einzige Tochter, Isabella Franciska, die an einen von Palland zu Eyl vermählt ward.

XIV. Joseph v. Frohn.

Joseph v. Frohn, ein geborener Coblenzer, der Sohn eines fürstlich Löwensteinischen Amtmanns zu Virneburg, kam, eben von der Universität zurückgekehrt, mit dem Vater in Streit und ritt andern Tages nach Frankfurt, von wo er das Pferd nach Hause schickte, dem Vater schrieb, daß er ihn nie wiedersehen werde, und sich bei den Kaiserlichen anwerben ließ. Dieser Schritt sollte ihm ein sehr bewegtes, aber auch drangsalvolles und zuletzt tragisch endendes Leben eröffnen. Er kam in ein warasdiner Regiment an der banater Grenze, wo er anfangs ein hartes Loos hatte, bis ein glücklicher Zufall die Offiziere erkennen ließ, daß er in dem ihnen sehr schwierigen Schreibereiwesen ein Meister sei. So ward er Regimentsschreiber und Feldwebel und kam bei den Offizieren so in Gunst, daß sie ihr eignes Interesse der Dankbarkeit nachsetzten und ihm zu einer Offiziersstelle verhalfen, ungeachtet sie den ihnen so Nützlichen dadurch verloren. Denn er mußte, da er sich in die Sprache nicht finden konnte, bei einem deutschen Regimente untergebracht werden. Die Equipirung bestritten die kroatischen Offiziere.

Als Unterlieutenant zog Frohn in den siebenjährigen Krieg und focht schon bei Lowositz, wo er sich eine Com-

pagnie erkämpfte, da er allein von all ſeinen Offizieren am Leben blieb. Aber die Offiziere des dritten Bataillons, durch deſſen Heranziehung das Regiment hergeſtellt ward, wollten den neuen Hauptmann, der wahrſcheinlich ihrem Avancement in den Weg getreten war, nicht anerkennen, und es entſpann ſich daraus eine Reihe von Zweikämpfen, an denen ſich auch andere Regimenter betheiligten und die zuletzt ein Einſchreiten der Kaiſerin veranlaßten. Dieſer muß Frohn als Raufbold dargeſtellt worden ſein, denn er mußte ſein Hauptmannspatent ausliefern und kam als Unterlieutenant zu einem andern Regimente.

Doch war er wieder zum Oberlieutenant aufgerückt, als er bei Prag von den Preußen gefangen und auf eine Feſtung gebracht ward, wo er einen Entwurf zur Beſitznahme derſelben gemacht und ſich zu dieſem Ende mit ſeinen Mitgefangenen verſchworen haben ſoll. Sie ſeien auch bereits im Beſitze mehrerer Werke geweſen, als es dem Commandanten gelungen ſei, ſie zwiſchen zwei Thore einzuſchließen. Doch habe man, die Noth der Verzweifelten ſcheuend, ihnen freien Abzug über die öſterreichiſche Grenze bewilligt, wobei Frohn die Führung übernommen habe.[1])

Wie dem auch ſei, Frohn trat wieder in ſeinem Regimente ein, ward Hauptmann, Major, aber abermals

---

1) Der Rheiniſche Antiquarius (S. 534 fg.) vermuthet, daß es ſich um Magdeburg gehandelt habe, die Verſchwörung aber dieſelbe geweſen ſei, deren Verdienſt der bekannte Trenk ſich zugeeignet. Er findet es auch aus Gründen ganz natürlich, daß preußiſche Quellen von der Sache ſchweigen. Das Schweigen der Oeſterreicher könnte aus einer Abneigung, gerade Frohn's Verdienſt anzuerkennen, erklärt werden. Sollte aber der Zug mehrerer Tauſend Köpfe von Magdeburg bis an die öſterreichiſche Grenze ſo ganz ſpurlos vorübergegangen ſein?

von den Preußen gefangen und nun in Cosel harten Drangsalen unterworfen, bis ihn endlich der Friede erlöste. Jetzt aber kam erst die schwerste Prüfung, die einen Andern wohl zum Wahnsinn hätte treiben können.

Man hatte ihn von Cosel nach Breslau geführt und von da, nur mit der Zuchthausweste bekleidet und ohne einen Pfennig Marschgeld, nach Nachod instradirt. In Nachod ward er durch einen Barmherzigen gespeist und nothdürftig gekleidet und bettelte sich nun durch Böhmen und Mähren zu seinem Regimente. Hier aber erwartete seiner die traurigste Ueberraschung. Er war für todt gehalten worden und in der Stammrolle stand bei seinem Namen: „geblieben vor dem Feinde." Seine ehemaligen Kameraden wollten ihn nicht kennen! Die höhere Instanz wies ihn ab und er sollte und mußte todt sein.

Im fremden Lande alleinstehend und bei dem Entschlusse beharrend, sich nie an seine Familie zu wenden, suchte er jetzt einen Dienst als Bereiter, Reitknecht oder Lakai und stellte sich zu dem Ende an der Thür der Reitschule auf. Diese besucht u. A. der Generalfeldmarschall Graf v. Aspremont-Linden,[1]) der Hauptmann der Arcieren-Leibgarde, mit vielen Pferden und glänzendem Gefolge. Eines seiner Pferde kann kein Bereiter bändigen. Es wird scheu, sobald sie herantreten, und wirft sie augenblicklich ab. Zehn bis zwölf versuchen sich vergeblich daran. Da meldet sich Frohn, erhält die Erlaubniß zum Versuche. Er voltigirt über die Croupe des Pferdes in den Sattel, läßt das Thier die Hand und Schenkel des Meisters erkennen und rei-

1) Ferdinand Karl, geb. 5. Aug. 1689 † 14. Aug. 1772.

tet es sicher und ungefährdet. Der Graf sagt ihm in gebrochenem Deutsch einige freundlich belobende Worte und will eine Prise kremnitzer Ducaten beifügen. Die aber anzunehmen, weigert sich Frohn, erklärend, als gedienter Offizier könne er wohl Herrendienst suchen, um dem Hungertode zu wehren, aber nicht von seinem General ein Trinkgeld annehmen. Aufgefordert, stellt er jetzt kürzlich sein Schicksal dar und wird für den nächsten Tag zum Grafen bestellt.

Er erfuhr hier, daß ihn zwar weder der Graf, noch selbst die Kaiserin wieder lebendig machen könne, nachdem ihn nun einmal das Stammregister todtgeschlagen, daß er aber wenigstens wieder Lieutenant werden solle. Also zum dritten Male! Da aber die Equipirung Schwierigkeit machte, so nahm ihn der General, der ihn erst in seinem eignen Regiment[1]) hatte anstellen wollen, zu den Arcieren, wo er Lieutenantsrang und leichten, bequemen Dienst hatte und auf Staatskosten gekleidet wurde.

So bezog er vergnüglich seine erste Wache in der Hofburg. Für die zwei Stunden von 10 bis Mitternacht war ihm sein Posten in einem Seitengange angewiesen, welcher unmittelbar der Haupttreppe zuführte. Der Wachtmeister sagte ihm: „Die Thüre links ist cassirt. Sollte aber dennoch sich Jemand derselben bedienen wollen, so ist er ohne Unterschied der Person zurückzuweisen.“ Kaum ist die Runde fort, als die cassirte Thür sich öffnet, und tief in den Mantel gehüllt der römische König Joseph II. heraustritt. Frohn salutirte, trat aber dann dem Könige mit den Worten entgegen: „Ew. Majestät wissen sicherlich nicht, daß ich Befehl

1) Aspremont war Inhaber eines Dragonerregiments.

habe, Niemanden durchzulaſſen.“ „Allerdings weiß ich das,“ verſetzte Joſeph; „Du wirſt aber zu klug ſein, mich aufhalten zu wollen. Ehe die Ablöſung kommt und ſpäteſtens ¾ vor 12 bin ich zurück.“ Damit ging er und ließ Frohn in großer Verlegenheit ſtehen. Die Wachtzeit fließt in gewaltiger Angſt vorüber und erſt im Augenblicke vor dem Schlage der Ablöſungszeit erſcheint der rettende König und ſchlägt das Herz der Wache erleichtert. Vierzehn Nächte nachher geſchah ihm zur ſelben Stunde daſſelbe und wiederholte ſich, ſo oft er auf Wache war. Joſeph ſchien förmlich auf ihn Rechnung zu machen. Nach einiger Zeit wurden einige Gardiſten commandirt, des Kaiſers Fechtübungen mitzumachen, und Frohn iſt unter den dazu Commandirten. Später wird er ebenſo zu den Uebungen in der Reitſchule, auch wohl zu einem Spazierritte mitgenommen. Auf einmal unterſagt ihm Joſeph, der jetzt Kaiſer war, ſich zu dem Ritte den nöthigen Urlaub zu erbitten. Er bekommt natürlich Verweis, der bei der Wiederholung ſtrenger wird. Dem Kaiſer berichtet er das, wird aber nur zu neuen Uebertretungen aufgefordert, die ihm nach und nach doppelten und dreifachen Arreſt bringen. Endlich wird ihm für die nächſte Sünde das Krummſchließen gedroht. Dennoch muß er wieder ohne Erlaubniß mit nach Hetzendorf. Hier heißt ihm der Kaiſer, Spaßes halber, wie es ſcheint, eine Huſarenuniform ſeines Regimentes, die in einem Alkoven hängt, anziehen und fordert dann die Geſellſchaft auf, dem Lieutenant zu gratuliren. Als ſie zurückritten, ſtand wohl der Profoß ſchon hinter der ſalutirenden Wache bereit; an den Huſarenlieutenant aber wagte er ſich nicht.

Nun ging es wieder einmal aufwärts mit Frohn und er war 1779 Oberſt des Cüraſſierregimentes Berlichin-

gen. Da kam er bei einer Revue vor Großwardein mit dem commandirenden Brigadier, Feldmarſchalllieutenant Alexander Friedrich von .....[1]), in Wortwechſel. Der General ließ den Oberſten — krumm ſchließen und ein Kriegsgericht über ihn zuſammentreten. Frohn fand jedoch Mittel, den Kaiſer von dem Vorgange in Kenntniß zu ſetzen. Er erhielt ein beruhigendes Antwortſchreiben und plötzlich traf auch der kaiſerliche Flügeladjutant Graf Khevenhüller in Warasdin ein, ſtieg unmittelbar an der Thüre des Gefängniſſes ab und wurde, nach einigen Zögerungen, in den Kerker hinabgeführt, wo Frohn — vor wenigen Augenblicken verſchieden war. Sogleich mußte der Auditor ein Protokoll über den Zuſtand aufnehmen, in welchem Khevenhüller den Gefangenen und das Gefängniß gefunden; es mußten Aerzte nach der Urſache des Todesfalles forſchen und man fand unſtreitige Anzeigen einer Vergiftung. Eben ſollten dem Protokoll die letzten Unterſchriften beigefügt werden, als die Meldung einlief, daß ſich der bei der Sache betheiligte Feldmarſchalllieutenant ſoeben in ſeinem Quartiere erſchoſſen habe. — Joſeph warf einen Groll auf das Regiment. Es ward aus einem Cüraſſier- in ein Dragonerregiment verwandelt, und erhielt ſtatt der carmoiſinrothen Aufſchläge mit Silber die Trauerfarbe zum Abzeichen. 1795 wurde Erzherzog Johann Inhaber dieſes Regimentes. — In Coblenz übrigens fand man ſelbſt dieſe Geſchichte noch nicht romantiſch genug und fabelte: der ſchöne Landsmann ſei wegen eines Liebesverſtändniſſes mit irgend einer Erzherzogin heimlich abgeſchlachtet worden.

1) Der Rheiniſche Antiquarius nennt nur den Vornamen. Dieſen führte in jener Zeit unter den Feldmarſchalllieutenants ein Freiherr von Berlichingen.

Ein besseres Ende, als der arme, vielgehetzte Frohn, hatte ein naher Landsmann von ihm, auch ein Musensohn, der einige Jahre später gleichfalls unter des Kaisers Volk lief, nachdem er die Mutter, eine achtbare Handelsfrau im Thal Ehrenbreitstein, durch Verschwendung bankerott gemacht, ihr gebrochenes Herz zu früh ins Grab gebracht und dann die vom Gericht versiegelte Erbschaft beraubt hatte, in vierspänniger Postchaise nach Frankfurt geeilt war und sich unter den unfehlbaren Schutz der kaiserlichen Werbefahne geflüchtet hatte. Er kam in das pechkappengeschmückte Croysche Infanterieregiment, Nr. 12, Prinz von Salerno und es ging ihm da im Anfange gar wohl, so lange die blanken Thaler anhielten, die er den Gläubigern seines Hauses und den Gerichten geraubt. Desto trostloser fühlte er sich, als das Regiment in die Sümpfe des Banat, nach Futtak, mußte, das Geld verzehrt war und sich Niemand mehr um ihn kümmerte. Den herrschenden Lagerkrankheiten unterlag auch Peter, von den hartnäckigsten Wechselfiebern befallen. An seinem Aufkommen verzweifelnd, faßte er noch einen glücklichen Gedanken, der ihm wenigstens die letzten Tage versüßte. Er ließ den Regimentsauditor zur Aufnahme seines letzten Willens zu sich bitten, und indem er um Bewahrung des strengsten Geheimnisses bat, setzte er dem Obersten 15,000, dem Major 10,000, jedem Hauptmanne seines Bataillons 5000, dem Hauptmanne seiner Compagnie insbesondere 8000, dem Oberlieutenant derselben 4000, dem Unterlieutenant 2500, dem Feldpater 2000, dem Auditor 3000 Fl. Vermächtniß aus.

Daß der Auditor das Geheimniß in gewohnter Weise gewahrt hatte, zeigte sich bald in dem ungeheuren Leben, was nun schnell um das Krankenstübchen des verlassenen

Musketiers entſtand. Erkundigungen, Beſuche, Geſchenke liefen um die Wette ein. Das Strohlager wich den feinſten Laken, den weichſten Polſtern. Mit Delicateſſen aller Art ward er überſchüttet und verlebte noch einen genußreichen Monat, bevor ihm die dankbaren Freunde die Augen zudrückten, der Feldpater die begeiſtertſte Leichenrede hielt, der Unterlieutenant in den ſemliner Aviſen poetiſche Blümlein auf ſein Grab ſtreute und den Entwurf eines Denkmals vorzeigte, welches einſtimmig votirt ward. Es ſollte eine erlöſchende Kerze darſtellen, mit der Umſchrift: dum aliis luo, consumor.

Das Teſtament wurde an den Hofkriegsrath geſendet. Der Hofkriegsrath ſchrieb an die Staatskanzlei, die Staatskanzlei an den bei dem kurtrieriſchen Hofe accreditirten Geſandten, Grafen von Metternich[1]), der Geſandte an die kurfürſtliche Regierung, die Regierung an das Amt Ehrenbreitſtein; aber alle dieſe Inſtanzen konnten die Erbmaſſe, aus der die Legate bezahlt werden könnten, nicht ausfindig machen.

1) Prinz Georg Karl Joſeph, der Vater des Staatskanzlers, geb. 9. März 1746 † als Fürſt 11. Auguſt 1818.

XV. Friedemann v. Tümpling.

Otto Gotthold Friedemann v. Tümpling war der zweite Sohn Chriſtian Lebrechts v. Tümpling auf Tümpling[1]), Schieben und Heiligen Creutz, (geb. 28. Febr. 1697 † 2. April 1750) und der Eberhardine Henriette Marie v. Pöllnitz, verwitweten v. Beuſt (geb. 1. Juli 1718, verm. in zweiter Ehe 4. Nov. 1739, † 20. Aug. 1763). Sein Vater hatte das Gut Schieben von ſeiner Großmutter, der Reichsgräfin Marie Eliſabeth v. Allſtädt, einer gebornen v. Kospoth, welche mit Herzog Bernhard zu Sachſen-Jena vermählt war, und deren Tochter Aemilia Eleonore am 2. Oct. 1692 den Großvater unſers Helden, Otto Wilhelm v. Tümpling, heirathete, geſchenkt erhalten. Sein mütterlicher Großvater, von dem er auch den Vornamen Friedemann erhalten zu haben ſcheint, Gottlob Friedemann v. Pöllnitz, war würtembergiſcher wirklicher Geheimer Rath und Kanzler geweſen. Sein älterer Bruder, Karl Gottlob Lebrecht (geb. 24. Juni 1743, † 28. Febr. 1776) ertrank bei Tümpling, als er einen Begleiter, eines Gärtners Sohn, retten wollte.

Friedemann war zu längerm Leben, aber zu einem abenteuerlichen und drangſalvollen Leben beſtimmt. Er

---

1) Das Stammgut dieſer Familie, bei Camburg an der Saale gelegen.

wurde zu Pirna am 28. Juni 1744 geboren, wurde Cadet, gab aber 1763 den Kriegsdienst auf, und da in diesem Jahre seine Mutter starb, so beschloß er, sich seinem Drange, fremde Welttheile zu sehen, zu überlassen. Er reis'te deshalb im März 1764 zuvörderst auf der Elbe nach Hamburg und von da zu Wasser nach Amsterdam. Unterweges hatte er dem Schiffer erzählt, daß er nach Ostindien zu reisen gedenke, worauf ihn dieser in seinem Vorsatze sehr ermuntert und ihm versprochen hatte, ihm behilflich zu sein, und namentlich ihn zu einem der deutschen Sprache kundigen Mann zu bringen, der ihm auch sonst in der Sache nützlich sein würde. Der Mann, zu dem er ihn brachte, war ein geborener Deutscher und nahm ihn auch anfangs ganz freundlich in Empfang, erwies sich aber bald als einer jener damals so verrufenen sogenannten Seelenverkäufer. Er ward mit noch andern Unglücksgenossen in einem Zimmer unter dem Dache in Verwahrung gebracht, wo er, vor Gram und Aerger erkrankt, über drei Monate zubringen mußte und sich endlich in alles ergab, um nur aus dieser peinlichen Lage herauszukommen. So mußte er denn als Soldat mit 9 Fl. monatlicher Löhnung eintreten, um nach Batavia geschickt zu werden. Dabei mußte er noch eine Verschreibung von 100 Fl. unterzeichnen, die der Seelenverkäufer bekam und die ihm nach und nach monatlich abgezogen werden sollten.

Nachdem er auf dem Ostindischen Hause den Eid abgelegt, kam er am 2. Juni 1764 auf das ostindische Schiff Lycochten, das im Texel lag. Auch seine Ausrüstung zur Reise wurde ihm auf Rechnung gesetzt und nach und nach abgezogen. Seine eignen, aus Deutschland mitgebrachten Effecten hatte er einem Juden, den ihm der Seelenverkäufer zuführte, für eine Kleinigkeit

verkaufen müſſen [1]). Auch war es ihm ſehr ärgerlich, daß man ihn, zunächſt aus Misverſtand, oder vielleicht in Folge einer Liſt des Seelenverkäufers, um Adel und Namen brachte, indem man ſich eingebildet hatte, er heiße Friedemann und ſei aus Tümpling. Dabei blieb es nun auch. Am 19. Juni ging es unter Segel. Matroſen und Soldaten zuſammengerechnet befanden ſich 500 Mann auf dem Schiffe. Beim Wacheſtehen hatte er einmal Gelegenheit, mit dem Commandeur der Soldaten, einem geborenen Sachſen, zu ſprechen und ihm ſein unglückliches Schickſal vorzuſtellen. Dieſer verſchaffte ihm, durch Fürſprache bei dem Capitain, Entbindung von ſchweren Arbeiten. Dafür bekam er aber nun, aus Mangel an Bewegung, den Skorbut, und mußte bei der Ankunft am Cap (8. Oct.) ins Lazareth geſchafft werden, konnte auch bei der Wiederabfahrt ſeines Schiffes noch nicht mit. Er wurde nun mit einem ſpäter angekommenen Schiffe, Voorland geheißen, nachgeſchickt (22. Febr. 1765).

Am 6. Juni 1765 langte er auf der Rhede von Batavia an, mußte aber ſchon am 21. Juni, mit ungefähr 100 Leidensgefährten, auf dem Schiffe Dosdorb, nach Malaka abſegeln, wo er am 9. Juli ankam, ſogleich gelandet wurde und nun in die Feſtungscaſerne kam. Erſt am 5. Nov. 1766 gelang es ihm, ſich dem Commandanten Capitain Visbom bekannt zu machen. Auf deſſen Fürſprache wurde er von dem Gouverneur M. Thomas Schipper zum Schreiberdienſte gezogen und auf das Secretair-Comptoir gebracht. Am 30. Jan. 1767, bis wohin er ſich die nöthige Fertigkeit im Sprechen und Schreiben des Holländiſchen erworben hatte, wurde er

1) Aber wie war es mit dem Gelde geworden?

von Gouverneur und Räthen in Malaka zu einem provisionellen[1]) Scriba oder absoluten Assistenten" bestellt, auch von Gouverneur und Räthen zu Batavia als solcher bestätigt (30. April). Er erhielt nun zu seinen 9 Fl. monatlicher Soldatenlöhnung noch ein Kostgeld von monatlich 6 Fl., und am 25. August 1768 wurde sein Tractament auf 16 Fl. erhöht.

Es muß aber auch wohl noch Sporteln und Nebenverdienst gegeben haben, denn schon am 22. Oct. 1769 verheirathete er sich mit Henriette de Dias, der Tochter eines portugiesischen Capitains und einer Eingeborenen, die von den bei der ersten Ankunft der Portugiesen Bekehrten stammte. Sein festes Einkommen vermehrte sich 1770 (10. Juni) auf 30 Fl. monatlich. Dabei versah er das arbeitsvolle Geschäft des Procureurs. Dennoch entschloß er sich, schon 1775, seine Entlassung aus dem Dienste der Ostindischen Compagnie zu nehmen, was am 3. Juli geschah. Er blieb noch drei Jahre in Malaka, wo er viele gute Freunde und durch seine Frau Verwandte hatte und wo es ihm überaus wohl gefiel. Indeß die Sehnsucht, Europa einmal wiederzusehen, schlug doch durch, und so reis'te er am 19. März 1778, mit Frau, Kindern und Sklaven, auf einer zweimastigen holländischen Barke, nach Batavia ab, wo er am 16. April ankam.

Hier trafen ihn aber neue Unfälle, die ihn wieder von dem ersehnten Ruheplatz zurücktrieben und ihm die Früchte vieljähriger Mühen entrissen. In Zeit von fünf Monaten raffte das ungesunde Klima von Java seine ganze Familie, Frau, Kinder und Sklaven, hinweg. Zugleich hatten die dadurch, sowie durch seine eigne Kränk-

1) Soll wohl provisorisch bedeuten.

lichkeit veranlaßten Unkosten, seine Vermögensumstände so angegriffen, daß er für gut fand, die Rückkehr nach Europa für jetzt aufzugeben und wieder Dienste zu suchen. Sein Gönner in Malaka, M. Thomas Schipper, war jetzt Präsident des Raths der Justiz zu Batavia, und durch dessen Vermittelung wurde er am 9. Oct. 1778 als Procureur im Rathe von Indien angestellt. Diesen Posten verwaltete er fünf Jahre, bis Ende 1783, und war eben wieder so weit, um an die Rückkehr nach Europa denken zu können. Nach vielen Sollicitationen erhielt er seine Entlassung, und wartete nur auf eine Gelegenheit zu wohlfeiler Rückreise, indem er jedenfalls nicht zum Nabob geworden war, wenn er sich auch gleich einiges Vermögen gesammelt hatte. Er wünschte, als Fiscal, oder Flottensecretair zurückzufahren. Das hing aber von der Gunst des Gouverneurs ab, und um diese ward er gebracht. Ein Freund Tümplings, Johann Adrian v. Steinbergen, aus Leyden gebürtig, ein reicher Kaufmann zu Batavia, welcher gleichzeitig nach Europa zurückreisen wollte, war von dem Fiscal der Stadt Batavia angeklagt worden, daß er sein Vermögen mit verbotenem Handel erworben habe, und hatte Tümpling zu seinem Bevollmächtigten und Vertheidiger bestellt. Tümpling gelang es auch, den Proceß so erfolgreich zu führen, daß sein Freund völlig freigesprochen und der Fiscal in Kosten und Schadenersatz verurtheilt ward. Der Fiscal erwirkte nun bei dem Gouverneur, daß Steinbergen, „auf eine ganz despotische Weise", abermals in Arrest gebracht, dem Tümpling aber befohlen wurde, mit dem nächsten Schiffe nach Europa abzureisen. Er mußte nun eilends zwei Bevollmächtigte für seine batavischen Angelegenheiten bestellen, und schiffte sich am 8. Mai 1785 auf dem preußischen Schiffe les quatres frères,

Capitain Samuel Neuske, ein. Am 21. kam der Capitain an Bord und am 22. ſegelten ſie nach der Inſel Onruſt. Nach einer beſchwerlichen Seereiſe betrat er endlich den europäiſchen Boden wieder und kam am 7. Juli 1786 bei ſeinem jüngern Bruder, Philipp Johann Wilhelm v. Tümpling[1]), in Poſewitz an, welches Gut, nebſt Zöthen, ſich derſelbe in eben jenem Jahr erkauft hatte. Die Brüder hatten einander ſeit 23 Jahren nicht geſehen. Der ältere hatte inzwiſchen holländiſch, franzöſiſch, engliſch, portugieſiſch, ſpaniſch, italieniſch, ſowie malayiſch und andere oſtindiſche Sprachen erlernt.

Er hatte ſich aber auch eine unüberwindliche Reiſeluſt und eine Abneigung gegen die damalige europäiſche Ruhe angeeignet. So entſchloß er ſich ſchon 1787, abermals Europa zu verlaſſen. Er verließ Poſewitz am 17. Mai und ging durch Thüringen und Weſtphalen nach Amſterdam, wo er am 17. Juni eintraf. Von hier wollte er anfangs, mit guten Empfehlungen, nach der Goldküſte von Guinea abgehen. Da ſich aber dahin nicht ſogleich eine Gelegenheit fand, ſo änderte er ſeinen Plan und ſetzte Südamerika zum Ziel ſeiner Reiſe feſt. Vorher ließ er ſich (5. Aug.) in der großen amſterdamer Maurerloge la Paix aufnehmen, ward durch die Kriegsereigniſſe aufgehalten, und konnte erſt am 12. October auf der Fregatte Phönix abſegeln. Am 21. Jan. 1788 langte er, nach einer ſehr beſchwerlichen Seereiſe, auf der er ſehr viele Stürme beſtanden, in Surinam an,

1) Geb. zu Pirna 12. Oct. 1745, 1775 bernburgiſcher, 1790 gothaiſcher Kammerjunker, heir. 29. April 1784 Friederike Wilhelmine v. d. Gablentz, † kinderlos 24. April 1795. Ein noch jüngerer Bruder, Chriſtian Georg Auguſt v. Tümpling, geb. zu Pirna 4. Nov. 1746, verm. 9. Juni 1772 mit Henriette Friederike Luiſe v. Braunſchweig, † 12. Aug. 1785, erzeugte 8 Kinder, von denen ihn 3 Söhne und 2 Töchter überlebten.

wo er bei'm Secretair-Comptoir, mit 50 Fl. monatlicher Gage und freier Tafel bei dem Gouverneur, angestellt wurde. Er konnte aber das Klima nicht vertragen, fiel in öftere langwierige Krankheiten und verließ das Land sehr bald wieder, so daß er schon am 6. October 1789 wieder bei seinem Bruder in Posewitz anlangte. Auch hier verfolgten ihn wiederholte schwere Krankheiten, wie er meinte, weil er die Ruhe nicht vertragen konnte, wahrscheinlich aber als Nachwirkungen des Aufenthaltes in Java und Surinam. In den Zwischenjahren reis'te er in Sachsen umher.

Am 19. März 1792 ging er, nachdem er sich vorher ein Vierteljahr in Halle aufgehalten, wieder nach Holland. Hier erhielt er traurige Nachrichten. Sowohl seine in Amsterdam zurückgelassene Equipage war entwendet worden, als auch das Vermögen, was er noch in Batavia stehen gehabt und was an 6000 Fl. betragen, war durch den Tod des einen Bevollmächtigten und die Abreise des andern verloren gegangen. Tümpling ging nun nach Köln, trat daselbst am 11. Juni 1792 zur katholischen Kirche über und bald darauf in den Franciscanerorden und bei franciscanischen Brüderschaften ein, worauf er am 28. Juli wieder in Posewitz anlangte. Er blieb daselbst nur bis zum 1. Sept., wo er über Wien zunächst nach Rom reis'te, um sich nächsten Jahres nach Aegypten und Palästina zu begeben, dort die heiligen Stätten zu besuchen, und womöglich sein Leben zu Jerusalem zu beschließen. Ob er diesen Vorsatz ausgeführt, und wann und wo er gestorben, darüber haben wir zur Zeit noch nichts erkunden können[1]).

1) v. Uechtritz, Diplomatische Nachrichten adeliger Familien, Th. V., S. 195 fg.

XVI. Verſchwörung auf Malta.

Muſtapha Paſcha, Statthalter von Rhodus, hatte das Unglück, daß die Mannſchaft ſeiner Galeere ſich empörte, ſich des Schiffes bemächtigte und ihn wohlbehalten nach Malta in die Hände der Ritter lieferte. Er kam daſelbſt am 2. Februar 1748 an. Die Zeit war ſchon vorgeſchritten genug, daß man mit einem Paſcha ganz andere Umſtände machte, als mit einem gewöhnlichen Erdenſohne. Man wies ihm die bequemſte Wohnung in der Quarantaineanſtalt an, wo er ganz auf Koſten des Ordens lebte, ließ ihm alle ſeine Bedienten und ſtellte ihm alle ſeine Effecten wieder zu, ſoweit man ſie ausfinden konnte. Nach Ablauf der Quarantainezeit bezog er die Zimmer des Gouverneurs auf dem Caſtell St. Elmo. Er erhielt Beſuche von allen Standesperſonen, und es ward auch Türken verſtattet, ihn in dieſer ſonſt für ſie unnahbaren Veſte zu beſuchen. Als er dem Großmeiſter ſeinen Beſuch machte, ward er in Begleitung ſeines Kiaja, des Majors der Galeere, und ſeines Prieſters in den Palaſt geführt. Der Großmeiſter empfing ihn, nebſt einem Dolmetſcher, in ſeinem Cabinet, nahm ihn aufs Gnädigſte auf, ſprach ihm Troſt zu und verſprach ihm, daß ihm Alles zu Theil werden

ſolle, was zu ſeiner Bequemlichkeit und Erleichterung dienen könne.

Dem Paſcha machte aber ſein Schickſal während ſeiner Gefangenſchaft weniger Sorge, als wie der Sultan dieſelbe aufnehmen und was ihn nach der Wiederbefreiung für ein Loos erwarten werde. Er ſuchte ſich zunächſt in dem franzöſiſchen Hofe eine Stütze zu verſchaffen und dieſer verwendete ſich in der That für ſeine Freilaſſung. Er verließ nun das Caſtell St. Elmo und bezog das Schloß Florienne. Damit er aber nicht ſpäter in neues Unglück komme, ſann er darauf, wie er etwas unternehmen wolle, was ihn bei ſeiner Regierung in gutes Anſehen ſetzen und den erlittenen Unfall vergeſſen machen könne. Er faßte daher den großen und kühnen Plan, den Ort ſeiner Haft ſelbſt, die Inſel Malta, in die Hände der Pforte zu bringen. Dieſen Plan verfolgte er mit vieler Schlauheit und Ausdauer.

Zunächſt ſtellte er ſich, als verſtehe er weder Franzöſiſch, noch Italieniſch, während er doch das Erſtere ziemlich verſtand, das Letztere fertig ſprach. Zugleich benahm er ſich gegen die ihn beſuchenden Ordensglieder und ſonſtigen chriſtlichen Standesperſonen in ſo hochmüthiger und abſtoßender Weiſe, daß dieſe Beſuche bald aufhörten. So erreichte er ſeinen Zweck, nur von Muſelmännern umgeben zu ſein und der unausgeſetzten Beobachtung durch Chriſten zu entgehen. Unter den Muſelmännern ſuchte er ſich durch Freundlichkeit, Verſprechungen und Geſchenke ungemein populair zu machen, während er früher in hohem Grade den Stolz und die Grauſamkeit gezeigt hatte, die den türkiſchen Paſcha ſprichwörtlich gemacht haben. In die Gefängniſſe ſchickte er anſehnliche Geldſummen. Durch die türkiſchen Prieſter ließ er, beſonders an Feſttagen, Lebensmittel aus-

theilen. Er gewann in der That die größte Anhänglichkeit der armen Türkenſklaven und ſonſtigen Muſelmänner, und erhielt zugleich Gelegenheit, die für ſeinen Zweck Geeignetſten unter ihnen kennen zu lernen und an ſich zu ziehen. Durch den Sklaven Miſchud, einen zu jeder verwegenen That entſchloſſenen Mann, knüpfte er eine enge Vertrautheit mit dem Kammerdiener des Großmeiſters, Imſeletti, an. Ebenſo feſſelte er den Capitain einer Galiote, Ali Achmed, an ſich.

Es ward nun eine Verſammlung gehalten, an welcher acht türkiſche Prieſter, die Capitains der Galioten, der Kadi der Türken und Miſchud theilnahmen. Hier erklärte ſein Kiaja Ibrahim: es ſei eine Schande für den Namen der Muſelmänner, daß man keine Anſtrengung mache, das Joch abzuwerfen, während nichts edler und angemeſſener wäre, als die Herrſchaft über Stadt und Inſel zu erringen. Die Verſammlung war einig, daß ein Aufſtand wünſchenswerth ſei, und beſchloß zunächſt, daß die Prieſter den Sklaven nicht abrathen ſollten. Vor Allem aber müſſe man die Meinung des Paſcha wiſſen, mit welchem der Kiaja über die Sache zu reden verſprach. Bei der zweiten Verſammlung führte der Paſcha ſelbſt den Vorſitz. Man nahm den Vorſchlag eines Aufſtandes einſtimmig an und berathſchlagte nur über die Mittel zu deſſen Ausführung. Alle Theilnehmer der Verſammlung legten einen feierlichen Eid der Treue und Verſchwiegenheit ab. Ein Verräther ſollte mit dem Tode beſtraft werden. Zur Ausführung des Vorhabens beſtimmte man den 29. Juni 1749, an welchem das Peter-Paulsfeſt, welchen Apoſteln die Kathedrale geweiht iſt, eine große Menſchenmenge herbeizieht, die man in dieſem Jahre um ſo zahlreicher erwartete, als ſich die Domherren diesmal der Inful und des gold-

nen Kreuzes, die ihnen der Papſt bewilligt hatte, zum erſten male bedienen ſollten. Man vergaß aber freilich dabei, daß ſchon 1531 eine große Sklavenverſchwörung dieſes Feſt zu ihrem Ausbruch gewählt hatte, und daß ſeit dieſer Zeit außerordentliche Sicherheitsmaßregeln an demſelben üblich waren, die Sklaven in Feſſeln gelegt, die Poſten verſtärkt, Patrouillen ausgeſendet wurden u. ſ. w.

Der erſte Streich ſollte Nachmittags um 2 Uhr erfolgen. Da war in jener Zeit das Mittagsmahl vorüber und der Pqlaſt faſt leer. Der Großmeiſter hielt dann eine kleine Sieſta und begab ſich in den geräumigeren und einſameren Sommerpalaſt. Imſeletti und fünf Sklaven übernahmen es, den Großmeiſter zu ermorden. Sieben andere Sklaven ſollten zu ihrer Hilfe bereit ſtehen. Wäre der Mord vollbracht, ſo ſollten die Mörder den abgehauenen Kopf des Großmeiſters am Fenſter zeigen und durch ein in den Vorhof geworfenes irdenes Geſchirr den Sklaven in den Küchen, Ställen und Sklavenhöfen das Zeichen zum Aufſtande geben. Dieſe alle waren durch den zum Gefolge des Paſcha gehörigen Prieſter, der ſich geſtellt hatte, als ſei er mit ſeinem Herrn zerfallen, und ſich von ihm getrennt hatte, gewonnen worden, bedurften übrigens auch wohl keiner Aufſtachelung, um einem Unternehmen gewogen zu ſein, hinſichtlich deſſen ihnen Niemand verargen konnte, wenn ſie ſeinen Zweck billigten, während nur über die Mittel und die Ausführbarkeit Zweifel ſein konnte. Die Mörder ſollten, nach vollbrachter That, die im Palaſte wohnenden Ritter und Bedienten niedermachen. Der Sklave Halil ſollte Beile, Spitzeiſen und dergleichen Werkzeuge bereit halten, um das Arſenalthor im Nothfalle einzuhauen. Ein Soldat, Namens Levantin, war im Complot und hatte zu jener Zeit die Wache. Mit deſſen

Hilfe ſollten die Sklaven des untern Hofes ſich der Waffen der Leibwache bemächtigen und dieſe umbringen. Dann ſollten ſie, durch eine dritte Rotte verſtärkt, zu dem großen Gefängniß ziehen, die Sklaven von den Ketten losmachen, bewaffnen und, unter Anführung des Kadi Chara, gegen das Caſtell St. Elmo rücken, welches der Paſcha, unter Vorſchützung von Geſundheitsrückſichten, zum 26. Juni wieder beziehen wollte. Auch hier war ein griechiſcher Soldat, der die Wache hatte, in der Verſchwörung, und mit deſſen Hilfe wollte man die Wache tödten, während der Paſcha, der Capitain ſeiner Galeere, Reis Haſſan und ſeine Bedienten, von Innen heraus losbrechen ſollten. Hätte man das Caſtell St. Elmo in ſeiner Gewalt, ſo ſollte den Sklaven in zwei andern Gefängniſſen ein Zeichen gegeben werden, ſich des Caſtells St. Angelo und eines in deſſen Nähe gelegenen Pulverthurms zu bemächtigen. Zur Ausführung aller dieſer Streiche hatte man freilich kaum über 1400 Mann zu verfügen, und wenn ſie auch alle gelungen wären, ſo hatte man damit die Inſel noch lange nicht.

In einer andern Verſammlung beſchloß man daher, ſich auch auswärtigen Beiſtand zu ſichern. Man wendete ſich in vom Kadi eigenhändig geſchriebenen und mit dem Siegel des Paſcha verſehenen Schreiben an die Deys von Algier, Tunis, Tripolis und Suſa, und verlangte Hilfe an Truppen und Waffen. Griechiſche und türkiſche Kaufleute beförderten dieſe Schreiben nach Afrika. Auch an Schiffscapitains wendete man ſich, und es iſt eine Antwort eines ſolchen aus Tripolis an den Capitain einer malteſiſchen Galiote gefunden worden, die dem Unternehmen Glück wünſcht und Beiſtand verheißt. Der Paſcha ſchrieb an den Paſcha von Morea und nach Konſtantinopel. Er hatte ſchon früher einen Bedienten

dahin geschickt, in dessen Kleid ein Brief eingenäht war, worin der Pascha dem Großvezier versicherte, Malta sei mit 15—20 Tschaiken leicht zu überrumpeln. Der Pascha von Morea gab dem Vezier von Salonich von dem Unternehmen Nachricht, der die betreffenden Boten weiter nach Konstantinopel befördern ließ und mit einem Briefe an den Kapudan Pascha versah. Die türkischen Schiffe sollten sich in zwei verschiedene Geschwader theilen. Die aus der Levante kommenden Tschaiken hatten Befehl, 9—10 Tage auf der Höhe des Hafens zu kreuzen. Sobald ihnen vom Castell St. Elmo die verabredeten Zeichen gegeben würden, sollten sie ihre Truppen bei einem Damme aussetzen und diese sollten in das Castell zu dringen oder die Küstenbollwerke zu erstürmen versuchen.

Die französische Vermittelung hatte übrigens dem Pascha bereits seit Monaten die Freiheit verschafft und er war dem französischen Gesandten de Bocage überantwortet worden, der ihm ein Fahrzeug zur Abfahrt anbot. Der Pascha verschob jedoch die Abreise bis auf empfangene Befehle von Konstantinopel, versicherte aber den ihn beglückwünschenden Türken, daß er die Insel nicht verlassen werde, bevor er nicht den Ausgang des großen Unternehmens gesehen.

Indeß eine so zahlreiche und complicirte Verschwörung bleibt selten unentdeckt. Ein Soldat, der im Complot war, wurde verabschiedet. Man zog an seiner Statt einen armenischen Soldaten in die Sache. Dieser vertraute dieselbe einem Kaufmanne, einem getauften Juden, der ihn zur Entdeckung mahnte, und so begaben sich Beide, auf verschiedenen Wegen, in den Palast und berichteten, was sie wußten. Ihre Aussagen compromittirten zunächst einen Mohren und einen persischen Sol-

daten, welche ſofort verhaftet und auf die Folter gebracht wurden. Bald waren die Gefängniſſe überfüllt. Der Großmeiſter ernannte vier Ritter zu Commiſſarien.

Man überzeugte ſich, daß der Paſcha die Seele des Unternehmens geweſen ſei. Gleichwohl erklärte der Großmeiſter, nichts gegen ihn vornehmen zu wollen, bevor man nicht die Erklärung des allerchriſtlichſten Königs vernommen habe. Der Paſcha ſelbſt ſchwor, dem franzöſiſchen Geſandten gegenüber, auf den Alkoran, daß er nicht den mindeſten Antheil an dem Complot habe. Unter dem Anführen jedoch, daß der erbitterte Pöbel ſeine Sicherheit bedrohe, wie denn in der That ein, dem Orden wohl nicht ungelegener Tumult vor dem Hauſe des Paſcha ſtattfand, ward derſelbe auf das Caſtell St. Elmo gebracht, wo man ihn ſorgfältig bewachte, während er, um jedem Verdachte vorzubeugen, aus der Küche des franzöſiſchen Geſandten geſpeiſt wurde. Die Verſchworenen wurden gefeſſelt. Den türkiſchen Schiffen ließ man das verabredete Zeichen geben; — aber es erſchien Niemand, ſei es, daß es mit dieſer Verabredung doch noch nicht ſo ſicher geweſen, oder daß die Türken von der Entdeckung des Complots benachrichtigt worden.

Die Rädelsführer der Verſchwornen wurden in der grauſamen Weiſe der Zeit hingerichtet, nämlich mit glühenden Zangen gezwickt und gerädert! Als Miſchud den erſten Stoß des Rades empfangen und Imſoletti die glühenden Zangen gefühlt, verlangten ſie die Taufe, und ſtarben, der Erſte als Joſeph Maria, der Letztere als Johann Baptiſt, ohne eine weitere Gnade von ihren neuen Glaubensbrüdern zu erfahren. Dann hielt man öffentliche Dankfeſte für die Abwendung der Gefahr. Später wurden noch acht Türkenſklaven gebrandmarkt. Den Proceß des Paſcha ließ man ins Türkiſche über-

ſetzen und dem Großvezier vorlegen. In Konſtantinopel war man aber natürlich nicht geneigt, ihm ſeinen kühnen Verſuch zum Verbrechen zu machen. Im Mai 1751 ward er endlich am Bord eines franzöſiſchen Schiffes nach Konſtantinopel geſchickt, wo er auch glücklich ankam [1]).

1) Merc. hist. Th. 127 und 129, passim. Geneal. hiſt. Nachrichten, Th. 136, S. 370; Th. 139, S. 647.

XVII. Die Damaſtdörfer Groß- und Neu-Schönau.

Ein Beitrag zur Sittengeſchichte.

Die Dörfer Groß- und Neu-Schönau bei Zittau in der ſächſiſchen Oberlauſitz ſind durch ihre Leinen-Damaſtweberei in weiten Kreiſen bekannt. Großſchönau, zum Unterſchiede von einem anderen nahen Dorfe ſo genannt, kommt ſchon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts vor. Neu-Schönau iſt erſt im 18. Jahrhundert angelegt worden. Grundherren von Schönau waren erſt die Burggrafen von Dohna, dann die von Maxen, längere Zeit die von Uechtritz, hierauf ein Thiele Knobel, den man zu dem Geſchlecht derer von Knobloch rechnet. Nach deſſen Tode fielen die Güter als erledigtes Mannlehen an die Krone Böhmen, und Kaiſer Ferdinand I. verlieh ſie 1546 dem kaiſerlichen Rath und Amtshauptmann Dr. Ulrich von Noſtitz auf Unwürde und Ruppersdorf[1]). Nach deſſen Tode (13. Oct. 1552) kam bei der Erbtheilung Großſchönau nebſt Bertsdorf an ſeinen Sohn Hart-

1) Er erwarb ſich zu ſeinen beiden Erbgütern, in ſeiner einflußreichen politiſchen Stellung, noch acht Rittergüter. Wie Unwürde ſpäter durch Heirath an die von Hund kam, iſt im I. Bde. (S. 351) zu finden.

wig (geb. 1536 † 12. März 1607), der zu Wittenberg unter Melanchthon studirt, am holsteinischen und dänischen Hofe gelebt und in zwei Feldzügen gegen die Türken mitgefochten hatte, dann aber sich auf seine Güter zurückzog, heirathete und Kinder zeugte. Er verkaufte 1587 die beiden Güter, für 26,000 Thlr. [1]), an den Rath zu Zittau, in dessen Besitze sie noch sind. Umsonst suchten die Verwandten den Kauf durch kaiserliche Autorität rückgängig zu machen.

Weberei mag frühzeitig eine Nebenbeschäftigung neben dem Ackerbau in dortigen Gegenden gebildet haben, war aber gewöhnliche Zwillichweberei. Um 1666 kamen zwei Gebrüder Lange, Friedrich und Christoph, wahrscheinlich aus der Gegend von Stolpen gebürtig, nach Groß-Schönau „auf die Speculation" und gingen damit um, die niederländische Damastwirkerei nachzuahmen. Der zittauer Rath that ihnen großen Vorschub und ließ sie „mit aller Behutsamkeit an die auswärtigen Oerter reisen, daselbst die Structur der Stühle absehen, und die Notiz von andern Requisitis dieser besonderen Wissenschaft gewinnen." Als ihre Sache erwünschten Fortgang nahm, legten sich auch die andern zeitherigen Zwillichweber auf die Damastweberei und es bildete sich ein lebhaft betriebener Erwerbszweig. Der erste Mustermaler soll Christoph Löfler von Hennersdorf gewesen sein. Dieser wollte in Groß-Schönau heirathen, erstach einen Nebenbuhler und flüchtete in das böhmische Warnsdorf, wo er katholisch wurde und von wo er dem Friedrich Lange die Bodenmuster malte. Christoph Krause baute

1) Außerdem mußten 100 Ducaten zur Verehrung an die Töchter des Verkäufers und seiner Frau 500 für das Buch bezahlt werden.

den ersten Damast-Webstuhl. Die Damastweber wünschten anfangs selbst, „es möchte diese Wissenschaft der Damast-Weberei nicht propaliret und ihnen in Kurzem wieder entzogen werden", und beantragten daher, daß der Rath für die Concession eines Damast-Webstuhls wenigstens 30 Thlr. fordern möge. Dem Rath war das zu hoch und er bestimmte nur 10 Thlr. Später war auch das wieder den Webern zu viel. Streitigkeiten, bald mit dem Rathe über die Stuhlzinse, bald mit der Regierung über deren Ordnungen und Controlen haben sich bis auf die neuere Zeit wiederholt. Frühzeitig kamen auch Verbote und Maßregeln gegen Auswanderung und Verschleppung der Geräthschaften. Von Schlesien aus wurden, seit es in preußische Hände gekommen, fortwährende Aufforderungen zur Uebersiedelung an die Damastweber gebracht, und Friedrich II. soll auf 100,000 Thlr. an die Einführung dieses Geschäftszweiges gewendet haben. Die schlesischen Kriege und der siebenjährige Krieg erleichterten diese Bemühungen. Auch nach Böhmen zogen einzelne Damastweber, namentlich nach Warnsdorf, Rumburg, auf Einladung eines Grafen Kinsky nach Birkstein u. s. w. Doch hielt sich die Weberei in Schönau am stärksten. In künstlerischer Beziehung gehört aber der Hauptaufschwung erst dem 19. Jahrhunderte an, wo besonders die Wäntig und Schiffner treffliche Arbeiten lieferten.

Ward durch die Weberei Schönau ein neuer und wichtiger Nahrungszweig und in ihm eine weit reichende Bedeutung gegeben, so trat es doch auch damit aus dem friedlichen Gleise gewöhnlicher Dörfer heraus und ist fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch nicht aus allerlei Streitigkeiten herausgekommen. Zu diesen gehörten auch zweimalige Pfarrhändel, welche bezeichnendere Züge darbieten, als

ſich gemeiniglich bei dieſen, an ſich nicht ſo ſeltenen Vorgängen finden.

Der Pfarrer M. Johann Chriſtian Kübel, welcher ſeit 1697 in Groß-Schönau angeſtellt war[1]), hatte 1723 durch einen plötzlichen Zufall ſein Gedächtniß faſt gänzlich verloren und mußte ſich deshalb einen Amtsgehilfen erbitten. Schon ehe darüber entſchieden ward, hatte er öfters für ſich predigen laſſen, und da hatte denn der Gemeinde ein Candidat Marx beſonders gefallen. Derſelbe hatte überdem viele Verwandte in Groß-Schönau, wo ſein Vater, Chriſtian Marx, jetzt Cantor zu Koſtwiz in Schleſien, geboren war. Die Gemeinde kam bei dem zittauer Rath bittweiſe um ſeine Anſtellung ein. Der Rath wollte aber keinen fremden Candidaten befördern und fand auch mancherlei an dem Wandel des Empfohlenen auszuſetzen. Er ſtellte daher (27. Sept. 1723) dem Candidat Michael Friederici aus Zittau[2]) das Berufungsſchreiben aus, und zwar ohne vorherige Probepredigt, was ihm ſpäter von der Regierung ernſtlich verwieſen wurde. Während er zur Ordination nach Dresden gereiſt war, erklärten die Schönauer ihrer Obrigkeit, daß ſie ihn nicht als Pfarrer annehmen würden, ohne jedoch etwas anderes, als ſeine ſchwache Stimme und ihre Vorliebe für Marx als Gründe anzuführen. Ihre Erklärung war natürlich umſonſt, und ebenſo die Appellation an den Landesherrn. Am 29. Oct. ſollte der Candidat eingeſetzt werden. Aber die Gegner des Candidaten, worunter viele Weiber und Kinder, bemäch-

1) Geb. zu Bertsdorf 21. November 1652 † zu Zittau 28. September 1729.

2) Sohn eines Branntweinbrenners daſelbſt und am 25. Juli 1687 geboren.

tigten sich der Kirchenschlüssel, hielten alle Zugänge zur Kirche besetzt, empfingen die Abgeordneten des Rathes mit Schimpf- und Spottreden, und da weder Zureden, noch Bedrohungen fruchteten, Gewaltmittel aber nicht bereit waren, so mußte man unverrichteter Sache umkehren. „Sechs Tage lang", heißt es in einer Schilderung jener Vorgänge [1]), „blieb die Kirche Tag und Nacht belagert; Niemand wurde eingelassen und die Taufen der Kinder mußten in der Pfarrwohnung geschehen. Auch der sonntägliche Gottesdienst am 31. October durfte nicht in der Kirche gehalten werden. Keine Glocke läutete. Die andächtige Versammlung mußte auf dem Kirchhofe verweilen, und der Prediger, ein zittauer Candidat, von Weibern und Kindern mit dem Geschrei begrüßt: den mögen wir nicht haben, Marxen wollen wir haben, hielt seine Predigt von einem der oberen Fenster der Pfarrwohnung herab." Die „Marxbrüder", die, wie gewöhnlich, auch einen Advocaten [2]) fanden, der sie in ihrem Streben bestärkte, wendeten sich mit erneuerten Vorstellungen und Klagschriften an den Landesherrn und mehr als 100 Mann gingen selbst nach Budissin und Dresden. In Folge eines landesherrlichen Rescripts vom 6. Nov. 1723 wurde nun eine oberamtliche Commission nach Groß-Schönau gesendet, welche zuvörderst den Friederici am 21. November eine Probepredigt abhalten ließ, wozu sich viele Zuhörer aus Zittau und der Umgegend eingefunden hatten, sowie auch die beiden Bürgermeister von Zittau, Dr. Stoll [3]) und Hof-

1) Richter, Geschichtlich-statistische Darstellung der Damastmanufactur-Orte Groß- und Neu-Schönau. Leipzig, 1837.

2) Georg Heinrich Marsmann aus Budissin.

3) Im Hause eines Arztes Dr. Stoll in Zittau war Friederici Informator.

rath Resen, als Deputirte beiwohnten. In dem Reſcripte war u. A. vorgeſchrieben, daß, wenn ſich das Vorgeben, als ob die Stimme des Candidaten zu ſchwach ſei, begründet finden ſollte, an die höchſte Stelle berichtet werden ſolle. Den Groß-Schönauern ſei aber zu erkennen zu geben, daß ſie den von ihnen verlangten Marx niemals erlangen würden. Der Ungrund jenes Anführens erwies ſich vollkommen; auch ſonſt erntete Friederici's Predigt Beifall; nur nicht bei den Schönauern[1]). Dieſe waren ſo gegen Friederici eingenommen, daß ein Mann, der den Sonnabend vorher zur Beichte geweſen war, die Kirche verließ, um nicht von Friederici das heilige Abendmahl zu empfangen, und daß die erſten Frauen, die an den Altar kamen, als ſie ſahen, daß Friederici und nicht der alte Paſtor den Kelch austheilte, ſtutzten und zurücktraten. Die Commiſſarien gaben ſich den ganzen Nachmittag die größte Mühe, die Deputirten der Gemeinde, unter denen ſich ein Chriſtian Schiffner, vielleicht ein Vorfahre der ausgezeichneten Kunſtweber unſerer Zeit, als gewandter Sprecher vorthat[2]), zur Fügſamkeit zu beſtimmen. Es war aber alles umſonſt. Die auf dem Hofe verſammelte Volksmenge ſchrie, als die Commiſſarien das landesherrliche Reſcript vorleſen ließen, unter großem Getümmel: „wir ſind nicht zufrieden!" So mußte denn geſchehen, was ein Commiſſar zu den Deputirten der Gemeinde ſagte: „Es muß Euch

1) In einer handſchriftlichen zittauer Chronik heißt es: „Friderici hat eine ſchöne Predigt gethan, daß alle einen Wohlgefallen daran gehabt haben, und denen verſtockten und ungehorſamen Bauerflegeln hat er doch nicht angeſtanden."

2) Ein Haupttumultuant ſcheint dagegen ein Chriſtoph Lange geweſen zu ſein, der auch verhaftet ward und bis zum 31. Jan. 1724 im budiſſiner Schloßthurm ſaß.

gehen, wie den Kindern; was die Eltern nicht wollen, dürfen die Kinder nicht bitten, und man muß ſolange auf die Kinder ſchlagen, bis ſie aufhören von ſolchem Bitten, und ſo wird es Euch auch gehen."

Der Advocat Marsmann erhielt die Weiſung, binnen zwei Stunden Groß-Schönau zu verlaſſen. Er ging aber nach Dresden und hierhin wendeten ſich am 22. Nov., wie es heißt, auf ſein Anſtiften, über 200 Groß-Schönauer perſönlich, um den König anzugehen[1]). Da ihnen aber jeder ſolcher Verſuch aus begreiflichen Gründen widerrathen ward, ſo zerſtreuten ſie ſich nach und nach und ließen bloß dreie ihres Mittels zu fernerer Betreibung ihrer Sache zurück. Dieſe und der Advocat Marsmann bemühten ſich zuvörderſt um Fürſprecher und fanden dergleichen in den Commerciencommiſſaren Johann Georg Kirchenbauer und Johann Gabriel Schott, welche aus anderen Gründen dem zittauer Rathe feind waren. Marsmann und Schott ſchrieben am 27. Nov. an die Gemeinde und ſcheinen ihr Hoffnungen gemacht zu haben, die ſie in ihrer Hartnäckigkeit beſtärken mußten. Auf ihren Rath gingen zwei Gemeindeglieder zu Friederici, und redeten ihm zu, ſich des Beichteſitzens, Trauens und Abendmahlſpendens zu enthalten, kamen aber dafür einen Tag ins Stockhaus. Der Rath ſchickte nun den Stadtſchreiber Dr. Hoffmann nach Dresden, und erwirkte ſowohl die Aushändigung aller Eingaben der Gemeinde, als auch die Feſtſetzung der, mittelſt abermaliger oberamtlicher Commiſſion, unabänderlich zu vollziehenden Einführung Friederici's auf den 5. December. Dieſe erfolgte denn auch, unter dem Schutze von zwei Compagnien Infanterie, in Anweſenheit aller zittauer

1) Alſo eine Art Sturmpetition ſchon in jener Zeit.

Rathsherren und mancher Bewohner der Umgegend. Aus Groß-Schönau kamen, außer den Ortsgerichten, nur Wenige in die Kirche. Ein Widerstand ward aber nicht versucht.

Nun ging es an Untersuchung und Strafe, wobei es von Seiten einer, erst jetzt hervortretenden Gegenpartei, nicht an Hetzereien, Verleumdungen und falschen Anklagen gefehlt haben soll. Das Militair ward bei den Marxbrüdern, von Tag zu Tag zwischen dem Niederdorfe, Mitteldorfe und Oberdorfe abwechselnd, eingelegt und mußte mit Kost und einer Geldauslösung versehen werden [1]). Es blieb jedoch nur drei Tage. Schon am 6. December erklärten die Abgeordneten der nachgiebiger gewordenen Gemeinde, daß sie den neuen Pfarrer annehmen wollten, baten aber, den Candidaten Marx als zweiten Prediger einzusetzen. Dem stand schon das entgegen, daß die Gegenpartei gegen diesen eine Klage erhoben hatte, welche seine Anstellung zur Zeit unmöglich machte. Marx wurde beschuldigt, daß er der Frau des Richters Göhle, Annen Rosinen geb. Israel, welche ihrer Schönheit und sanften Reize wegen insgemein die schöne Richterin genannt wurde, bei einer Spazierfahrt unzüchtige Anträge gemacht habe. Ihr eigner Ehegatte und ein Gerichtsältester, Namens Zacharias Zeidler, überredeten sie, unter dem Versprechen, daß sie dafür den Kretscham zu Leutersdorf erhalten solle, diese Beschuldigung eidlich zu bekräftigen. Sie zog sich aber diesen Eid zu Gemüthe, erkrankte sogleich nach ihrer Rückkehr

1) Der Gemeine bekam den Tag 6 Gr., der Corporal und Feldwebel 12—16 Gr., der Fähnrich 2 Thlr., der Lieutenant 4—5 Thlr., der Oberstlieutenant 6 Thlr. Die Herren des Rathes standen unter besonderen Schutze von zehn zittauer Stadtsoldaten, welche auch [illegible]hrige von denen Bauern bekommen müssen."

von Budiſſin und ſtarb nach ſechs Wochen. So zweifelhaft alſo auch dieſe Anklage war, ſo merkte Marx doch aus dem Ganzen, daß ſeine Sache verloren ſei und machte ſich fort. Er iſt ins Deſſauiſche gezogen, wo er noch zur Zeit des baieriſchen Erbfolgekrieges in hohem Alter gelebt haben ſoll.

Die noch in Dresden verbliebenen Abgeordneten der Gemeinde, Pietſchmann, Mai und Ritter, waren endlich glücklich zum Könige gedrungen[1]), hatten ihm ein Memorial übergeben und waren, unter hoffnunggebenden Erklärungen, ans geheime Cabinet verwieſen worden. Hier nahm man es ihnen aber ſehr übel, daß ſie ſich perſönlich an den König gewendet hatten. Auch der Kanzler ſoll u. A. zu ihnen geſagt haben: „wenn Euch nach weiterem Spruche gelüſten ſollte, ſo ſoll Euch der Kopf vor die Füße gelegt werden.“ Ihr Geſuch ward vollſtändig abgewieſen, das Memorial aber dem zittauer Rathe überſendet, worauf die Unterſuchung an Strenge zunahm.

Seit dem 6. December hatten zahlreiche Verhaftungen ſtattgefunden, die aber meiſt nur wenige Tage dauerten. Auch Marsmann wurde in den Schloßthurm geſetzt. Mit beſonderer Härte wurde Chriſtian Schiffner behandelt, welcher übrigens weniger in perſönlicher Leidenſchaft, denn als Wortführer ſeiner Partei gehandelt zu haben ſcheint. Nach der Rückkehr der Deputirten aus Dresden, welche gleichfalls verhaftet wurden (3. Januar 1724), kam er von Neuem in Haft und wurde am 27. Januar, in Folge eines landesherrlichen Reſcripts, kreuzweis geſchloſſen nach Budiſſin gebracht. Am 11.

1) Man hatte auch acht ſchwangere Frauen nach Dresden geſchickt, die dem Könige einen Fußfall thun ſollten, aber nicht vorgelaſſen wurden.

Februar wurde er aber wieder entlassen. Er erhielt die Weisung, bei härterer Strafe, Festungsbau oder Leibes- und Lebensstrafe, nicht mehr dergleichen vorzunehmen. Der Oberamtsvicekanzler sagte bei der Entlassung zu ihm: „Gebt Euch zufrieden. Habt Ihr für die Gemeinde reden können, so habt Ihr auch für sie leiden können.“ Die übrigen Gefangenen kamen schon vorher in Freiheit. Die sogenannte Stärkefrau, Daniel Wichmann's Mutter, mußte sich besonders vergangen haben; denn sie und ihr Sohn wurden schon am 18. December vom zittauischen Grund und Boden verwiesen. Die Gefangenen hatten übrigens während ihrer Haft, zur Verwunderung der Stockdiener, fleißig gesungen und gebetet.

Jetzt trat aber eine eigne, für die Zeit bezeichnende Wendung ein. Die Marxbrüder fühlten sich, auch nach beendigter Untersuchung, durch die scharfe Aufsicht, unter der sie standen, und die mit jedem unvorsichtigen Worte verbundene Gefahr gedrückt. Da kam erst Einer auf den Gedanken, sich auf der Festung Königstein als Besatzungssoldat anwerben und dann auf Urlaub schicken zu lassen. Dem Beispiele folgten bald Mehrere. Sie Alle waren damit der Gerichtsbarkeit des zittauer Rathes enthoben und in den Genuß der „Soldatenfreiheiten“ gesetzt. Selbst der verwiesene Daniel Wichmann konnte sich als königsteiner Soldat ungehindert in Groß-Schönau aufhalten. Im Gefühl ihrer Sicherheit übten sie nun Muthwillen, Trotz und Hohn aller Art, während auf der anderen Seite der Rath seine Strenge gegen Alle, die ihm noch erreichbar waren, schärfte. Christoph Lange sollte, für eine freie Aeußerung, am 5. Febr. 1724 von Neuem arretirt werden, entkam aber, ließ sich in Königstein anwerben und kam als Beurlaubter zurück. Da ließ ihn der Rath am 22. März ver-

haften und ſchließen, und ſchickte Stadtſoldaten zu ſeiner Transportirung ab. Er entfloh aber mit Liſt und Entſchloſſenheit und entkam, mit Hilfe ſeiner ſchnell verſammelten Kameraden, welche man fälſchlich dabei verübter Exceſſe beſchuldigte, über Rumburg auf den Königſtein. Auf Requiſition des Raths wurde nun am 24. März ein Offizier mit 21 Garniſonſoldaten nach Groß-Schönau commandirt, um die Soldaten zu arretiren, von denen man aber nur noch fünf antraf. Dieſe ließ der Commandant des Königſteins, der bekannte Generallieutenant von Kyau, durch ein Commando abholen und hintertrieb auch die in Dresden, wohin ſich der Rath gewendet hatte, beſchloſſene Abordnung von Reiterei. Unter ſeiner Vermittelung entſchloß ſich auch der Rath allmälig zu Amneſtiemaßregeln (9. April), von denen man nur die Soldaten ausnahm, welche bei Lange's Befreiung geholfen hatten. Zuletzt ſcheint nur Lange und Pietſchmann eine Strafe erhalten zu haben, und am 4. Sept. 1724 erſchien von Kyau ſelbſt, mit einem Commando, zu Groß-Schönau und übergab am folgenden Tage die großſchönauer Soldaten, nachdem er ſie ihres Eides entbunden hatte, dem zittauer Rathe zu neuer Unterthänigkeit und treuem Gehorſam, ermahnte ſie auch, ihrem Pfarrer Frideriei gleichen Gehorſam zu erweiſen und ſich wieder ihrer Nahrung zuzuwenden. Das Verhältniß der Marxbrüder [1])

1) Gegen dieſelben wurde ein Spottlied gemacht, deſſen erſter Vers alſo lautete:

„Nun iſt es einmal an der Zeit,
Daß die Marxbrüder büßen;
Es hat die werthe Obrigkeit
Hierbei viel dulden müſſen.
Den alten und den jungen Pfarr
Verſpottete ein jeder Narr,
Der gleich von Gott nichts wußte."

zu Friederici blieb kalt und verſtimmt und es kamen gelegentliche Neckereien, jedoch keine groben Störungen vor. Nach dem Tode des alten Pfarrer Kübel ward Friederici nach Wittgendorf verſetzt und der zeitherige daſige Pfarrer M. Johann Gottlob Hellwig kam an ſeine Stelle (25. Nov. 1729). Die Amtsführung des Letztern (geb. 3. Juni 1689 † 16. Nov. 1757) verfloß ruhig und in Segen, und er vererbte die Pfarre auf ſeinen Sohn, M. Karl Gotthelf Hellwig (geb. 4. Juni 1730 † 6. Februar 1795).

Daß des Letzteren Sohn ausartete und ſich zur Nachfolge in das Amt des Vaters und Großvaters unfähig machte, das ſollte für Groß-Schönau eine Wiederkehr der ſchon einmal beſtandenen Pfarrwirren hervorrufen. Der Pfarrer Hellwig II. hatte kurz vor ſeinem Tode den M. Tzſchaſchel (geb. 3. Nov. 1757 † 21. Mai 1823) zum Amtsgehilfen erhalten. Dieſer ſetzte ſich bei der Gemeinde in Gunſt; der Rath trug aber Bedenken, ihm die umfangreiche Stelle zu geben, und verfügte daher abermals einen Amtstauſch, indem er ihn nach Jonsdorf und den daſigen Pfarrer, M. Chriſtian Adolf Peſcheck, nach Groß-Schönau ſetzte. Der Letztere (geb. 12. April 1752 † 21. Nov. 1826) war, nach allen Zeugniſſen, ein ſehr würdiger Pfarrer und iſt zuletzt bis zum Paſtor Primarius zu Zittau aufgeſtiegen. In Groß-Schönau aber ſah man ihn von Anfang an ungern, weil man eben einen Andern gewünſcht hatte, und dieſe Stimmung ſprach ſich ſchon vor ſeinem Anzuge ſo deutlich aus, daß der zittauer Rath unter dem 3. Juli 1795 ernſtlich anbefehlen mußte, beim Abzuge M. Tzſchaſchel's und Anzuge M. Peſcheck's ſich alles Auflaufes, Tumultes und anderer geſetzwidrigen Unordnungen zu enthalten. Nach ſeinem Antritt fielen Beſchimpfungen, Spöt-

ereien, Ausgelaſſenheiten, Kränkungen aller Art vor, ſodaß elbſt Peſcheck ſpäter ſeine zu Groß-Schönau verlebte Zeit als inen kurzen, aber ſchweren Traum bezeichnete. Die Groß-Schönauer waren zudem gerade um jene Zeit, we-gen ihrer Damaſtordnungen, in Zerwürfniſſen mit den Behörden und namentlich mit dem zittauer Rathe, ſol-en auch durch franzöſiſchen Revolutionsſchwindel ſehr ufgeregt geweſen ſein. Da ſich gar keine Ausſicht zeigte, aß der Hader zwiſchen Gemeinde und Pfarrer durch as ruhige, verſöhnliche Verhalten des Letztern werde eſchwichtigt werden, ſo entſchloß ſich der Rath, den Verſuch zu machen, ob es einem neuen Pfarrer, der den Parteien noch ganz fremd ſei, beſſer gelingen werde. s trat ein abermaliger Tauſch ein. Peſcheck wurde am 12. Dec. 1796 zum Katecheten und Zuchthausprediger n Zittau erwählt, wohin er am 2. Febr. 1797 abzog. Sein Nachfolger in Groß-Schönau wurde ſein Vorgän-er in Zittau, M. Chriſtian Friedrich Richter.

In dieſem hatte ſich der Rath aber vergriffen, ob-wohl er manche Eigenſchaften beſaß, die zu ſeiner Wahl eſtimmen konnten. Richter, ein Müllersſohn und am 3. Mai 1748 zu Hainewalde geboren, beſaß eine ſeltene Geiſtesſtärke, einen durch nichts zu erſchütternden Muth, inen feſten Willen, eine ausdauernde Beharrlichkeit und in ſtrenges Rechtsgefühl. Aber er beſaß dieſe Eigen-chaften auch in einem Grade, und ſo unvermittelt durch Beſonnenheit, Sanftmuth und Wohlwollen, daß die Willensfeſtigkeit und Beharrlichkeit in Eigenſinn und Halsſtarrigkeit, der Muth in herausfordernden Ueber-muth, das Rechtsgefühl in Rechthaberei und aufrei-endes Feſthalten an jedem Titelchen des eignen Rechts[1])

1) Nur zu oft wird die Achtung, die dem Rechtsſinne gebührt, o er die Rechte Anderer heilig achtet und wo er ſich uneigennützig

ausartete. Dabei war er ungemein heftigen Sinnes. Schon ſeine Antrittspredigt über den Text: „Es iſt ein Geringes, daß du mein Knecht biſt, die Stämme Jakobs aufzurichten, und das Verwahrloſete in Iſrael wiederzubringen“ (Jeſ. 49, 16) gab großen Anſtoß.

Die Parteien drehten ſich aber, mit der in ſo vielen Parteihändeln gewöhnlichen Zufälligkeit und Principloſigkeit. Tzſchaſchel's Anhänger, von denen man hätte erwarten ſollen, ſie würden auch Richter's Feinde ſein, da der Streit ja nicht in Abneigung gegen Peſcheck, ſondern in Vorliebe für Tzſchaſchel ſeinen erſten Grund gehabt hatte, ſprachen ſich günſtig für Richter aus, weil es doch ein anderer Mann war, als der ihnen ohne Grund verhaßt gewordene Peſcheck. Dagegen die Anhänger Peſcheck's, deren Sache einen würdigen Charakter erhielt, wenn ſie in ihm den rechtmäßigen Pfarrer und tüchtigen Geiſtlichen ehrten, erklärten ſich gegen Richter, welcher gleichfalls ihr rechtmäßiger Pfarrer und ein tüchtiger Geiſtlicher war, weil er an die Stelle ihres Peſcheck getreten. Bald fielen Reibungen vor. Man ſchimpfte und ſchmähte ſich in Bier- und Branntweinhäuſern, man ſpottete über die Reden des Pfarrers, man ſuchte ihn, nachdem man vollends gemerkt hatte, wie leicht er in Zorn und Eifer zu bringen ſei, auf jede Weiſe zu ärgern und zu reizen, und er ſelbſt verſtand es nicht, ſich über den Parteien zu halten. Als ſich unter ſolchen Wirren die gefährlichſten Grundſätze immer lauter ausſprachen, die Frechheit, mit welcher man

für die Rechte Anderer und für die Idee des Rechtes bewaffnet, auf den Kampf für das eigne Recht übergetragen. Dieſer iſt erlaubt, verdient aber an ſich niemals beſonderes Lob, ſondern kann es nur durch die Art verdienen, wie er geführt wird. Er kann aus ſehr ſchlechten, ſelbſtſüchtigen Beweggründen fließen.

Gott und die göttlichen Dinge ſchimpfte, die Bibel verachtete, der heiligen Geſchichte und des Chriſtenthums überhaupt nach Jakobinerweiſe ſpottete, von Tag zu Tag ſtieg, machte er mehrmals Anzeige bei dem zittauer Rathe, fand aber nicht die erwartete Berückſichtigung. Sei es, daß der Rath nicht für zeitgemäß fand, durch ſtrenge Maßregeln für Kirchlichkeit zu wirken, oder daß es Richter ſchadete, daß ſeine Partei zugleich die der Gegner des Raths war; die Maßregel, die der Rath am 8. October 1798 ergriff, die Gerichte anzuweiſen, auf das Verhalten der Einwohner, unter welchen ſich Parteigeiſt und Rachſucht eingeſchlichen habe, genaue Obſicht zu führen, war jedenfalls um ſo mehr eine halbe und unwirkſame, als die Gerichte ſelbſt Partei genommen hatten und zwar wohl gegen den Pfarrer.

M. Richter ließ nun eine neue Klage verfertigen, die er ans Oberamt nach Budiſſin und ans Oberconſiſtorium nach Dresden ſchickte, und leitete damit einen Proceß ein, der für ihn einen ſehr unerwünſchten Ausgang nehmen ſollte. Auch ſeine Gegner reichten höhern Orts ihre Beſchwerden ein, und die oberamtliche Commiſſion, welche am 21. October 1798 in Zittau anlangte, und vom 24. October — 8. November in Groß-Schönau verweilte, machte mit Unterſuchung der Beſchwerden über den Pfarrer den Anfang. Unter dieſen Beſchwerden figurirten ſeine ſträflichen Predigten, ſein zelotiſcher Eifer, der auch des Papſtes und des Katholicismus nicht geſchont[1]), der ihn weiter beſtimmt habe,

1) Es wird dem heutigen Publicum wunderbar vorkommen, daß eine lutheriſche Gemeinde ſich deshalb über ihren Pfarrer beſchwerte und ihn darüber ſogar bei dem katholiſchen Beichtvater des Kurfür-

bei einer Hauscommunion zu einem kranken Manne zu sagen, er wäre des Abendmahles nicht würdig, und demselben die Hostie heftig in den Mund zu stoßen, seine Unverträglichkeit, die ihn mit allen benachbarten Pfarrern in Streit gebracht habe, wogegen diese aber schriftliches Zeugniß ablegten, ein angeblicher Brief an den Pfarrer zu Warnsdorf in Böhmen, mit empörenden Ausfällen gegen die christliche Religion, der aber untergeschoben gewesen sein soll, seine heftige Gemüthsart überhaupt, seine Jagdliebhaberei, wegen deren er große, „ziemlich unfreundliche" Hunde gehalten, dann daß er Krebse gefangen (!), in seiner Wohnung Ratten geschossen, zu viel Feldarbeit getrieben und die Pfarrwidemuth in schlechten Zustand gebracht habe[1]) u. s. w. Er selbst zeigte sich bei der Untersuchung nicht minder hartnäckig und unversöhnlich, als seine Gegner, und drang beständig auf Bestrafung der von ihm denuncirten angeblichen Gotteslеugner, die aber von den Ortsgerichten ein nichts weniger als nachtheiliges Zeugniß über ihren Wandel erhielten.

Richter's Gegner sandten nun noch, angeblich im Namen der Gemeinde, ohne daß jedoch dieser Punkt erwiesen wäre, eine Deputation mit einer Eingabe nach Dresden, worin sie erklärten, daß die Absetzung des Pfarrers allgemeines Verlangen der Gemeinde sei, indem ihn nur etwa 90 Personen als Pfarrer zu behalten wünschten.

---

sten verklagte. Indeß dem damaligen Zeitgeist gegenüber, und unter dem Einflusse erhitzten Parteigeistes ist die Sache so wunderbar nicht. Auch ist zu erwägen, daß in der Lausitz Verträglichkeit der Religionsparteien im allseitigen Interesse lag.

1) In letzteren beiden Beschuldigungen liegt nicht so nothwendig ein Widerspruch, wie Richter in seinem sehr verdienstlichen Werke annimmt (a. a. O. S. 197).

Es erfolgte denn auch, unter dem 24. December 1798, ein landesherrliches Reſcript, wodurch M. Richter vom Pfarramte zu Groß-Schönau „dimittirt" wurde. Der Rath zu Zittau ſollte ihm, bis zu anderweiter Anſtellung, eine jährliche Penſion von 100 Thlrn. aus der Schoßkaſſe zahlen. Die ganze Maßregel ſcheint wohl hauptſächlich auf die Unmöglichkeit eines nützlichen Wirkens dieſes Pfarrers in dieſer Gemeinde begründet geweſen zu ſein, und wenn er geeignete Wege eingeſchlagen hätte, ſo würde er wohl bald eine anderweite gute Anſtellung erhalten haben. Aber die Sache kam anders. Richter bot alles auf, eine Zurücknahme der Maßregel zu erwirken, und ward darin ſowohl durch die Gemeinde, als auch, wie es ſcheint, durch die ſonſtige Stimmung in der Gegend, wo man das Verfahren nicht ohne Grund zu hart fand[1]), unterſtützt.

Er nahm die Penſion nicht an, und bat, nachdem ihm am 28. Febr. 1799 das Reſcript publicirt wurde, unter dem 2. März um Ausſetzung der Vollziehung deſſelben. Allein ſchon am 5. März erfolgte deſſen Beſtätigung. In der Gemeinde war auf einmal alles für Richter. Man verſammelte ſich haufenweiſe im Kretſcham und verlangte ziemlich ſtürmiſch von den Gerichten, daß ſie die Sache rückgängig machen ſollten. Da dieſe ſich nicht damit befaſſen wollten, ſo ſchickten Richter's Anhänger am 4. Mai eine Deputation nach Dresden, veranſtalteten auch, gegen ein vom zittauer Rathe deshalb ergangenes Verbot, eine Stimmenſammlung, wobei ſich, binnen 24 Stunden, nicht weniger als 1270 für Richter

1) Man kann allerdings meinen, daß man vorher den Weg der gütlichen Unterhandlung über freiwilligen Uebertritt auf eine andere Stelle mit ihm hätte verſuchen ſollen.

erklärten. Am 1. April aber machte eine Rathsdeputation der Gemeinde ein landesherrliches Reſcript bekannt, wonach Niemand ſich unterſtehen ſollte, irgend etwas zu unternehmen, was wider den kurfürſtlichen Willen lief und dem Pfarrer zur Wiedererlangung des Pfarramtes behilflich ſein könnte. Da Richter die Pfarrwohnung nicht gutwillig räumen wollte, ſo ließ der zittauer Rath ſeine Effecten in den Kretſcham bringen, wo ſie mehrere Tage unter freiem Himmel ſtanden. Wahrſcheinlich bei dieſer Gelegenheit iſt das Kirchenbuch abhanden gekommen, worauf die Gegner Richter's dieſen wieder beſchuldigten, daſſelbe abſichtlich vernichtet zu haben. Richter verließ Groß-Schönau am 11. April und zog zu ſeinem Bruder nach Seifhennersdorf. Er und ſeine Anhänger ſetzten ihre Verſuche durch Appellationen gegen die Pfarrerwahl und ſonſt noch längere Zeit fort, und veranlaßten Unterſuchungen, wie ſie am 12. Sept. zu Dresden, vom 9.—13. Dec. in Radeberg ſtattfanden, ja durch Commiſſarien noch am 16. Juni und 22. Sept. 1800 gepflogen wurden. Aber ſtets ward die höhere Entſcheidung beſtätigt und von den Renitenten der Gemeinde mußte Einer einjährige Zuchthausſtrafe, die Uebrigen Stockhausſtrafe leiden. Richter und die Andern hatten beträchtliche Koſten zu bezahlen.

Richter appellirte auch bei der zweiten Pfarrwahl noch und klagte endlich gegen den Landesherrn bei dem Reichskammergericht, was freilich gegen das privilegium de non appellando war und dem armen Starrkopf, deſſen Eigenſinn und herbem Schickſal man wohl einige Nachſicht hätte ſchenken mögen, halbjährige Zuchthausſtrafe und angeblich auch Landesverweiſung zuzog. Wahrſcheinlich iſt letztere nur ein freiwilliges Exil geweſen. [illegible] zog nach Böhmen und trieb dort einen Kleinhandel

mit gebackenem Obste u. dergl. Später erkaufte er einen Garten in Herwigsdorf bei Zittau, wo er 1818 gestorben ist[1]).

Nach Richter's Entlassung wollte kein Pfarrer des Zittauer Stadtbezirks das Pfarramt in Groß-Schönau annehmen. Endlich meldete sich der Pfarrer zu Spitzkunnersdorf, M. Karl Heinrich Samuel Jentsch (geb. 12. Juni 1762), wurde am 2. Juni 1799 zum Pfarrer ernannt und erhielt, trotz der eingegangenen Appellationen, am 1. Juli die Vocation, worauf er am 9. Juli einzog. Auch er wurde mit Mistrauen und Abneigung empfangen und erfuhr manche Kränkungen, starb aber schon am 11. April 1800, demselben Tage, an welchem ein Jahr vorher M. Richter Groß-Schönau hatte verlassen müssen. Abermals meldete sich Niemand zu dem Pfarramte und die Pfarrer im zittauischen Gebiete lehnten den bedenklichen Antrag ab. Der Rath lud drei fremde Prediger zu Gastpredigten ein. Der Erste darunter, den er zum Pfarrer wählte, schlug die Stelle ebenfalls aus. Darauf wählte er den Pfarrer zu Liebstädt in Thüringen M. Karl Heinrich Gottfried Lomnatzsch (geb. zu Kindelbrück 24. Juni 1772), der eine

---

1) Auch Spottlieder wurden auf ihn gemacht. Er hatte zu der Amtsentlassung des Director Sintenis zu Zittau (1798) beigetragen und sich, mit Bezug darauf, berühmt, daß er schon mit Großziemern siegreich gekämpft habe, also auch der Rothkehlchen Herr werden werde. In einem Liede, was sich anfing:

„„Magister Richter, was hast Du verbrochen,
Daß über Dich das Urtheil ward gesprochen?"

hieß es im letzten Verse:

„Vom großen Lügenmacher wir gesungen,
Der mit Großziemern hat zuvor gerungen:
Rothkehlchen sind nun sein ganz Herr geworden;
Er ist verdorben."

Stieftochter des zittauer Bürgermeisters Kösling zur Frau hatte.

Inzwischen hatte sich der Damasthandel gebessert und die Stimmung war günstiger. Der neue Pfarrer ward schon zur Probepredigt feierlich eingeholt und bei seinem Amtsantritte (3. Mai 1801) ein Feuerwerk abgebrannt. Sein bedeutendes Rednertalent und der richtige Takt, mit dem er sich von allen Parteien fernhielt, erwarben und sicherten ihm hohe Achtung. Er nahm aber schon 1809 eine Stelle in Zittau an, zeichnete sich 1813 und 1814 auch als politischer Redner und durch sächsischen Patriotismus aus, und ward 1816 nach Dresden, 1817 als Superintendent nach Annaberg berufen, wo er am 17. August 1834 gestorben ist. Seinem Nachfolger in Groß-Schönau hatte er die Wege geebnet, und merkwürdiger Weise wurde dies ein Sohn desselben Director Sintenis, zu dessen Entlassung der nun auch entlassene Richter beigetragen zu haben sich rühmte[1]).

1) Vergleiche über das alles die angeführte Schrift von Richter, wo auch die sonstigen Quellen bemerkt sind.

XVIII. Johann Gottfried Sillig.

Auch ein Geiſtlicher, der unter der Regierung des Kurfürſten, nachherigen Königs Friedrich Auguſt von Sachſen vom Amte entfernt ward, ohne es durch Verſchuldung verwirkt zu haben, dabei ein Mann, der ſich durch manche Züge ſeiner Richtung in die Reihe im vorigen Bande beſprochener Charaktere, zwar nicht der Speculanten auf den Aberglauben und die Schwärmereien Anderer, aber ſo edler Schwärmer, wie Cazotte und Obereit, ſtellt, war der in der Aufſchrift Genannte.

Sein äußerer Lebensgang war einfach. Er war der Sohn des Diakonus Johann Ehrenfried Sillig in Waldheim und ebenda am 13. Auguſt 1734 geboren, ging erſt in die waldheimer Stadtſchule und kam dann nach Meißen auf die Fürſtenſchule, worauf er ſechs Jahre lang in Leipzig Theologie ſtudirte. Seine Mutter war im erſten Jahre ſeines Lebens geſtorben. In Leipzig hatte er ſich beſonders Cruſius angeſchloſſen und urſprünglich die Abſicht gehabt, ſich dem akademiſchen Lehramte zu widmen. Da erhielt er einen unerwarteten Ruf als Diakonus nach Döbeln, dem er Folge leiſtete (1762). Schon in Leipzig hatte er eine kleine exegetiſche Schrift drucken laſſen [1]). Nachdem er einige Jahre im Amte

1) Triga regularum criticarum, quae multis Veteris Testamenti locis varie vellicatis prodesse posse videntur. Lips., 1762. 4.

war, trat er anonym mit der deutschen Schrift auf: „Warum mangelt es bei dem täglichen Wachsthum der Wissenschaften gleichwohl noch so sehr an guten Predigern?“ Leipzig, 1771. Diese Schrift wurde sehr günstig aufgenommen. Er zählte darin sowohl die natürlichen, als die erworbenen Eigenschaften eines guten Predigers auf, und nannte dann als allgemeine Ursachen des gerügten Mangels: den Mangel an Aufsicht über die theologischen Studirenden; die „Versäumung derselben auf Schulen und Akademien in Absicht auf diejenigen Dinge, die einem guten Prediger unentbehrlich sind“; den Vorzug, den man der Schultheologie vor der biblischen einräume; die allzu große Nachsicht mit lasterhaften Predigern; den zu geringen Einfluß der Gemeinden bei der Wahl der Prediger[1]). Als besondere Ursachen führte er an: Bestimmung Unfähiger zu dem Predigtamt; niedrige Herkunft und Armuth vieler Prediger; „unzeitige Begierde, ein großer Redner zu werden“; Mangel an guten Freunden, die dem Prediger seine Fehler sagen; Liebe zum Young'schen Geschmack[2]); den Wahn, man predige biblisch, wenn man Sprüche auf Sprüche häufe; Mangel an gutem Gedächtniß; die vielen schlechten und Wirthschaftspfarren; die Verachtung, in der der geistliche Stand sich befinde[3]). Der Ton

1) In diesem Punkte dürfte er am meisten geirrt haben. Die Uebertragung der Predigerwahlen an die Gemeinden wird, wenigstens in Zeiten und bei Völkern „aufgeklärter“ Beschaffenheit, der Oberflächlichkeit, Mittelmäßigkeit und Charakterschwäche weit bessere Chancen bieten, als jede andere Einrichtung.

2) Von dem werden jetzt wenige Theologen noch etwas wissen.

3) Mochte für eine gewisse Classe seiner Glieder, nach den Zeitgemälden von Thümmel, Nicolai, Hermes, Müller zu schließen, nicht unwahr sein. Ein wahrhafter Geistlicher im edelsten Sinne des Wortes ist auch damals geehrt worden.

der Schrift war munter, witzig, zuweilen aber zu jovial, und sie enthielt manche feine Bemerkungen eines originellen und denkenden Kopfes. Im nächsten Jahre schilderte er die Geschichte eines aus Döbeln gebürtigen Tuchmachergesellen, der in holländischen Diensten nach Surinam gegangen war, dort durch eine Heirath sein Glück gemacht hatte, 1771 nach Döbeln zurückkam und den gewonnenen Reichthum mit Großmuth verwaltete, in der Schrift: „Zuverlässiger Briefwechsel über die merkwürdige Geschichte eines zweiten Josephs, in der Person des Sächsischen Amerikaners, welcher bisher in Döbeln gewesen ist. Vier Stücke. Amsterdam, 1772."

Größeres Aufsehen machte in weiten Kreisen eine Predigt, die er um dieselbe Zeit drucken ließ. Bekanntlich fand von 1771—72, in Folge eines zwei Jahre hintereinander sich wiederholenden späten tiefen Schneefalles [1]), in vielen Gegenden Deutschlands, und ganz besonders auch in Sachsen, eine schwere Getreidetheuerung statt, in deren Laufe der Scheffel Roggen, welcher 1769 im Erzgebirge 1 Thlr. 12 Gr. gekostet hatte, bis auf 9 Thlr. in Dresden, bis auf 14 Thlr. in Zwickau aufstieg, selbst in der unmittelbaren Nähe von Dresden verhungerte Menschen an der Landstraße gefunden wurden und die ungeeignetsten Nahrungsmittel, zu denen die Verzweiflung griff, wie geriebene Baumrinde, mit Sägespänen vermischte Kleien, Kraut- und Kartoffelschalen, Krankheiten erzeugten, sodaß durch diese und durch den Hunger an 60,000 Menschen hingerafft wurden [2]).

Die Privatwohlthätigkeit hatte ein um so weiteres

1) Am 19.—22. März 1770 und am 18.—19, 25. und 27. März 1771.

2) Manche haben 150,000 angegeben.

Feld, je mangelhafter damals die Anſtalten der öffentlichen Armenpflege waren, und bethätigte ſich in rühmlichſter Weiſe. Auch Sillig, der überhaupt die Wohlthätigkeit ſelbſt war und dabei wohl öfters, nach gewöhnlichen Anſichten, ſeine Kräfte überſchritt, blieb dabei nicht zurück. Zugleich aber hielt er, am 10. Sonntage nach Trinitatis, wo er hergebrachtermaßen die Geſchichte der Zerſtörung Jeruſalems von der Kanzel zu verleſen hatte, eine Anrede an ſeine Gemeinde, worin er die Behauptung vortrug, daß die Alle, welche durch die Hungersnoth an ihrer Geſundheit gelitten oder das Leben verloren hätten, ſehr große Sünder geweſen ſein müßten, da den Frommen Schutz in der Theuerung verſprochen ſei, und allgemeine Landplagen in der Bibel ſtets für Strafen der Sünde ausgegeben würden. Die Schuld möge allerdings in verſchiedenem Grade ſtattgefunden haben, und man könne nicht entſcheiden, ob alle dieſe Verſchmachteten verdammt worden wären. Aber auch die Erretteten ſeien nicht alle fromm. Einige wären von jeher fromm und tugendhaft geweſen, Andere durch das Unglück gebeſſert worden; noch Andere aber beharrten in dem Böſen, und dieſe werde daher noch mehr Elend treffen. Als er nun bald darauf bei einem Landprediger hörte, daß über dieſe Predigt ſehr ungleiche Urtheile gefällt würden, und daß ſie viele Verdrehungen und Misdeutungen veranlaſſe, ſo entſchloß er ſich, ſie drucken zu laſſen [1]), was er anfangs nicht beabſichtigt hatte. Sie rief nicht weniger als zwölf Gegenſchriften hervor. Die heftigſten waren die zwei, welche der damalige Stadtſchreiber Wolf in Roßwein, und die, welche der Diako-

1) Drei wichtige Fragen an die Geiſter ſeiner Zeit. Leipzig, 1772. Vergl. A. D. Bibl. XX. 521.

nus, nachherige Pastor, J. Ehrenfried Wagner[1]) in Marienberg verfaßt hatte. Die billigsten und sanftesten Entgegnungen waren in drei Schriften des M. Oesfeld enthalten, sowie sich auch zwei Ungenannte Sillig's annahmen. Er selbst hielt an sich und faßte, mehr nur zu seiner eignen Beruhigung, eine nicht in den Druck gekommene Vertheidigung seines Vortrags ab, welche zugleich die Geschichte der ganzen Streitigkeit enthält und mit Ruhe und ohne Persönlichkeiten geschrieben ist.

Er lebte nun wieder längere Zeit nach außen ruhig, doch in seinem Kreise, besonders auf die untern Stände, überaus wirksam, mit bedeutenden Männern des In- und Auslandes in lebhafter Verbindung. Er hatte eine ansehnliche Gestalt, eine edle Gesichtsbildung, ein durchdringendes Auge, einen feingebauten Mund. Mit Jedermann sprach er frei und ungezwungen, sah aber allerdings alles aus seinem eignen, von denen der Meisten sehr abweichenden Gesichtspunkte an, sodaß er bald in das Licht eines Sonderlings trat. In der That scheint er der Meinung gewesen zu sein, daß die Welt eben gänzlich auf falschen Wegen sei, ohne dabei auch in den Heilmitteln, auf welche seine Zeit, vor und mit der Revolution, verfiel, die rechten Heilmittel zu erkennen, in welchem letztern Punkte er denn freilich nicht Unrecht gehabt hat. Er las auch am liebsten sogenannte Paradoxen. Seine Liebe zum Wunderbaren und Außerordentlichen war groß, und sein Glaube an eine providentia specialissima unbegrenzt und felsenfest. Von seinem Amte und der Würde desselben hatte er eine sehr hohe Mei-

1) Der allerdings, mit einem eignen Aufwand von 1000 Thlrn., in der Theuerungszeit ein Waisenhaus errichtet hatte, welches er unentgeltlich verwaltete.

nung. Seine Liebe zu ſtarken Ausdrücken gab ihm wohl den Schein der Anmaßung und ſeine Heftigkeit im Diſputiren erweckte ihm manche Feinde. Eine Zeit lang ſcheint ihm der große Anhang, den er allmälig fand, ja zuletzt ſelbſt die ihm ungerecht ſcheinende Verfolgung, von der ihm früher eigenen Demuth mehrfach abgelenkt zu haben. Doch erklärte er gegen das Ende ſeines Lebens, daß ihn „Gott rechtſchaffen für ſeinen Stolz demüthige". Selbſt ſeine Feinde konnten ſeine Rechtſchaffenheit und ſeinen wahrhaft begeiſterten Rechtseifer nicht ableugnen. Was Furcht war, wußte er nicht, und ſein unerſchütterliches Gottvertrauen diente ſeinem natürlichen Muthe zur feſteſten Stütze. Seine Predigten, welche meiſtens Stegreifreden und freie Herzensergießungen über den jedesmaligen Text waren [1]), fanden ungemeinen und immer zunehmenden Beifall, ſodaß die Menſchen, auch bei raueſtem Wetter, viele Meilen weit herkamen, ihn reden zu hören. An allem Neuen und Frappanten, was die Zeit in denjenigen Beziehungen, die ihn beſonders intereſſirten — und dahin ſcheint Alles gehört zu haben, was auf eine Regenerirung der Menſchheit abzielte — hervorbrachte, nahm er lebendigen Antheil, erkannte aber ſehr bald, was nicht probehaltig war. So brach er ſowohl ſeine, um 1770 angeknüpfte Verbindung mit dem bekannten Dr. Bahrdt, als auch ſeinen Briefwechſel mit dem Baſedow'ſchen Philanthropin in Deſſau, das er anfangs thätig unterſtützte, wieder ab. Lavater, der ihm

1) Seit 1778 ſchrieb er zu ſeinen Predigten gar nichts mehr auf. Einſt hatte er ſich im Texte geirrt und über einen unrechten Text meditirt, den er auch vor dem Altare ablas. Er ward darauf aufmerkſam gemacht, und hielt nun über den rechten Text eine Predigt, welcher Niemand anmerkte, daß ſie ein Erzeugniß des Augenblickes war.

kirchlich weit näher ſtand, als Bahrdt und Baſedow, gehörte auch zu ſeinen Correſpondenten, und zwar bewies ſich Lavater hier ſkeptiſcher, als ſein ſchwärmeriſcher Freund. Sie briefwechſelten nämlich über die Kraft des Glaubens und des Gebetes und über die Möglichkeit der Wunder in neuern Zeiten. Sillig theilte Lavater ſeine vermeinten Erfahrungen mit, um ihn zu überzeugen, daß Gott durch ihn Wunder gewirkt habe. Da aber Lavater vor Schwärmerei, Selbſtbetrug und Täuſchung warnte, ſo brach Sillig auch dieſen Briefwechſel, nachdem er ungefähr zwölf Jahre gedauert, ab.

In ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit fuhr er fort. Wie er in den Jahren 1772, 1778 und 1781 eine neue Ueberſetzung der drei erſten Evangelien herausgegeben hatte, was er nach und nach auf das ganze Neue Teſtament auszudehnen gedachte, ſo ſtellte er ſeine Grundſätze über Erziehung in folgenden Schriften zuſammen: „Ueber ein allgemeines, für alle Nationen brauchbares Mittel, gleich von den erſten Jahren ihres Lebens an Menſchen abſolut gehorſam und tugendhaft zu erziehen. Ein Dreihellers-Pfennig eines Vaters von ſieben Kindern zum heutigen Educationsweſen. Frankfurt und Leipzig, 1781", und „Erziehung, ganz allein Sache des Staats, exceptis excipiendis, ſonſt wird nichts daraus. Als Pendant zum Univerſalmittel des allgemeinen Kindergehorſams für alle Nationen; oder: noch ein Dreihellers-Pfennig. Frankfurt und Leipzig, 1782." Die erſtere Schrift war ein eifriger Commentar über die Worte Salomon's und Sirach's: Wer ſein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruthe und züchtiget es bald, und ging von dem Grundſatze aus: junge Menſchen, die ihren Verſtand noch nicht brauchen könnten, müßten wie junge Thiere behandelt werden. Seine Kinder bekamen oft ſchon in

den erſten Wochen, wenn ſie ſich heftig bewieſen, Schläge von ihm; wenn ſie aber fähig wurden, Vorſtellungen anzunehmen, ſo regierte er ſie blos durch Gründe und ſagte oft: „Wenn andere Leute anfangen, ihre Kinder zu züchtigen und zu ſchlagen, bin ich ſchon fertig damit.“ Seine Methode hat in beſtimmten Fällen ihr Wahres, iſt aber im Allgemeinen mehr das kürzeſte und bequemſte, ſowie der eignen Leidenſchaft, alſo Unart der Eltern entſprechendſte, als das beſte Mittel. Sie iſt zuletzt die Folge eines Mangels an Geduld und Erfahrung, in Folge deſſen man nicht bedenkt, wie viele Unarten und Fehler des Kindes ſich, unter den gleichbleibenden Einflüſſen verſtändiger Umgebungen, mit der reifenden Vernunft von ſelbſt verlieren. In der zweiten Schrift wünſcht der Verfaſſer ein eignes Educationscollegium für jedes Land und jede Provinz, eine militairiſche Einrichtung bei dem Schulweſen, eine allgemeine Schulkaſſe, eine allgemeine Schulmethode, gleiches Recht aller Unterthanen von jedem Stande, zur Erziehung das Ihrige [1]) beizutragen, Entſcheidung des Staats, was aus den Kindern gebildet werden ſolle. Das ſind nun freilich größtentheils ganz verkehrte Vorſchläge. Am Schluſſe der Schrift kam noch ein Vorſchlag zu einem Erziehungsinſtitute, welches Sillig mit ſeinem wackern Hauslehrer, dem nachherigen Pfarrer Lehmann in Schlöben bei Jena, welcher 20 Jahre in ſeinem Hauſe lebte, zu Döbeln errichten wollte, woraus aber nichts geworden iſt. Mit ſeiner vortrefflichen Gattin, einer Tochter des Oberpfarrers Hilſcher in Frankenberg, mit der er ſich 1762 verheirathet hatte, hatte er 14 Kinder erzeugt. Aber 11 davon ſtarben in der Kindheit und Jugend,

1) Darauf würde denn der Nachdruck zu legen ſein.

darunter ein Sohn, Wilhelm, zwar erſt nach des Vaters Tode, aber noch auf der Univerſität (1795), und eine Tochter, Wilhelmine, im 16. Jahre. Der Letztern ſetzte Sillig in dem Schriftchen: „So dachte und ſo ſchrieb Wilhelmine Sillig in ihrem 16. und letzten Lebensjahre. Leipzig und Deſſau, 1783", ein Denkmal. Sie war ein Mädchen von vielen liebenswürdigen Eigenſchaften, mit einer Menge Kenntniſſe ausgerüſtet, und einem fein empfindenden Herzen, hatte aber zu früh eine auch erwiederte Zuneigung zu einem Jüngling gefaßt, der noch zur Univerſität vorbereitet wurde, und das hatte den Lenz ihres Lebens getrübt.

Auch die vielen Todesfälle unter ſeinen Kindern machten ihn in einer wunderlichen Meinung nicht irre, welche allerdings mit ſeinem allgemeinen Glauben zuſammenhing. Wer in Krankheiten einen Arzt brauchte, hatte, ſeiner Meinung nach, keinen Glauben an die Wirkung des Gebetes. Kein Arzt durfte in ſein Haus, ſobald es die Kranken nicht ſelbſt begehrten, was von Seiten der Seinigen nicht geſchah. Daß ſeine Gattin von einer ſehr ſchweren, über ein Vierteljahr währenden Krankheit endlich doch genas, beſtärkte ihn mehr in ſeiner Anſicht, als die öfteren Sterbefälle bei ſeinen Kindern ſie erſchütterten. Er machte es wie die meiſten Menſchen: er hielt ſich an diejenigen Erfahrungen, welche ſeiner Meinung entſprachen, und überſah die entgegenſtehenden. Im Uebrigen war ihm der Wein das Univerſalmittel gegen alle Krankheiten.

Bei ſeiner gewaltigen Charakterſtärke und Willenskraft übte er einen wunderbaren Einfluß auf ſchwächere Naturen aus. Selbſt Wahnſinnige, auch wenn ſie tobſüchtig waren, bändigte er ohne Zwangsmittel, und nahm zuweilen ſolche Unglückliche in ſein Haus, um

Verſuche an ihnen zu machen. Einſt wurde er zu einem jungen Bauernburſchen gerufen, den man wegen Raſerei an Ketten gelegt hatte. Er befahl, ihn loszuſchließen, hieß ihn mitgehen, und der Kranke folgte ihm wie ein Lamm in ſein Haus, wo er ihn einige Tage und Nächte auf der Stube behielt und blos durch Worte lenkte. Als der junge Menſch Sillig's Haus wieder verlaſſen hatte, wurde er raſender, als zuvor. Einſt ward Sillig unter der Hausthür ein anonymes Briefchen hereingeſchoben, deſſen Verfaſſer er wiſſen wollte. Am Schluſſe ſeiner nächſten Predigt forderte er den Verfaſſer, kraft ſeines apoſtoliſchen Anſehens, zu ſich. Dieſer kam nicht. Er befahl ihm das zweite mal noch nachdrücklicher, zu erſcheinen. Er kam noch nicht. Zum dritten male bedrohte er ihn ungefähr mit der Formel des Paulus 1. Cor. 5, 3—5, und noch am ſelben Abend kam er. Auf dieſelbe Weiſe ſchaffte er einem armen Mädchen einen Pelzmuff wieder, der ihr in der Kirche entwendet worden war. — Für die Juden hatte er eine große Vorliebe und glaubte, daß ſie noch einmal eine große Rolle in der Weltgeſchichte ſpielen und eine herrſchende Nation werden würden. Eine Art tauſendjährigen Reiches hielt er nicht zu entfernt, erwartete aber alles Heil nicht von Menſchen, ſondern von dem wiederkehrenden Chriſtus, welcher der Erde eine andere Geſtalt geben und aller Ungerechtigkeit und Bedrückung ein Ende machen werde.

Ungefähr ſeit dem Jahre 1780 ward er in ſeinem Predigtſtyle in zunehmender Weiſe platter und härter, ließ von Jahr zu Jahr mehr Sätze aus der prophetiſch-apokalyptiſchen Theologie in ſeine Verträge einfließen, und gewann, durch immer geſteigerte Derbheit und Entſchiedenheit, zwar die niedern Claſſen immer mehr für ſich, machte ſich aber auch eben dadurch manche Feinde

unter den höhern. Namentlich erbitterte er den Rath zu Döbeln, als er einmal in einer Predigt, unter Anwendung einiger harten Bibelstellen, von der gesammten Bürgerschaft verlangte, „sie sollte Sorge tragen, daß die Kasse, aus welcher die Geistlichen und Schuldiener bezahlt zu werden pflegen, in Ordnung erhalten würde, damit nicht Jahre lang sauer verdiente Besoldung rückständig bliebe", auch nicht weiter zu predigen drohte, ja diese Drohung wirklich einmal ausführte. So hörte er auch einmal mitten in der Predigt auf, als, seiner Vorstellungen ungeachtet, ein in der Nähe der Kirche wohnender Hauptmann während der Predigt zuviel Lärm mit seiner Compagnie machte.

Die im ersten Bande dieser Sammlung besprochenen Bauernunruhen des Sommers 1790 fanden namentlich auch in der Gegend von Döbeln statt. Während die Bauern ihren Gutsherren die Spannfrohnen aufkündigten, spannten sie Sillig freiwillig vor, um ihn nach Oschatz zur Circularpredigt zu fahren. Er war weit entfernt davon, den Aufruhr zu billigen. Er sagte und predigte: „ein Christ muß sich eher schinden und schaben lassen, ehe er sich seiner Obrigkeit widersetzt." Einem seiner Anhänger, der sich an den Widersetzlichkeiten betheiligt hatte, sagte er, als er ihm das erzählte: „ist Er ganz und gar des Teufels, daß Er so etwas gutheißen und daran theilnehmen kann? Bleib Er mir vom Leibe! Weiß Er nicht, was einem Jünger Jesu geziemt?" Indeß mochten die Tumultuanten selbst manche Aeußerungen Sillig's, der ja so oft gegen die Laster der großen Welt eiferte und das Herannahen der göttlichen Strafe verkündigte, misverstanden, gemisbraucht, ihn als Autorität angezogen haben. Auch hatte er sich wohl zuweilen so geäußert, als halte er diese Unruhen für das

längſt von ihm verkündigte Strafgericht Gottes und den Anfang der Wiederkehr Jeſu. Genug, ſeine Feinde, welche ihm ſchon ſeit 16—18 Jahren aufgelauert und ſeine Worte nachgeſchrieben hatten, hielten den Zeitpunkt, wo die Regierungen gegen alles Aufregende mistrauiſch und ſtreng waren, für den geeignetſten, ihre Rache zu üben.

Noch in demſelben Jahre 1790 ging eine anonyme Anzeige gegen ihn ein, in deren Folge er ſuſpendirt wurde. Die nächſte Veranlaſſung dieſer Anzeige ſoll allerdings eine Predigt geweſen ſein, worin er von der Gleichheit der Menſchen vor dem Richterſtuhle Gottes geſprochen, und ſich dabei der Worte bedient habe: „Gott ſetzet dem Grafen wie dem Schinder einen Stuhl", während zufällig ein Graf in der Kirche geweſen ſei und dieſe Worte auf ſich bezogen habe. Sillig wurde zunächſt vor ſeinen Superintendenten von Brauſe nach Oſchatz zur Verantwortung berufen, und die Sache möchte wohl in den untern Inſtanzen, ohne großes Aufſehen, mit ſächſiſcher Milde und Humanität beigelegt worden ſein. Aber Sillig appellirte gleich gegen ſeine Suſpenſion an den Kurfürſten, worauf die Sache ans Oberconſiſtorium nach Dresden kam, welches eine Commiſſion zu deren Unterſuchung niederſetzte, die aus dem Oberconſiſtorialrath und Superintendenten Dr. Tittmann[1]) und dem Juſtizamtmann Nake beſtand, und vor welcher Sillig am 3. Sept. 1790 ſein erſtes Verhör in Dresden zu beſtehen hatte. Man bedeutete ihn, den Ausgang

1) Er ſtarb am 29. Dec. 1820, und war der Vater des leipziger Theologen Johann Auguſt Heinrich T., des dresdner Criminaliſten Karl Auguſt T., des Stadtrichters zu Dresden Friedrich Chriſtian T., und des Geh. Archivars Friedrich Wilhelm T.

der Sache ruhig in Dresden zu erwarten, wo ihn ein Verwandter in sein Haus nahm und für ihn bürgte. Die von dem Superintendenten der Ephorie abgehörten Zeugen sagten zu Sillig's Gunsten aus, und versicherten namentlich, daß er in der letzten Zeit besonders dringend zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt habe. Dagegen trat jetzt der Rath zu Döbeln förmlich als Kläger gegen ihn auf. Die Untersuchung währte über zehn Monate, während welcher Zeit Sillig in Dresden blieb. Die Acten wurden an den Leipziger Schöppenstuhl geschickt, welcher erkannte, daß Sillig seines geistlichen Amtes zu entsetzen, die Kosten des Processes zu tragen gehalten und mit einvierteljährigem Gefängniß zu bestrafen sei. Seine humanen Richter in Dresden riethen ihm selbst, sich der Gnade des Kurfürsten zu unterwerfen. In seiner, das Gnadengesuch begründenden Selbstvertheidigung sprach sich der Charakter des edlen, frommen, gemüthvollen Schwärmers und redlichen Mannes so treu aus, und sie enthielt so Vieles, was zu dem Herzen des Kurfürsten, welcher selbst ein frommer Biedermann war, sprechen mußte, daß die Endentscheidung den Charakter der Strafe gänzlich aufhob und Sillig's Schicksal in freundlicher Weise gestaltete. Zwar sollte er, wegen Erbitterung der Gemüther, seines Diakonats in Döbeln enthoben werden, aber einstweilen, bis zu einer bessern Versorgung, 400 Thlr. jährliche Pension erhalten. Sein beschwerliches Amt hatte ihm kaum 100 Thlr. mehr eingetragen. Leider sollte ihm aber die „bessere Versorgung" sehr bald in anderer Weise werden, als er gehofft hatte. Die ganzen Vorgänge hatten ihn doch zu sehr angegriffen. Er überlebte die Endentscheidung nur etwa vier Wochen. Eine heftige Nervenkrankheit befiel ihn und er starb am 22. Mai 1792.

Von seiner Gemeinde, aus welcher 600 Hausväter eine Bittschrift für ihn unterzeichnet, die Frauen eine eigne Deputation nach Dresden gesendet, und Viele reichlich zu Sammlungen für ihn beigesteuert hatten, ward er schmerzlich bedauert und sein Andenken noch lange werth und theuer gehalten [1]).

1) Vergl. Schlichtegroll, Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790—93, Gotha, 1798, S. 196 fg.

Miscellen.

1. Johannes Bokatius.

Man hat öfters die Erfahrung gemacht, daß Deutſche, die in die Dienſte des Auslandes traten, ſich auch aller Pflichten gegen ihr urſprüngliches Vaterland entbunden hielten, während man namentlich bei Franzoſen, aber auch bei Engländern und Italienern eher das Gegentheil findet. Vielleicht daß auch Johannes Bokatius dieſe Erfahrung beſtätigt.

Er war am 25. Dec. 1569 in der Oberlauſitz geboren, ſtudirte in Wittenberg, wo er auch nach vollendeten Studien noch eine Zeit lang verblieb, ward aber, wahrſcheinlich auf Empfehlung ſeines ehemaligen Lehrers, des Rectors M. Nikolaus Gäbel in Kremnitz, am 20. Jan. 1594 von dem Stadtrathe zu Eperies als Rector berufen. Er blieb hier fünf Jahre, während welcher Zeit er nur einmal nach Wittenberg zurückkehrte, um dort Magiſter zu werden, und ſetzte ſich bei den ungariſchen Magnaten, theils durch ſeine Leiſtungen als Lehrer, theils wohl auch durch ſeine geſelligen und praktiſchen Gaben in große Gunſt. Simon Forgacz und ſein Sohn Michael ſtellten ihn dem Kaiſer Rudolph II. vor, der ihn auch in den Adelſtand erhob und zum poeta laureatus caesareus regius creirte. In der That war ſeine poetiſche Ader eine unerſchöpfliche, ſtrömte aber lediglich lateiniſche Verſe aus. 1599 ging der Rector zu Kaſchau, M. Albert Grawer, nach Deutſchland zurück und der Stadtrath daſelbſt trug, unter dem 11. Mai jenes Jahres, dem Bokatius dieſe Stelle an, die er auch annahm. Er war nicht lange daſelbſt, als er neben ſeinem Rectorate auch noch eine Stadtrathsſtelle erhielt, ja nach einiger Zeit auch

Stadtrichter und dann Bürgermeister wurde. Er schrieb sich jetzt: Reipublicae literariae et politicae Rector. Hier scheint ihn hauptsächlich seine entschiedene Anhänglichkeit an die lutherische Confession bestimmt zu haben, in den damaligen Verwirrungen Ungarns sich auf die Seite des siebenbürgischen Fürsten Stephan Boczkay zu schlagen, dem er auch 1604 die Stadt Kaschau übergab. Dies und seine geselligen Talente setzten ihn bei diesem Fürsten in solche Gunst, daß er ihn zu seinem steten Begleiter und Reisegefährten wählte, wie er ihn denn auch mit nach Ofen nahm, um den türkischen Vezier in gute Laune zu setzen. Mülicher trat seine Mission nach Deutschland ab, wohin er zur Verständigung mit den protestantischen Fürsten gesendet wurde. Er kam zu Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg, der ihn, weil er kein kaiserliches Geleit hatte, als Spion verhaften und zu Kaiser Rudolph II. nach Prag bringen ließ, wo er fünf Jahre im weißen Thurme zu Prag verbringen mußte. Wenzel Kornieziclius scheint sein Gefängniß getheilt zu haben. Die Aebtissin Sophie in dem Stifte bei St. Georg, der Graf Matthias von Thurn, später ein Feldherr der Protestanten, Wenzel von Budowetz, der Freiherr Bernhard von Fels, Wenzel Popel von Lobkowitz, dann seine Gönner unter den ungarischen Magnaten unterstützten ihn in der Gefangenschaft und verwendeten sich für seine Freilassung. Doch nicht dadurch ward er befreit, sondern durch die Treue und List seiner Gattin, Elisabeth, Tochter des Johann Belsius, die er schon 1594, also gleich nach seiner Anstellung in Eperies, geheirathet hatte. Sie war nach Prag gekommen und hatte sich unerkannt auf dem Schlosse als Köchin zu vermiethen gewußt. Von da aus gewann sie einen Bäcker, daß er in das Brot, was sie ihrem Manne zuschickte und durch welches sie ihm auch Nachrichten zukommen zu lassen wußte, einen hinlänglich langen Strick verbarg, mit dessen Hilfe Bokatius glücklich entkam, worauf ihm seine Frau einige Stunden später folgte.

An demselben Tage, wo Beide nach Kaschau zurückkamen, starb der Fürst Boczkay an der Wassersucht, oder an

ift. Dies bestimmte Bokatius, sich für längere Jahre
on dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Er legte seine
itellen im Magistrat nieder und beschränkte sich ein Jahr-
hnt lang auf die Herrschaft im Schulhause. Als aber
er siebenbürgische Fürst Bethlen Gabor sich 1619 an die
Spitze der ungarischen Malcontenten stellte, trat Bokatius
ieder an die Spitze der antiösterreichischen Partei in Ka-
hau, überlieferte Bethlen die Stadt, nahm an dem 1620
n Neusohl gehaltenen Reichstage Theil, wo Bethlen zum
König von Ungarn gewählt wurde, und ward durch die Er-
ennung zum königlichen Geschichtschreiber und einen sehr
nsehnlichen Gehalt belohnt. Er sang seinen Beschützer
. A. mit dem distichon logodädalon an:

Princeps, Rex, victor, pello, conservo, triumpho
Marte, manu, ingenio, vim, diadema, solum.

Räthselhafter sind folgende Worte:

Post Bukoy Pokog, Sabbathum erit Szabatsag,

welche aber dahin erklärt werden:

Nach Besiegung Buquoy's ward der Friede und der
Ausgang wird die Freiheit sein.

Wann und wo er gestorben, ist nicht sicher bekannt. Ei-
ige haben den 4. Oct. 1621 als den Tag seines Todes
ezeichnet[1]), aber er soll wenigstens zu Ende dieses Jahres
och im Amte gewesen sein. Wenn die Grabschrift echt
t, die sein Schwiegervater auf ihn gedichtet haben soll:

Ore uno linguas tenuit septem: Ungarus, Auster,
Hebreus, Graecus, Sarmata, Teuto, Getes.
Trinus eum varias Caesar legavit in oras
Bizanti longas tramit in urbe moras,

o müßte er auch in Konstantinopel gewesen sein. Die
anze Grabschrift würde auch sonst auf die von ihm be-
annten Lebensumstände nicht passen, wenn der Caesar wört-
ich verstanden werden müßte.

1) Schles. Kernchronik, Th. II. S. 537.

Er hat einen Sohn Melchior hinterlaſſen. Seine Witwe ſoll eine Lebensbeſchreibung ihres verſtorbenen Gatten zu Kaſchau herausgegeben haben. Seine Schriften ſind meiſt lateiniſche carmina und einige lateiniſche Tractate von zeitpolitiſcher oder geſchichtlicher Tendenz[1]).

2. Johann Eberhard von Eltz.

Johann Eberhard von Eltz, ein Sohn Johann Wolfgangs, des pfalzgräflichen Amtmanns zu Kaiſerslautern, und der Maria von Dalberg, ſuchte, während ſein Bruder daheim auf der Herrſchaft Rodendorf (Chateau-rouge) in dem lothringiſchen Amte Bouzonville ſaß, ein beſſeres Glück am kurpfälziſchen Hofe zu Heidelberg. Zum kurfürſtlichen Rath ernannt, war er bei der Geſandtſchaft, welche 1619 nach Frankfurt zur Kaiſerwahl ging. Er folgte ſeinem Gebieter auf den verderblichen Zug nach Böhmen und dann bei der traurigen Flucht. Auf dieſer kam er nach Wolfenbüttel und hier in die Gunſt des Herzogs Friedrich Ulrich, in deſſen Dienſt er übertrat und ſich ſo wohl in dieſem Lande gefiel, daß er auch ſeinen jüngeren Bruder Philipp Samſon ins Land zog, der dann eine braunſchweigiſche Linie geſtiftet hat, die bis 1728 blühte. Hans Eberhard und ſein College Rautenberg beſtimmten den Herzog hauptſächlich, dem däniſchen Bündniſſe beizutreten. Dafür traf ſie der Zorn des ſiegenden Feindes vor Andern. Pappenheim ließ ſie gefangen nehmen und nach Güſtrow, in das Hauptquartier Wallenſtein's, abführen. Der geſchmeidige Eltz trug kein Bedenken, die Gefahr von ſich abzuwälzen, indem er von ſeinem Herrn bereitwillig ausſagte, was die Feinde von ihm zu wiſſen begehrten. Bald

1) Neue Lauſitziſche Monatsſchrift, Jahrg. 1796. Miscellanea Lipsiensia nova. Vol. V., T. I., p. 111 sq.

gewann er Gunst und Vertrauen auch des neuen Machthabers, vor dem er stand, und trat, noch Protestant, als Kanzler in die Dienste Wallenstein's. Der Rheinische Antiquarius [1]), allerdings in Dingen, bei denen der Kirchenstreit ins Spiel kommt, ein etwas verdächtiger Zeuge, hält dafür, daß Eltz, welcher den durch Erziehung und zeitheriges Wirken eingesogenen Haß gegen Oesterreich nicht so schnell habe ablegen können, der unglückselige Projectist gewesen sei, welcher Wallenstein's Schuld und Untergang veranlaßt. Weil die Entwürfe, an deren Ausführung Wallenstein der Tod verhindert haben soll [2]), allerdings der persönlichen und politischen Stellung des Mannes wenig angemessen waren, glaubt er, daß sie nicht in seinem Gemüthe ihren Ursprung hätten finden können. Möglich, ja wahrscheinlich, daß fremde, anschürende Einflüsse mitgewaltet und daß, neben älteren und näheren Umgebungen des Herzogs, auch Eltz seinen Antheil daran gehabt. Die Hauptsache war aber wohl immer, daß Wallenstein zu hoch gestiegen, sein Ehrgeiz zu gewaltig, die Zeit noch für die hochfahrendsten Pläne zu verlockend war, als daß man sich wundern dürfte, daß er nicht wieder in eine dienende Rolle zurückkehren, sich nicht mit dem Lohne, der einem Piccolomini überreichlich schien, begnügen, weniger noch sich als abgenutzt bei Seite legen lassen wollte. Wie dem auch sei, es ist gewiß, daß Eltz bei den Unterhandlungen Wallenstein's mit den Schweden und Protestanten gebraucht wurde. Noch am Morgen des 25. Februar 1634 wurde er nach Kulmbach an den Markgrafen Christian von Brandenburg abgesendet, um denselben nach Eger zu einer Conferenz, welcher auch Herzog Bernhard von Weimar und Arnheim beiwohnen sollten, einzuladen. Wie er, des wohl ausgerichteten Geschäftes froh, nach dem Hauptquartier zurück-

1) S. 318.

2) Derselbe Autor versichert, daß der Kurfürst von Trier schon am 29. Sept. 1633 von Wallenstein's bevorstehendem Abfalle Kenntniß gehabt.

kehrte, erwarteten ihn die Häscher. Er ward nach Wien gebracht und kam nicht so schnell los, wie „der gute feigge Sterngucker". Indeß auch aus dieser Schlinge rettete den Reinecke seine geschmeidige Versatilität. Er trat zu Neujahr 1635 in der Jesuitenkirche zu Wien zur katholischen Kirche über und damit war ihm die Gnadenthüre geöffnet. Er fand nun Unterkommen am kurmainzischen Hofe und war 1645, war auch 1654 noch kurmainzischer und kurpfälzischer Geheimerath, Oberamtmann und Landrichter auf dem Eichsfeld. Ob er mit dem Eifer eines Proselyten in der katholischen Opposition, durch welche das Eichsfeld seinen protestantischen Nachbarn im Kriege so lästig ward, Antheil gehabt, ist nicht näher zu ermitteln. Viermal verheirathet, hinterließ er nur aus der dritten Ehe, mit Agnes Katharina von Hoheneck, vier Töchter, von denen Anna Promissa 1670 den Ludwig Christoph von Stein heirathete.

---

3. Johann von Steenflycht.

Zu Anfang Septembers 1734 zeigte der Oberst und Commandant von Coblenz, Herr Hugo Eberhard von Botheim, dem Kurfürsten von Trier an, es habe sich vor ungefähr sechs Wochen ein Fremder im Wirthshaus zur Lilie einlogirt, der sich für einen hamburger Patricius Meyer ausgebe, der aber dem Wirthe verdächtig erschienen sei, weil er, bei vielem Geld und Ansprüchen, beständig in und um die Stadt spaziere. Er, der Commandant, habe den Fremden, durch seinen Adjutanten Löhr, befragen lassen, aber auch nichts erfahren, als daß er auf einen seiner Vettern warte, der aus Holland kommen und mit dem er dann ins Bad zu Ems gehen werde. Bald darauf sei der Fremde zwar abgereist, aber schnell wieder mit einem anderen gleichfalls verdächtigen Manne, welcher unweit Hamburgs gebürtig sein wolle und in das Wirthshaus zum wilden Mann

zogen sei, zurückgekehrt. Der Letztere sei hierauf nach Trier ereist, aber jetzt auch wieder gekommen. So wolle ihm ie Sache immer verdächtiger bedünken. Was er thun olle? Der Kurfürst ordnete sogleich ein Verhör des ersten remden durch den von Botzheim, den Geheimenrath von oll und den Auditor Winkelmann an, die sich am 7. Sepember deshalb in die Lilie verfügten. Er blieb bei seinen rüheren Angaben und leugnete, auf Befragen, Briefe bei ich zu führen. Man nahm seinen Mantelsack vor und zog in in eine Serviette eingeschlagenes Päcklein mit feinen emden hervor. Eines davon wollte er glimpflich bei Seite egen. Aber gerade in dessen Aermel fand man einen franösischen Brief mit der Adresse: «à Monsieur de Steenflicht, énéral Major, au service du Duc de Holstein.» Ferner och zwei deutsche Briefe und einen Chiffreschlüssel, sowie n seinem Schreibepult andere Schriften [1]) und später auch n seinen Kleidungsstücken einige verdächtige Gegenstände, uch einen russischen Paß. Er versicherte nun, daß er wirkich der holsteinische Generalmajor von Steenflycht sei, und vard, bis auf weitere Anordnung, auf die Wache gebracht. Am 8. Sept. wurde die Untersuchung fortgesetzt und er in 38 Fragen über die Briefe, die man bei ihm gefunden, iber seine Gänge, über den Herrn, den er erwarte ꝛc. vernommen. In letzterer Beziehung war er am Geheimnißvollsten, gab aber am 9. Sept. in einer Separatunterredung mit dem Geheimenrath von Coll, die er sich ausgebeten, zu rkennen, daß sein Schwager der Sohn des polnischen Kronzwoßfeldherrn von Orlik zu Stanislawow sei, dessen Tochter r geheirathet, vor vier Jahren aber durch den Tod verloren

1) In einem Aufsatze mit der Aufschrift: „vor ein Regiment Drazoner werden zwey Compagnien zur Artillerie gebraucht auf folgende krth und Weise“ findet der Rheinische Antiquarius (S. 484) das rste und ein vollständiges System reitender Artillerie. Es ist durch Leutenant Toll in dem Archiv für die Offiziere des königlich preußischen Artillerie- und Ingenieurcorps (Bd. 15, S. 163) veröffentlicht worden.

habe, und der sich jetzt in der Türkei befinde, wohin er mit König Karl XII. gegangen sei [1]).

Kurtrier fing die Sache jetzt an, unheimlich zu werden. Man fürchtete sich, den Verdächtigen freizulassen; man fürchtete sich aber auch bei längerer Haft vor Reclamationen und spielte ihn daher, durch Vermittelung des Reichsvicekanzlers, des Bischofs von Bamberg und Würzburg, in kaiserliche Hände. Er hatte am 9. Sept. ein „ehrbares, doch haltbares" Zimmer auf dem Ehrenbreitstein bekommen, ward aber am 23. Sept., unter Begleitung des kurfürstlichen Haushofmeisters, eines Lieutenants, eines Brigadiers und zweier Gemeinen von der Leibgarde, in einer verschlossenen Kutsche nach Frankfurt gebracht, wo ihn der Bürgermeister von Schweizer, unter Vermittelung des kaiserlichen Gesandten, Grafen von Kuefstein [2]), übernahm. Hier sollte er, unter dem Namen eines Oberstlieutenants Neumann, mit alleinigem Vorwissen nur Zweier vom Rath, in einem „ehrbaren, doch wohl haltbaren" Zimmer bis zu näherer Verordnung in Verwahr gehalten werden, ohne daß sonst Jemand wisse, wer er sei, oder woher er komme, und ohne daß ihm Annahme von Besuchen oder Schreibmaterialien gestattet würden. Doch auch der österreichische Hof, als er über die wahren Absichten Steenflycht's klar geworden, fand keinen Grund, ihn lange in Haft zu halten, ungeachtet er allerdings in eine Angelegenheit verwickelt war, bei welcher Oesterreich eine andere Seite begünstigte, als zu der Steenflycht gehörte.

Johann von Steenflycht war 1679 geboren, diente in der schwedischen Garde und wurde 1727 Generalmajor, 1731 aber, wegen eines vorgehabten Duells, aus dem Reiche verbannt. Er begab sich zu dem Herzog Karl Friedrich von

---

1) Der Rheinische Antiquarius will in diesem von Orlik den Joseph Potocki erkennen.

2) Wird Graf Johann Ferdinand (geb. 26. März 1686 † 12. April 1755) gewesen sein, welcher längere Zeit kaiserlicher Gesandter bei den vorderen Reichskreisen war.

Holstein [1]), der bekanntlich noch immer Ansprüche und Hoffnungen auf den schwedischen Thron richtete. Diesen ersuchte der französische Hof, als Stanislaus Leszcynski, jetzt der Schwiegervater des Königs von Frankreich, den bekannten Versuch machte, nach dem Tode August's II. die polnische Krone wieder zu übernehmen, einen vertrauten Offizier nachzuweisen, der den König Stanislaus auf dessen Ritt durch Deutschland begleiten und ihm auch in Polen mit Rath und That nützen könne. Steenflycht erhielt diesen Auftrag. Der französische Minister zu Hamburg, Poussin, zahlte ihm das nöthige Reisegeld aus und er erhielt am 8. August 1733 Urlaub von dem Herzog, um „einem vornehmen Herrn zu Liebe" eine Reise anzutreten. Der König Stanislaus war also der angebliche Schwager, welchen Steenflycht in Coblenz erwartete. Aber sei es, daß man diesen Weg nicht sicher fand, oder daß überhaupt der gute Steenflycht nur deshalb nach Coblenz geschickt war, um die Aufmerksamkeit etwaiger Späher dorthin zu lenken: der König war längst unterwegs, als Steenflycht noch immer in Coblenz wartete, der trierische Diensteifer hat der Sache nichts geschadet, und gerade an dem Tage, als Steenflycht sein erstes Verhör zu Coblenz bestand, am 7. Sept. 1733 ritt Stanislaus zu Warschau ein.

Nun war kein Grund mehr, diesen einen Soldaten noch länger zurückzuhalten, und muß sich Steenflycht ziemlich bald wieder losgemacht haben. Denn schon 1634 finden wir ihn als General in Stanislaus' Diensten und bei dem Woywoden von Lublin, Grafen Tarlo. Von da kam er nach Danzig und nahm an dessen Vertheidigung ausgezeichneten Antheil. Größeren Ruhm noch erwarb er sich als der einzige Begleiter des Königs Stanislaus auf dessen wagnißvoller Flucht [2]) aus Danzig. Ihn belohnte ein französisches Generallieutenantspatent und eine Pension von 6000 Livres jährlich, wozu Stanislaus noch ein Jahrgeld

1) S. Bd. I. S. 5 fg.

2) Darüber vielleicht künftig einmal.

von 4000 Livres fügte. Steenflycht selbst hatte den König nur bis Königsberg begleitet, dann aber eine polnische Freischaar gesammelt und mit derselben den sächsischen General Birkholz an der Warthe überfallen (Febr. 1735), geschlagen und gefangen. Die wiener Präliminarien vom 3. October 1735 machten diesen Händeln ein Ende. Steenflycht ging zunächst nach Lothringen, fand sich aber hier nicht nach Wünschen und Ansprüchen aufgenommen[1]) und nahm daher die ihm 1738 von dem hamburger Magistrate angetragene Commandantenstelle an, nachdem er sich zuvor, zur Sicherung seiner Pension, die Genehmigung der französischen Regierung erbeten hatte.

Im August 1742 wurde er nach Schweden, das ihn verbannt hatte, eingeladen, um das Commando der gegen die Russen bestimmten Armee zu übernehmen. Die Unterhandlung zerschlug sich, weil Steenflycht unumschränkte Leitung des Heeres begehrte und der Reichstag diese nicht einräumen wollte. Auch der hamburger Magistrat, über die lange Abwesenheit seines Commandanten unwillig, kündigte ihm im Januar den Dienst auf. Indeß hatte er die Cassation des Verbannungsdecrets, die Reintegration bei der Ritterschaft und die Aufnahme in die schwedische Armee als Generallieutenant erwirkt. 1747 erhielt er den Schwertorden und starb am 21. Juni 1758, 79 Jahre alt.

4. De la Salle.

Ein französischer Offizier Graf de la Salle war in russischen Kriegsdienst getreten und zum Oberstlieutenant aufgerückt. 1744 erhielt er Erlaubniß, nach Frankreich zu

1) Sonst bedachte Stanislaus seine Anhänger und Unglücksgenossen wohl. Der Schwede Sparre, der Däne Schack, der Ungar Bercheni, der Pole Ossolinski, der Kuruzze Jankowitz von Gesau fanden in Lothringen eine neue Heimath.

reiſen, kehrte aber nicht zurück, ſondern nahm, ohne von Rußland einen Abſchied erhalten zu haben[1]), franzöſiſche Dienſte als Oberſt der Infanterie an. Der Anſtellung deſſelben von Seiten Frankreichs ſcheint der Wunſch zum Grunde gelegen zu haben, eben ſeine Kenntniß der nordiſchen Verhältniſſe zu benutzen. Seinerſeits war es aber etwas gewagt, daß er ſich in den Bereich einer Macht begab, die noch einen ungelöſten Anſpruch auf ihn hatte, und dies in einer Weiſe that, die ihr unbequem wurde. Er ging nämlich zunächſt als franzöſiſcher Geſchäftsträger nach Warſchau, und zwar mit dem ſpeciellen Auftrage, dem Durchmarſche der Ruſſen durch das Gebiet der ſogenannten Republik Polen möglichſte Hinderniſſe entgegenzuſtellen. Dies gelang ihm nun freilich nicht, und ſo verließ er ſeinen Poſten und ging nach Danzig, wo er am 7. März 1748 unter dem Namen eines Oberſten von Lehwardi ankam. Der ruſſiſche Agent zu Danzig, Sehers, erhielt bald darauf Befehle, in Folge deren er bei dem Stadtpräſidenten die Verhaftung de la Salle's, als eines ruſſiſchen Deſerteurs, beantragte.

Am 16. März früh 11 Uhr begab ſich der Rathsſecretair Roſenberg, nebſt einem Wachtmeiſterlieutenant, einem Lieutenant und 12 Grenadieren, zu dem Waltersſchen Hauſe, wo de la Salle wohnte, und ließ es beſetzen. Hierauf ging er, mit den beiden Offizieren, ohne ſich anmelden zu laſſen, in das Zimmer des Grafen und ſagte dieſem, er wünſche mit ihm allein zu ſprechen, worauf der Secretair deſſelben das Zimmer verließ. Hierauf erklärte Herr Roſenberg dem Grafen, daß er ihn, auf Verlangen des ruſſiſchen Agenten, der ihn als einen deſertirten Offizier reclamirt habe, arretire. Der Graf fragte: mit welchem Rechte man einen franzöſi-

1) Er behauptete ſpäter, daß er um denſelben nachgeſucht. In Rußland wollte man aber ein desfallſiges Schreiben nicht erhalten haben, hatte es jedenfalls nicht beantwortet und berief ſich außerdem auf eine Verordnung, wonach alle Abſchiedsgeſuche perſönlich angebracht werden ſollten.

schen Offizier arretiren wolle, der von dem allerchristlichsten Könige, seinem Herrn, in dessen Angelegenheiten an den Magistrat gesendet worden. Daß das Letztere begründet, beweise sein Creditiv, an dessen Ueberreichung ihn zeither eine Unpäßlichkeit und die Nothwendigkeit, erst eine angemessene Wohnung zu finden, verhindert habe, das er ihm aber gegenwärtig zur Ansicht vorlege. Der Rathssecretair erklärte, daß er seinen Herren darüber berichten wolle, nahm aber die Papiere des Grafen an sich und ließ inzwischen die beiden Offiziere bei demselben. Diese stellten zwei Grenadiere vor die Thüre und besetzten alle Ausgänge mit Wachen. Der Wachtmeisterlieutenant brachte den Degen und die Pistolen des Grafen in Sicherheit. Der Graf setzte einen Protest gegen die Gewaltthätigkeit, die in seiner Person dem Völkerrechte und insonderheit dem Rechte der öffentlichen Gesandten widerfahre, und gegen die Wegnahme seiner Papiere auf, welchen Protest er durch den ordentlichen Agenten des französischen Hofes in Polen, Preußen und dessen Nachbarländern, Herrn Mathi, den vier Bürgermeistern überreichen ließ. Mittlerweile wurde aber das Verfahren gegen den Grafen immer strenger. Seinem Secretair, welcher ausgehen wollte, erklärte der Wachtmeisterlieutenant, daß er gleichfalls arretirt sei, und nahm ihm den Degen ab. (Später, als der Secretair dem Grafen nichts mehr helfen konnte, erklärte man, seine Verhaftung sei ein Versehen des Offiziers, und ließ ihn frei.) Der Graf durfte mit Niemand mehr reden und auch das Schreiben ward ihm verwehrt. Endlich erschien noch um 9 Uhr Abends ein Capitain und erklärte dem Grafen, er habe Ordre, ihn in ein anderes Haus zu bringen, wo er bequemer wohnen würde. Hier widersetzte sich aber der Graf aufs Aeußerste: sein Haus sei ein Haus des Königs; er selbst sei eine Person mit diplomatischem Charakter; man werde ihn nicht herausbringen, ohne die äußerste Gewalt zu brauchen; es sei schon unerhört, daß man ihn in seinem Hause der Freiheit beraube; aber das heiße die Sache zu weit treiben, daß man eine Freistatt, wie das Haus des Bevollmächtigten einer fremden

Macht sei, also verletzen wolle. Man fand doch für gut, ihn vor der Hand in Ruhe zu lassen. Am folgenden Tage aber war Sitzung des Raths, und es ward hier, ungeachtet Herr Mathi eine Abschrift des Creditivs überreichte, der Beschluß gefaßt, den Grafen auf die Veste Weichselmünde bringen zu lassen. Zu diesem Ende begaben sich der Capitain Schmeling, der Wachtmeisterlieutenant Archenholz, der Lieutenant Boeckelmann und der Rathssecretair Penski, mit 12 Reitern, um ½ 11 Uhr des Abends zu dem Grafen. Er widersetzte sich nochmals und las ihnen sein Creditiv vor, worauf freilich erinnert wurde, daß er sich früher hätte accreditiren sollen. Das Wahre ist: die Verspätung der Uebergabe des Creditivs würde einem Agenten, dessen Eigenschaft als solcher der Regierung bereits amtlich bekannt gewesen wäre und zu dessen Annahme sie sich schon bereit erklärt gehabt hätte, nichts geschadet haben. Aber de la Salle war ohne Vorwissen der Danziger Behörden, unter falschem Namen, in das Gebiet der Stadt gekommen und brachte erst, nachdem er verhaftet worden, das Creditiv hervor, von dem man zuletzt gar nicht wissen konnte, ob es ihm nicht bloß für solchen Nothfall gegeben worden[1]). Kein Staat ist verpflichtet, die diplomatische Eigenschaft eines Agenten anzuerkennen, der ohne sein Wissen und Willen zu ihm gekommen. Man schritt zu halber Gewalt, setzte den Grafen im Schlafrock, das Creditiv in den Händen, in einen Wagen und brachte ihn auf die Veste. Mitnahme seiner Papiere wurde ihm nicht verstattet. Seine Brieftasche, die der Secretair Penski zu sich nahm, durfte er versiegeln.

Rußland verlangte nun seine Auslieferung; indeß dazu wollte sich der Magistrat doch nicht verstehen, sondern erklärte, daß er dies ohne Befehl des Königs von Polen nicht thun könne. Es ward nun über die Sache zunächst zwi-

1) Es führte übrigens, wie gewöhnlich, über den Zweck des Grafen nichts Specielles an, hatte aber in den Formen und Unterschriften einiges Verdacht Erweckende.

ſchen dem ruſſiſchen und polniſchen Hofe verhandelt. Auch Frankreich wendete ſich durch ſeinen damaligen Geſandten in Dresden, Marquis des Iſſarts, an den dresdner Hof, ward aber anfangs von dieſem an Rußland verwieſen. Später jedoch übernahm es der ſächſiſch-polniſche Hof, durch ſeinen Geſchäftsträger in Petersburg, Herrn Pezold, dem ruſſiſchen Hofe, auf den Grund der Berichte des ſächſiſchen Geſandten in Verſailles, Grafen Loß[1]), zu erklären, daß man in Frankreich keineswegs gewußt habe, der Graf de la Salle ſei ohne Abſchied aus ruſſiſchen Dienſten gegangen, daß man daher, nachdem man dieſes erfahren, die dem Oberſten gegebene Commiſſion widerrufen habe. Indeß hätte der Magiſtrat zu Danzig dem Beglaubigungsſchreiben Achtung ſchenken ſollen und überdem ſei der Graf ein geborner Unterthan der franzöſiſchen Krone. Man fürchtete, wie aus der Schrift des ſächſiſchen Geſchäftsträgers hervorgeht, daß dieſer Streitfall Nachtheile für den danziger Handel nach ſich ziehen könne, und der König von Polen gab ſich viele Mühe, die Sache zu vermitteln. Die Papiere des Grafen nahm der königliche Commiſſar, Graf von Unruh, in Verwahrung.

De la Salle machte inzwiſchen einen Fluchtverſuch. Er ließ ſich in den letzten Tagen des Mai an Stricken herab und ſchwamm über einen Arm der Weichſel. Aber er ward nach 24 Stunden eingeholt und in die Feſtung zurückgebracht. Mitte Auguſt machte er einen zweiten Verſuch, als Bedienter verkleidet zu entkommen, ward aber von einer Schildwache erkannt und zurückgebracht. Nun ſtellte er ſich krank, um die Aufmerkſamkeit zu ſchwächen, und in der Nacht vom 20. zum 21. gelang es ihm, während ſeine Wachen ſchliefen, in den Kleidern ſeines Kammerdieners, den er an ſeiner Statt zurückließ, einen Ausgang zu gewinnen, worauf er ſchleunigſt das danziger Gebiet verließ und glücklich nach Frankreich zurückkehrte. Es war inzwi-

1) Der in den Aufſätzen über Agdolo und über die ſächſiſchen Bauernunruhen (im Bd. I.) erwähnte Graf Johann Adolph vom Loß.

schen den Bemühungen des polnisch-sächsischen Geschäftsträgers in St. Petersburg gelungen, Rußland milder zu stimmen; die Reclamationen waren seltener und weniger dringend geworden; und da der französische Hof den zurückgekehrten Grafen verhaften ließ, um seine Sache selbst zu untersuchen, — ein Auskunftsmittel, auf welches Pezold schon früher hingewiesen hatte — so ließ Rußland die Sache fallen [1]).

5. Jenny Cameron.

Jenny Cameron war die älteste Tochter eines schottischen Edelmannes, Cammeron von Glendessery. Ihr lebhaftes Temperament zeigte sich schon in der Jugend in mancherlei Ungebundenheit. Sie in bessere Zucht zu bringen, that man sie in ihrem 12ten Jahre zu einer Anverwandtin in Edinburg, welche gern ein sittsames, wohlgezogenes Frauenzimmer aus ihr gebildet hätte. Aber sie konnte den wilden Berggeist nicht bändigen und Jenny überließ sich mit einem Lakaien ihrer Base einem Umgange, welcher Folgen nach sich zog, zu deren Verbergung man für gut fand, sie in ein Kloster zu Paris zu schaffen. Hier behagte es ihr natürlich noch weniger und so ließ sie sich in Kurzem aus dem Kloster entführen und lebte nun als öffentliche Geliebte mit einem Offizier in Flandern und nach dessen Tode mit einem italienischen Edelmann in Paris. Auch von diesem verlassen, kehrte sie zu ihrem Bruder nach Schottland zurück und soll hier zwar äußeren Anstoß vermieden, wohl aber einen heimlichen Umgang mit ihrem eignen Bruder gepflogen haben, welcher ihn und seine Frau in das Grab gebracht habe. Nach seinem Tode ward sie Vormünderin seines ältesten Sohnes, und da dieser ein unfähiger Mensch gewesen zu sein scheint, blieb sie das

1) Mercure hist. Th. 124 und 125 passim.

eigentliche Haupt, der Mann in der Familie. Als bei dem letzten großen jakobitischen Aufstande im Jahre 1745 der Prätendent zu den Lochiels kam und von da aus auch den jungen Cameron einlud, sich mit seinen Leuten bei den Fahnen der Stuarts einzufinden, kam an dessen Stelle Jenny Cameron, zu Pferde und in der Tracht hochländischer Männer, an der Spitze von 250 Mann, ritt auf den Prinzen zu, salutirte ihn mit dem Degen und übergab ihm die mitgebrachte Mannschaft. Sie trug damals ein seegrünes Kleid und darüber einen scharlachrothen Mantel mit Gold; das Haar in freien, nur hinten zusammengefaßten Locken, mit einem sammtnen, mit Scharlach gefütterten Hute bedeckt, und ritt einen braunen Wallachen, mit einer grünen, reich gestickten und mit Goldfranzen besetzten Schabracke. Ungeachtet sie damals bereits das 50ste Jahr zurückgelegt hatte, machte sie doch noch so viel Eindruck auf den Chevalier, daß er bis zu seinem Aufbruch nach England unzertrennlich von ihr war und selbst der, freilich unwahrscheinliche Verdacht allzuvertrauten Umgangs zwischen ihnen entstand[1]). Sie ward nach Unterdrückung des Aufstandes gefangen gesetzt, aber 1747 wieder entlassen.

6. Siebzehn türkische Großveziere innerhalb dreißig Jahren.

Ali Pascha ward 1707 Großvezier; ein friedliebender Mann, der aber im Juni 1710 nach Mitylene verwiesen und 1711 daselbst hingerichtet wurde. Ihm folgte Numan Kiuperli Pascha, ein Sohn des berühmten Veziers Kiuperli, der 1691 bei Salankemen fiel. Er ward schon im September 1710 wieder in seine Statthalterschaft Negropont zurückgeschickt. Sein Nachfolger war Mehemed Pascha, der Sohn eines florentiner Kaufmanns. Da er sich von

1) Geneal. historische Nachrichten, Th. 107 und 108.

den Ruſſen[1]) beſtechen ließ, den Frieden am Pruth zu unterzeichnen, ſo hatte er ſeine am 21. November 1711 erfolgte Abſetzung wohl verdient. Aber auch ſein Nachfolger Juſuf Paſcha ward am 12. Nov. 1712 durch den ſchwediſchen Einfluß geſtürzt, nach Rhodus verwieſen und 1713 daſelbſt ſtrangulirt. Daſſelbe Jahr 1713 ſah den Großvezier Soliman Paſcha nach kürzeſter Amtsdauer entſetzt, den folgenden Ibrahim Paſcha hingerichtet werden. Länger hielt ſich Ali Paſcha, der Eroberer von Morea, blieb aber am 5. Auguſt 1716 in der Schlacht von Peterwardein. Omir Agich Paſcha ward 1717 bei Belgrad geſchlagen und 1718 abgeſetzt. Sein Nachfolger, Ibrahim Paſcha, ein Armenier, hielt ſich 12 Jahre, mußte aber am 30. September 1730 einem furchtbaren Aufſtande der Janitſcharen geopfert werden. Nach ſeinem Tode fand man, daß er nie beſchnitten worden war. Mehemed Paſcha ward am 22. Januar 1731 auf die Statthalterſchaft Aleppo geſchickt, Ibrahim Paſcha ſchon am 11. Sept. 1731 abgeſetzt. Auch deſſen Nachfolger, Topal Osman Paſcha, konnte ſich nur bis 1732 halten und fiel im perſiſchen Kriege, als Oberbefehlshaber, aber nicht als Großvezier. Nun hielt ſich Ali Paſcha bis zum September 1735, wo er erſt Statthalter von Candia, dann von Bosnien wurde, als

1) Die gewöhnliche Erzählung, welche dieſe Rettung am Pruth lediglich der Kaiſerin Katharina zum Verdienſt macht, iſt mehr romantiſch, als hiſtoriſch. Die Maßregel ward in einem Kriegsrathe beſchloſſen, welchem auch Katharina beigewohnt und dann ihren Gemahl beſtimmte, den Beſchluß zu genehmigen. Ein weiterer Antheil derſelben an der Sache iſt nicht erweisbar. Gleichzeitige Eingeweihte ſcheinen auf den Vicekanzler Schaffirow hinzuweiſen, jenen begabten Staatsmann, welchen Peter vom Ladentiſche hinweg in ſeine Kanzlei genommen hatte und der bald die Seele der ruſſiſchen auswärtigen Politik, in den letzten Zeiten Peter's aber wegen Veruntreuung zum Tode verurtheilt, erſt auf dem Schaffotte begnadigt und unter Katharina I. vollſtändig in Würden und Güter wiedereingeſetzt ward. Der Kaiſer freute ſich aber ſehr, daß man die Ehre der Sache ſeiner Gemahlin zuſchrieb. Vergl. Alex. Gordon, Geſchichte Peters des Großen (Leipzig, 1765), Th. II., S. 37.

welcher er sich im österreichischen Kriege besser vorthat, als sein Nachfolger Ismael Pascha, welcher 1736 nach Scio verwiesen wurde. Mehemed Pascha ward am 6. Sept. 1737 nach Negropont und Abdallah Pascha am 28. December 1737 nach Salonich geschickt. Großvezier ward nun Mahomed Jaghia Pascha, aber im März 1739 nach Scio verwiesen. Ihm folgte Ayras Mehemed Pascha, ein geborner Olmützer, eines Constablers Sohn, der in früher Jugend von den Türken gefangen wurde und zum Pascha von Widdin gestiegen war.

---

7. Der Herzog von Gramont und Champigny.

Da während der Belagerung von Philippsburg sehr viele Offiziere kein Geld hatten, so gab der Herzog von Gramont dem Gardehauptmann Champigny 100,000 Livres in Wechselbriefen, um sie unter die hilfsbedürftigen Offiziere zu vertheilen, erklärte auch, diese Summe im Nothfalle verdoppeln zu wollen. Er wählte Champigny, weil derselbe sein Freund, ein ehrlicher Mann und auch selbst reich war; denn der Geber sollte unbekannt bleiben, und die Empfänger schrieben Champigny das Verdienst der großmüthigen Handlung zu. Am Schlusse des Feldzugs bat nun Champigny den Herzog um Erlaubniß, den wahren Zusammenhang der Sache zu entdecken, da es ihm unerträglich sei, die Ehre einer so edlen That sich noch länger zuschreiben zu lassen. „Freund," antwortete Gramont, „ich kann Ihnen weder Ihr Wort zurückgeben, noch in die Entdeckung einwilligen. Verrathen Sie mein Geheimniß, so sehe ich Sie in meinem Leben nicht wieder." Champigny schwieg nun, bis der Herzog todt war.

---

8. Geisterbeschwörung.

Es ist im vorigen Bande mehrfacher Trugmittel gedacht worden, deren sich die Geisterbeschwörer des vorigen Jahrhunderts bedienten. Eine derartige Gaukelei, gegen den König Gustav III. von Schweden gerichtet, entdeckte der Leibarzt Swen Hedin. Er hatte von dem Küster der Lofö-Kirche zu Drottningholm erfahren, daß der König selbst, mit einigen vornehmen Hofherren, irgend ein geheimes Geschäft in der Kirche vorgenommen. Er bat darauf, das nächste Mal, wenn wieder etwas dergleichen stattfinden sollte, davon benachrichtigt und an einen Platz in dem alten Thurme gebracht zu werden, von wo aus er alles ungesehen beobachten könne. Im August 1782 wurde sein Wunsch erfüllt. Er fand einen recht bequemen Platz im Thurme, von wo er eine ziemliche Uebersicht über die Kirche hatte. Zuerst kam der königliche Secretair Björnram mit noch einer Person. Sie schlossen die Thüren zu und brachten allerhand Utensilien vor. Zunächst befestigten sie feine Pferdehaare an den Kronleuchtern und daran wieder Masken, welche an ein weißes, ausgespanntes Zeugstück genäht waren und mit den Pferdehaaren auf- und abgezogen wurden. Dann wurde auf dem Fußboden Räucherpulver gestreut und entzündet, während die Kirche nur sehr schwach beleuchtet war. Nun kam der König mit fünf Herren, worunter Hedin den Hofstallmeister Munck und den Staatssecretair Schröderheim erkannte. Die Zuschauer wurden zu einer sehr beschwerlichen Positur angewiesen und hielten bloße Degen zwischen sich. Björnram machte einige Bekreuzungen und murmelte mystische Worte, worauf sein Gehilfe, der sich verborgen hielt, allmälig die eine Maske mit dem weißen Kleide, welches einem Todtenkleide glich, hinaufzog. Sie stellte das Gesicht Gustav Adolphs vor, schwankte etwas bei dem Hinaufziehen und ward dann wieder herabgelassen. Ebenso ging es mit dem andern Phantome, welches die Züge Adolph Friedrichs trug. Die Scene hatte selbst für Hedin, der den Betrug kannte, ihr

Imponirendes. Es erfolgte nun mit bekannten Mitteln ein ſchwacher Blitz, worauf ſich der Zugfaden entfernte. Hebin ergriff ſpäter eine Gelegenheit, dem Könige die Sache zu enthüllen.

9. Ein griechiſches Wunder.

Dem Dr. Biaſoletto, welcher den gegenwärtigen König von Sachſen auf ſeiner Reiſe durch Iſtrien, Dalmatien und Montenegro begleitete, erzählte ein Grieche von der kleinen Inſel Strofades folgenden merkwürdigen Vorgang. Auf dieſer Inſel, welche etwa 10 Meilen von Zante entfernt iſt, war in dem Kriege zwiſchen Rußland und der Pforte, zwiſchen 1768 und 1774, der Kapudan Paſcha gelandet, hatte die Bewohner rein ausplündern und ſich auch die Kirchengefäße ausliefern laſſen. Als er ſich nun an dem aufgehäuften Gold und Silber weidete, zog eine kleine ſilberne Schale ſeine Blicke auf ſich; er griff ſchnell danach, ſuchte und fand eine verborgene Feder und öffnete eine geheime, zur Aufnahme wohlriechender Subſtanzen beſtimmte Kapſel. Höchlich erſtaunt fragte er die umſtehenden Griechen, wie die Inſel zu dieſem Kleinod gekommen ſei. „Der heilige Dionyſius, unſer Schutzpatron, hat es uns in einem tiefen Brunnen unſerer Inſel finden laſſen," hieß es. „Nun beim Allah," rief er aus, „ſo habt ihr einen großen Heiligen, denn wiſſet, daß ich dieſes Gefäß vor 15 Jahren in den Fluß Rufias[1]) in Morea fallen ließ, nicht weit von der Stelle, wo er ſich in die Erde verliert." Die unterirdiſche Verbindung der Gewäſſer hatte es alſo an jene Stelle gebracht. Der heilige Dionyſius hatte aber ſeinen treuen Anhängern auf Strofades mit jener Schale ein ſehr ſegensreiches Geſchenk gemacht. Denn der Paſcha, voll Ehrfurcht vor dem was ihm Wunder ſchien, und was,

1) Der Alpheus.

war nicht in seinem äußern Ereignen, aber wohl in dem Zusammentreffen und den Wirkungen in der That wunderbar war, ließ alles geraubte Gut, das der Privaten, wie das der Kirche, auch die silberne Schale, die noch heutiges Tages auf der Insel gezeigt wird — zurückstellen, und die Insel, die er unter seinen besondern Schutz nahm, blieb den ganzen Krieg über ungefährdet.

---

10. Die schwarzwälder Bauern.

Einen merkwürdigen Einfall hatten die schwarzwälder Bauern im Winter des Jahres 1745. Man hat die Bauern sich gegen willkürliche, oder unerträgliche Belastung erheben sehen. Man hat sie zum Kampfe gegen einen brandschatzenden Feind durch Verzweiflung getrieben sehen. Damals aber wollten sie sich für den durch den Krieg erlittenen Schaden durch einen reinen Raubzug gegen ihre Mitbürger entschädigen, und wurden nicht durch militairische Gewalt, sondern durch muthige Bürgerkraft abgewiesen. In der Mitte des Novembers 1745 überfielen nämlich auf einmal mehrere Tausend schwarzwälder Bauern, unter dem Schutze eines Nebels, die damals österreichische, jetzt badische Stadt Waldshut, eine Waldstadt, die selbst jetzt nur etwa 1200 Einwohner hat. Das damalige Geschlecht der Städtebürger muß aber, vielleicht durch lange Kriegserfahrung, entschlossener und beherzter gewesen sein, als das gegenwärtige vielorts zu sein scheint. Zwar drangen Hunderte von Bauern in die Stadt ein; da sie aber vergessen hatten, das Thor, durch das sie gekommen waren, mit Wachen zu besetzen, so zogen die Bürger die Brücke hinter ihnen auf, schnitten dadurch die Eingedrungenen ab und nahmen nun diese gefangen. Noch standen an 3000 Bauern vor der Stadt; aber die bürgerlichen Freicompagnien machten einen Ausfall, trieben die Bauern aus einander und nahmen ihren Anführer gefangen. Inzwischen war die Sache in weitern Krei-

sen bekannt geworden und die Frickthaler Landfahne rückte zahlreich zum Schutze der Stadt ein. Aber auch die Bauern kehrten folgenden Tages in noch weit stärkerer Anzahl wieder, forderten die Stadt auf und schnitten ihr das Wasser ab. Die Bürger und die Landfahne ließen sich nicht einschüchtern. Sie machten einen Streifzug gegen die oberhalb der Alp liegenden Dörfer, wo sie allen noch zu Hause befindlichen Bauern die Waffen abnahmen. Dies waren freilich die Ungefährlichsten, und als man erfuhr, daß die niederalpischen Bauern die Brücke abgeworfen und sich in großer Anzahl angesammelt hatten, zog man nach Waldshut zurück. Als nun aber die Bauern Anstalt machten, Waldshut förmlich zu belagern und zu diesem Ende viele hölzerne Kanonen heranführten, machte man einen neuen Ausfall mit ganzer Kraft und schlug die Bauern so vollständig in die Flucht, daß sie das Wiederkommen vergaßen [1]).

11. Eine römische Demonstration.

Ungeachtet zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges Papst Benedict XIV., hauptsächlich in Folge des Einflusses der Cardinäle Gonzaga und Aquaviva, sich auf die Seite der Franzosen neigte, so war doch die Stimmung der Römer mehr dem kaiserlichen Interesse zugethan und diese Stimmung mag durch den toskanischen Gesandten Abbate Franquini gefördert worden sein. Als nun im October 1745 die Nachricht in Rom anlangte, daß der Großherzog von Toskana, Franz von Lothringen, zum römischen Kaiser erwählt sei, entstand unter dem niedern Volke ein gewaltiger Freudentaumel. Das Volk lief Tag und Nacht jubelnd durch die Straßen und trug mit Lorberkränzen geschmückte Kinder wie im Triumphe umher. Eines Sonntags sammelten die Bewohner des barberinischen Platzes eine große Menge Kinder, bekränzten das schönste mit Lorber und schickten es, von 200 andern Kindern begleitet,

1) Geneal. hist. Nachrichten, Th. 95, S. 924.

zunächſt zu dem Cardinal Albani. Da dieſer abweſend war, ſo zogen die Kinder zu dem Abbate Franquini, der aber, weil er nicht den Schein geben wollte, als begünſtige er dieſe Demonſtrationen, die Thüren des ſeinem Monarchen gehörigen Palaſtes zur Dreieinigkeit auf dem Berge, wo er wohnte, verſchließen ließ und ſeinen Leuten verbot, ſich ſehen zu laſſen. Als nun die Kinder an den Palaſt kamen, ſprangen an hundert Menſchen, welche theils in ſpaniſche Soldaten, theils in Abbates verkleidet waren, aus einem Verſteck hervor, umringten die armen Kinder, ſchoſſen, wahrſcheinlich nur um ſie zu erſchrecken, Flinten und Piſtolen ab und fielen dann mit Säbeln und Stöcken über ſie her. Einige Kinder kletterten über die Mauern in den nunmehr kaiſerlichen Garten; aber die Verfolger erbrachen dieſen und nur ein zufälliges Oeffnen des Palaſtthores machte es den Kindern möglich, ſich nach einer andern Seite hin zu flüchten. Viele hatten Wunden davongetragen und einige ſtarben daran. Nach Vollbringung dieſer Heldenthat, begab ſich der Führer der Barbaren, mit einem Theile ſeiner Leute, in den Garten der franzöſiſchen Minoriten, in der Nähe des gedachten Palaſtes, empfing hier die Glückwünſche der Mönche und feierte ſeinen Sieg über wehrloſe Kinder durch ein Zechgelag. Der Abbate Franquini konnte von den päpſtlichen Miniſtern keinerlei Aufklärung oder Genugthuung über den Vorgang erhalten und der ganze Handel ward unterdrückt [1]).

12. Suworoff in Italien.

Der nachherige oldenburgiſche Generalmajor Wardenburg [2]), deſſen intereſſante Biographie 1842 zu Oldenburg

1) Mercure histor. Th. 119, S. 485.

2) Wilhelm Guſtav Friedrich Wardenburg, ein Predigersſohn, geb. 18. Mai 1781 zu Fedderwarden, ging erſt unter das oldenbur-

erschienen ist, erzählt von Suworoff's[1]) Einzug in das eroberte Mailand (1799): „Suworoff, hinter ihm Melas mit dem Gefolge, ritten durch mehrere Straßen der Stadt, bis Ersterer eine offene Kirchthüre erblickte. Hurtig sprang er vom Pferde, drängte sich durch die Menge, lief an den Hochaltar hin und warf sich dort der Länge nach auf die Erde. Nachdem er einige Minuten gelegen, sprang er in die Höhe, ertheilte seinem Gefolge den Segen, lief zur Kirche hinaus, setzte sich auf sein Pferd, und ritt, indem er mit seiner Rechten, an der der Kantschuh hing, immerwährend dem Volke und den an den Fenstern Zusehenden links und rechts den Segen austheilte, seinem Quartiere zu. Zu diesem Auftritte denke man sich den General Suworoff auf einem Kosackenpferde sitzend, worauf ein abgenutzter deutscher Sattel und eine Schabracke mit seidenen Franzen lagen. Kleine Stiefeln deckten seine Füße, über welche die Strümpfe vom Knie herabhingen. Die kurzen Beinkleider, von weißem gestreiften Zeuge, waren unter dem Knie mit einer Schnalle leicht befestigt, die Knöpfe aber nie zugemacht. Ein Hemd ohne Krause, mit offenem Halskragen, gab der Luft Raum, es aufzublasen; über demselben trug er ein offenes weißes Hausleibel mit kurzen

---

gische Militair, verließ dasselbe aber 1799 als Fähndrich, um in Italien russische Dienste zu suchen, ward von Suworoff aber dem General Melas empfohlen und trat in österreichische Dienste. Er wohnte der Belagerung von Genua und der Schlacht von Marengo bei. Dann kam er nach Kuttenberg in Garnison. Hier entschloß er sich 1805, in russische Dienste zu treten, fand auch, von dem oldenburgischen Hofe mit Empfehlungen versehen, Annahme und fand sich bald darauf wieder mit der russischen Armee in Böhmen. Er war mit bei Austerlitz. Dann 1807 bei Eylau. 1808 zog er mit gegen Schweden, wo er gefangen ward. 1810 ward er Adjutant des Prinzen Georg von Oldenburg. 1813 trat er als Oberstlieutenant zur russisch-deutschen Legion. 1815 übernahm er das Commando des oldenburgischen Militairs als Oberst, ward 1819 Generalmajor und † am 29. Mai 1838.

1) Alexander Wassiljewitsch, geb. 13. Nov. 1729 † 18. Mai 1800.

Patten. Die Kopfzierde bestand in einem Helm von schwarzem Leder mit schwarz- und gelbseidner Kammquaste. Der Kantschuh in der Hand war unaufhörlich beschäftigt, das Pferd anzutreiben."

Bei dem Marsch der vereinigten Oesterreicher und Russen lag es in der Disposition, daß ein Theil der österreichischen Armee den Fluß Mela zu passiren hatte. Wegen des schlechten Wetters und der verdorbenen Wege aber fand sich der General Melas, gegen den Willen des Feldmarschall Suworoff, genöthigt, seine Colonne vor diesem Flusse halten und ausruhen zu lassen. Suworoff war darüber so aufgebracht, daß er an Melas folgenden Brief schrieb:

„Ich höre, daß man sich beklagt, daß die Infanterie nasse Füße bekommen hat. So war das Wetter des Tages. Der Marsch ist gewesen zum Dienst des großmächtigsten Kaisers. Einem Frauenzimmer, einem Petitmaitre, einem Faulenzer gehören trockene Tage. Der Großsprecher wider den hohen Dienst, als ein Egoist, wird hierfür das Commando verlieren. Ohne den mindesten Zeitverlust müssen die Operationen schnell vorgenommen werden, um den Feind niemals sich recolligiren zu lassen. Wer schwach an Gesundheit ist, der kann zurückbleiben. Italien soll von dem Joch der ungläubigen Franzosen befreit werden. Jeder rechtschaffene Offizier soll sich dazu opfern. Die sogenannten Raisonneurs sollen bei keiner Armee gelitten werden. Augenmaaß, Geschwindigkeit und Nachdruck! Das ist genug für dies mal."

Vor Alessandria, da alles zum Sturm dieser Festung bereit war, gab er einem Offizier Befehl, als Parlamentair eine Sturmleiter an die Vorposten tragen zu lassen, und dem feindlichen Offizier, der ihm entgegengeschickt werden würde, dabei nichts anderes zu sagen, als: Suworoff lasse dem Commandanten der Festung diese Maschine zeigen. Der Offizier richtete seinen Auftrag aus, und der General Gordon, dies Signal und Suworoff's Charakter kennend, übergab die Festung.

13. Die deutsche Legion.

Von der in Rußland begründeten und nachher in Königsberg vervollständigten sogenannten „deutschen Legion" entwirft Wardenburg, welcher als Bataillonscommandant bei derselben fungirte, ein noch weniger geschmeicheltes Bild, als seiner Zeit Eisele von dem Lützow'schen Freicorps. Er sagt: „In Königsberg drängten sich alle gefangenen Offiziere und Gemeine zum Dienst in die Legion, nicht immer aus dem rühmlichen Eifer, die Befreiung ihres Vaterlandes zu fördern, sondern weil Napoleons Sache täglich schlechter wurde, und weil eine gute Verpflegung vor der kümmerlichen Existenz in der Gefangenschaft den Vorzug zu verdienen schien." Auch war man in der Wahl der Mannschaft nicht bedenklich. Wer nur einige Worte deutsch sprach, wurde angenommen. Unter den 800 Mann, welche Wardenburg zuerst in Königsberg zur Completirung aus dem Depot erhielt, waren sehr viel Holländer, Schweizer, Polen u. s. w., die kaum deutsch verstehen konnten, obgleich bestimmt war, daß die Legion nur aus Deutschen bestehen sollte. Anfangs war er glücklich in dem Gefühle, an der Spitze von 800 Landsleuten thätigen Antheil an der Befreiung des Vaterlandes nehmen zu sollen. Dieses schöne Gefühl wurde jedoch sehr bald durch die nähere Bekanntschaft mit seinen Untergebenen, die zum Theil wohl die verdorbenen Grundsätze und die Untugenden der französischen Armee, in der sie gedient, angenommen hatten, ohne die guten Eigenschaften der französischen Krieger geerbt zu haben, bedeutend herabgestimmt. Der letzte Feldzug in Rußland hatte sie vollkommen demoralisirt und verwildert. Ein Theil der Offiziere machte davon keine Ausnahme, und man konnte selbst ihren politischen Gesinnungen kaum trauen. Eine solche Truppe in Zucht und Ordnung zu halten, war keine leichte Aufgabe. Auch zeigte es sich bald, daß nicht alle die unbekannten fremden gefangenen oder übergegangenen Offiziere, die sich zum Dienst bei der Legion gemeldet hatten und meistens, in Ermangelung von Patenten und schrift-

lichen Documenten, in gutem Glauben auf ihr Ehrenwort angenommen, und in dem Grade, worin ſie gedient haben wollten, angeſtellt worden waren, das auch waren und leiſteten, was man von ihnen erwarten durfte. Ueber mehrere dieſer Offiziere verlauteten zweideutige Nachrichten. Nur große Strenge der Führer konnte allmälig Mannszucht und Eſprit de Corps in dieſer verwilderten Truppe hervorbringen. Die Legion nahm an dem Kriege in Norddeutſchland unter Wallmoden Theil, focht gegen Davouſt und gegen die Dänen und rückte ſpäter nach Belgien. Nachher trat ſie in hannövriſchen Sold, blieb aber in ruſſiſchen Dienſten. Nach einer zwiſchen England, Preußen und Rußland zu Paris abgeſchloſſenen Convention vom 2. Juni 1814 wurde die ruſſiſch-deutſche Legion aufgelöſt. Die deutſchen Offiziere ſollten, mit Beibehaltung ihrer Grade, in die damals von Preußen geführten ſächſiſchen und belgiſchen Corps übergehen, die vormals ruſſiſchen aber nach Rußland zurückkehren. Preußen übernahm den Unterhalt der Invaliden. Die Mannſchaften, die nicht preußiſche Unterthanen waren, wurden auf ihre Wünſche in ihre Heimath entlaſſen. Doch focht ein Theil noch 1815 mit.

14. Freundestreue.

Einen Zug erzählt der karliſtiſche General v. Rahden in ſeiner bekannten Schrift: Cabrera (Frankfurt a. M., 1840), der, wenn es überhaupt verſtattet iſt, in den Begebenheiten karliſtiſcher Helden einen Stoff für die Poeſie zu finden, was man nach Freiligrath's Erfahrungen bezweifeln muß [1]), wohl geeignet ſcheint, einen Dichter zu einer ſchönen Romanze zu begeiſtern. Man muß ſich dabei erin-

1) Freiligrath war allerdings nicht ſo weit gegangen, einen karliſtiſchen Helden zu feiern, aber er hatte doch einen Märtyrer der Treue beſungen. Er hat dieſen Fehltritt längſt wieder gut gemacht.

Nachträge.

(Zu S. 257.)

Noch vor Krell ſaß der Hofprediger Martin Mirus, vorher Profeſſor und Superintendent zu Jena, ein Hauptgegner des Calvinismus und Verfolger der Kryptocalviniſten, auf dem Königſtein, wohin ihn beſonders Krell befördert hatte. Nachdem er von 1588—91 auf der Feſtung geweſen, wurde er des Landes verwieſen, aber, nach dem bald darauf erfolgenden Tode des Kurfürſten Chriſtian I. (1591) zurückberufen, in ſein Amt wieder eingeſetzt und zum Generalviſitator aller Kirchen ernannt. Er ſtarb am 14. Auguſt 1593.

(Zu S. 264.)

Die Gyldenſteiniſche Affaire, wegen welcher der Capitain de Serrand auf den Königſtein kam, war folgende. Johann Koch von Gyldenſtein oder Gyllenſtiern, ein geborner Pommer, der ſieben Sprachen verſtand und von Karl XII. geadelt und zum Oberſtlieutenant befördert worden war, kam 1706 mit den Schweden nach Sachſen. Er ſtand auf dem Rittergute Oelsnitz, zwiſchen Großenhain und Ortrand, lernte hier die Tochter des Gerichtshalters kennen und ſchwängerte ſie. Bei ſeinem Abzuge hinterließ er ihr 500 Ducaten, aber nicht ſeinen Namen, und ſie ſtarb vor Gram. Die Tochter, die ſie ihm geboren, wuchs bei den Großeltern zu einem blühenden Mädchen auf. Gyldenſtein ward bei Poltawa von den Ruſſen gefangen, ging nach ſeiner

Auswechſelung nach Schweden, erſchoß da einen Cavalier im Duell (1722) und flüchtete nun nach Sachſen. Hier ſuchte er ſeine Tochter bei ihren Großeltern auf und fand das Ebenbild ihrer Mutter an ihr. Er verlangte ſie zu ſich. Ob die Beſorgniß der Großmutter, er habe dies in der Abſicht gethan, an ihr zu handeln, wie an ihrer Mutter, begründet, oder nur eine Folge wohlverdienter Abneigung gegen den treuloſen Verführer ihres Kindes geweſen, laſſen wir bei der Unnatürlichkeit des in dieſem Verdachte enthaltenen Schuldgedankens billig dahingeſtellt ſein. Die Großeltern weigerten ſich aber entſchieden, das Mädchen in ſeine Hände zu geben, und die Wachſamkeit der Großmutter verhinderte jede vertraute Annäherung. Er beſchloß eine Entführung. Am 10. März 1724 fuhr er, vom Capitain Serrand und noch einem Offizier der Chevaliergarde begleitet, aus Dresden ab, übernachtet in einem Oelsnitz zunächſt gelegenen Dorfe, geht früh um 7 Uhr in das Haus der Großeltern, wo noch Alles ſchläft, beſetzt die Geſindeſtube mit ſeinen Leuten, weckt dann, von den Offizieren begleitet, die alten Leute und verlangt die Auslieferung ſeiner Tochter. Als ſie verweigert wird, ziehen alle den Degen und hauen und ſtechen auf die Alten und ihren Sohn los. Die alte Großmutter wird mit 13 Wunden getödtet. Ihr Mann, in Kopf und Schultern verwundet, ſinkt ohnmächtig zu Boden. Dem gleichfalls verwundeten Sohne gelingt es, zu entſpringen und aus dem Dorfe Hilfe zu holen, worauf die Mörder, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, entfliehen. Gyldenſtein ward bei Elſterwerda ergriffen und am 15. März nach Dresden gebracht. Er ward zum Tode verurtheilt und am 30. October 1724, unter furchtbarem Sträuben von ſeiner Seite, enthauptet. Ein Jahr nachher meldete ſich der entflohene Capitain Serrand, der wahrſcheinlich für ſich anführen konnte, daß er geglaubt habe, der Vater wolle nur ſein Kind zu ſich nehmen, ſelbſt und kam mit kurzer Feſtungshaft davon.

(Zu S. 265.)

De Gouvest hieß eigentlich Johann Heinrich Maubert und war der Sohn eines Würzkrämers zu Rouen. Er ward Kapuziner, als welcher er Bruder Bernhard hieß, entsprang aber und ward Soldat, desertirte, ging nach Madrid, wo er als französischer Sprachlehrer lebte, verschwand auch hier und tauchte als Ritter Gouvest in Warschau auf, wo er Gouverneur des Sohnes des Grafen Brühl wurde. Hier soll er, wahrscheinlich nachdem er in die Dienste des Grafen Rutowski übergegangen, die Geheimnisse seines Patrons verrathen haben und deshalb auf den Königstein gekommen sein. Siehe auch: Abendzeitung, Jahrgang 1832, Nr. 303 ff.

(Zu S. 270.)

Pezold entleibte sich 1762.

Regiſter.

Abeillé, 42.
Abſchlag, Oberſtlieutenant, 103.
Acciſe, die, in Sachſen, 326.
Acoſta d', Don Juan, Graf v. Soure, 118.
Aiguillon, Herzog v., 235—36.
Albouys, 61.
Althan, Gräfin v., 317.
—— Graf Michael Johann v., 320.
Altringer, General, 339.
Angoulême, Herzogin v., 64. 66. 70. 74.
Anhalt, Woldemar, Fürſt zu, 1; Barbara, Prinzeſſin v., 1 ff.; Wolfgang, Fürſt zu, 2, 6.
Anhalt-Köthen, Haus, 322.
Anſpach, Caſimir, Markgraf zu, 4, 5; Georg Friedrich, Markgraf zu, 33.
Antrim, Marquiſe v., 150.
Appert, 60.
Arago, ſpan. Miniſter, 212.
Archinti, Cardinal, 239—40.
Aſpremont-Linden, Graf v., 344—45.
Atugia, Graf, 119.
Aumale, Suſanne d', 126.
Auſtria, Don Juan d', 121.
Autos sacramentales, 220 ff.
Bachoff v. Echt, Freiherr, 176.
Bakunin, 285.
Bauer, General, 93, 96.
Barras, 41, 42, 55.
Baudiſſin, Karl Ludwig Graf v., 276—77.
Bauern, ſchwarzwäld., 421—22.
Bauerunruhen, die ſächſiſchen, 277—78, 395.
Beauveau, Prinz v., 213.
Beichlingen, Grafen v., 259—60, 327.
Bellefond, Marſchall de, 140.
Belſius, Johann, 402—4.
Benedict XIV., 234 ff., 243.
Benoit, 289.
Bernis, Cardinal, 245.
Berry, Herzog v., 64, 74.
Beſſel, Oberſtlieutenant, 87.
Bethlen Gabor, 403.
Biſhopfield, 270.
Bocage, de, 362.
Boczkai, Stephan Fürſt, 402.
Böttcher, Erfinder des Porzellans, 259—60; ſein Bruder, 263.
Bohna, v., 265.
Bokatius, 401 ff.
Bolſingen, 123.
Boſe, Graf v., 275.
Bouillon, Herzogin v., 113.
Brandenburg, Schomberg in deſſen Dienſten, 139 ff.
—— Friedrich Wilhelm, Kurfürſt v., 140; Marie Eleonore, Prinzeſſin v., 192 ff.; Joachim Friedrich, Kurfürſt v., 193; Johann Georg, Kurfürſt v., 194.
Braunſchweig, Anton Ulrich, Herzog v., 165 ff., Friedrich Ulrich, 404.
Bremont, de, 69, 73.
Breteuil, Baron v., 229.
Bretſchneider, Hofrath, 37.
Brizes, Marquis de, 58, 59.
Brühl, Heinr. Graf v., 294 ff.; die Gräfin v., 267—68; ſeine Brüder, 304.
Bruneau, Mathurin, 64, 78.
Büchner, Baumeiſter, 256.
Bulot, 54.
Bünau, Rudolf v., 86.
Cabrera, 427 ff.
Cailau, Baron de, 269.
Callenberg, Graf v., 315—16.
Callimotte-Rouvigny, 153.
Cambacérès, 75.

Cameron, Jenny, 415—16.
Caproni, 66.
Caracena, Marquis v., 122.
Caro, de, 71.
Carolath, Prinz, 67; Prinzeſſin, 323.
Caſtel-Melhor, Graf v., 123, 124.
Chamoy, Marquis v., 160 ff.
Champigny, 418.
Charette, 58.
Chazal, 48.
Choiſeul, Herzog v., 225 ff.; Herzogin v., 226, 248 ff.
—— le Marin, 235.
Claude, Johann, 139.
Clemens XIV., 245—46.
Coccejus, Johann, 197 ff.
Condé, 116, 136, 139.
Conſtantini, 258.
Correſpondirende Fürſten, 162.
Crauſe, v., 173.
Crell, Kanzler, 251, 430 ff.
Crequi, 133, 135, 136, 139.
Dabeckow, 65.
Dänemark, König v., 249—50.
Dalen, Johann van, 198 ff.
Dauphin, der, Sohn Ludwig's XV., 243—44, 253 ff.; ſeine Gemahlin, 253.
Degenfeld, Chriſtoph Martin, Graf v., 157.
Derfflinger, 140.
Deſault, 41, 56.
Deutſche Legion, 426—27.
Dietz, Chryſogonus, 27, 30.
Dohna, Burggrafen v., 255.
Drehna, Herrſchaft, 314, 321.
Dubarri, die, 250—51.
Dudley, Lord, 112—14.
Dumangin, 43—44.
Dupleſſis, 148—49.
Durand de Servigni, 266.
Eberſtein, Baron v. 279.
Eckhardt, Joh. Friedr. v., 261.
Eichel, Geh. Rath, 288.
Eichholz, Landesbeſtaller, 283.
Einert, Johanna, 64.
Einſiedel, Kurt Heinr. v., 259.
Elger, M., 281—82.
Elz, Hans Eberhard v., 404.
Ende, Kunz Wilhelm v., 3.
Enghien, Herzog v., 74.
England, Wilhelm III., König v., 139 ff.
Enſenada, Marquis de, 214.
Erfurth, Goldſchmidt, 256 ff.
Eſtocq, del', Oberſt, 272—73; Generalmajor v., 284.
Eſtrées d', 125.
Exterſteine, 101.
Fachs, Dr. Ludwig, 12.
Fahrensbach, Georg v., Oberſt, 399.
Farinelli, 208.
Ferdinand I., römiſcher König, 6—7, 16, 26, 28.
Feuquières, 139.
Fevre, de, 316 ff.
Fiſcher, Kanzler, 165.
Flemming, Graf v., 327.
Fleury, Marquis v., 309.
Flobert, de, 213—14.
Fonſaldagna, 119.
Fouché, 60, 75.
Fougère, 54.
Frankreich, Ludwig XIV., König v., 133—35, 163; Ludwig XV., König v., 243, 245, 247, 249, 251; Ludwig XVII., König v., 39 ff.; Ludwig XVIII., König v., 74 ff.; Napoleon, Kaiſer v., 57, 60, 75; Joſephine, Kaiſerin v., 55—57, 59—60, 74.
Friederici, Paſtor, 368 ff.
Frohn, Joſeph v., 342.
Frotté, 55, 58, 74.
Fualdes, 75.
Gablenz, General v., 71.
Gedike, Simon, 194.
Gendorf Chriſtoph v., 19 ff.
Genérés, Baroneſſe de, 70.
Georgi, 317 ff.

Gleichen, Baron v., 236 ff., 249—50.
Göhler, Anna Rosine, die schöne Richterin, 322.
Goltze, v. 299.
Gotter, 176.
Gouvest, de, 265—66; 432.
Gräfendorf, 175.
Gramont, Herzogin v. 248—49, Herzog v., 418.
Großveziere, türkische, 417.
Gruau de la Barre, 42, 46—47.
Günther, Hofrath, 329.
Gyldenstein, 430 ff.
Hagen, Baron v., 164, 168.
Hardenberg, Fürst, 62—65.
Hartenstein, Schloß, 2.
Harwich, Marquis v., 157.
Hausius, 271—72.
Hebert, 78.
Hecht, 287.
Heerwegen, 267, 271.
Hellwig, Pfarrer, 326.
Henneberg, Wilh. Graf zu, 2.
Hennicke, Graf v., 305, 308, 310.
Hermann, Oberpostm., 300—1.
Hertzer, 271.
Hessen-Darmstadt, Georg II., Landgraf v., 86, 99—100.
Hessen-Kassel, Landgräfin Amalie v., 90, 96.
Heubner, 285.
Hervegault, 77.
Hirnhofer, Bernhard, 8—9.
Hoche, 55. 74.
Hohenzollern, Friedrich Wilhelm, Fürst v., 102; Marie Anna v., 333 ff.
Holderneß, Lord, 157.
Holstein, Philipp Ludwig, Herzog v., 98, 102.
Holzapfel, Graf v., 92, 100, 101.
Holzbrink, 295.
Holzendorf, Graf, 268.
Holzbrück, v., 258.
Hoyer, 87.
Hoym, Grafen v., 324 ff.
Hund, Fräulein v., 319 ff.
Hunold, Hermann, 85, 93, 98.
Jablonowsky, Stanisl. Fürst, 263.
Jäger, 298.
Jeanroy, 44.
Jenais-Djardias, 47—48.
Jenisch, Oberaudit., 295—96.
Jentzsch, Pfarrer, 383.
Jesuiten, die, 243—44.
Imhoff, Freiherr v., 261—62.
Inchiquin, Graf, 118.
Inquisition, die, 219.
Joly, de, 69.
Joseph II., Kaiser, 228, 232, 345 ff.
Isenburg, Ernst Graf v., 333.
Kahle, Postsecretair, 295—96.
Katharina I., 417.
Kauderbach, 308.
Kaunitz, Dominic Andr. Graf v., 173, 186—87; Fürst v., 223 ff.
Kazner, 156.
Kies, Prediger, 68.
Klettenberg, Baron v., 263.
Klinggräf, v., 300 ff.
Kniazewicz, General, 284.
Kolowrath, Graf v., 267.
König, v., 302.
Königstein, der, 255 ff. 430.
Kospoth, Graf v., 322.
Kratz, Dr., 257—58.
Krause, Christoph, 367.
Krüger, Actuar, 283.
Kübel, M., 368.
Kuefstein, Graf Joh. Ferd., 408.
Küster, Kaufmann, 282.
Kunitz, Pater, 67.
Kyau, General v., 375.
Ladiosa, 428 ff.
La Fleur, 335—36.
Lange, Gabriel, 366.
Lasne, 46—47.
Lassus, 44.
Laurenz, 55.
Lauriscus, 61.
Lavater, 391.

Le Coq, 62—63.
Leiningen-Dachsburg, Johann Casimir, Graf v., 103—5.
Leiningen-Westerburg, Erich Graf v., 98—99, 101, 104.
Lengerke, v., 71.
Leopold II., Kaiser, 232.
Leschynski, Stanisl., 409—10.
Leyser, General v., 71.
Lindenau, v., 71.
Lippe, Grafen zur, S. 81 ff.
Lobkowitz, die v., 7. 12.
Löfler, Christoph, 366.
Löwenstein, Johann Casimir Graf v., 114.
Lommatzsch, Superintendent, 383—4.
Lothringen, Karl IV., Herzog v., 334.
Louvois, 130—31, 137.
Lynar, Graf, 308.
Lynker, 99.
Madrid, 216 ff.
Maillard, 49.
Malagrida, Pater, 249.
Malesherbes, 75.
Malta, Verschwörung auf, 359 ff.
Malzahn, Gräfin v., 321 ff.; Freiherr v., 288 ff.
Manteuffel, Graf v., 309.
Maraffin, 63 (vergl. 50), 64.
Maria Thereſia, 224, 229.
Marsmann, Advocat, 369 ff.
Marteville, de, 301.
Martin, Bauer, 76.
Marx, Candidat, 368 ff.
Maſſaube, 337 ff.
Maſſeran, Prinz v., 250.
Maupeau, Kanzler, 251—52.
Mazarin, 338.
Meißen, Wilhelm, Markgraf v, 255.
Melwitz, Melchior, 28.
Menzel, Hofrath, 286, 308.
—— Geh. Secretair, 286 ff.
Merbach, Dr., 71.
Merode, Graf v., 201.
Metternich, Graf v., 349.
Metzger, Ludwig, 18 ff.
Mirabeau, der Vater 246, der Sohn 74.
Mirus, Martin, 430.
Mohr, Jakob, 113.
Molina, Ludwig de, 243.
Montmorin, Graf v., 58—61.
Moriamez, Freiherr v., 339.
Morinde la Guérivière, 47—48.
Moſdorf, 285.
Münnich, Graf v., 320.
Muſtapha Paſcha, 359.
Mylius, 100.
Naundorff, Uhrmacher, 49 ff.
Naverre, 232.
Negroni, Cardinal, 244.
Neipperg, General, 321.
Normann, Landrath v., 283.
Noſtitz, Ulrich v., 365; Kammerherr v., 276; Generallieutenant v., 276.
Nüßler, v., 318.
Obernitz, v., 273—74.
Obrecht, v., 160.
Ockermann, Goldmacher, 305.
Oeynhauſen, Melchior v., 99—101.
Olavides, Don Paoblo, 218.
Oranien, Prinz v., 115.
Oſſado, Herzog v., 211.
Oſten, Heinrich Levin v. d., 268—69.
Palland, die v., 339.
Patkul, 260.
Paulin, Jean, 56, 69.
Pelletan, 43—44.
Pellico, Silvio, 79.
Peſcheck, Paſtor, 376 ff.
Petzold, Syndicus, 67—68.
Petzſch, Advocat, 212.
Pezold, 414—15.
Pfalz, Karl Ludwig, Kurfürſt v. d., 197, 199; Ludwig Philipp, Pfalzgraf, 195 ff.; Ludw. Heinrich, Pfalzgraf, 196—97.
Pfingſten, v., 261—62.

Pförten, Herrschaft, 313.
Pichegru, 55, 74.
Pigkler, Margar., 1, 2, 11, 36.
Pius VI., 58, 231.
Plesmann, Secretair, 288—9.
Pleß, Herrschaft, 313, 322.
Pompadour, Marquise v., 246.
Portugal, Schomburgs Erlebnisse in, 118 ff., 138 ff.; Marie, Königin v., 113—14; Alphons, König v., 124; Pedro, König v., 124, 138.
Posern, Julius Ferdinand Erdmann v., 273.
Post, Adolf v., 82, 84, 95.
Prados, Graf v., 122.
Promnitz, Grafen v., 312 ff.
Pückler, Fürst, 325.
Rabutin, Ludwig, Graf v., 107.
Rambaud, Mad. de, 68—69.
Ranzau, Graf v., 115.
Reuß, die; 1 ff.; 322; 328.
Rex, Gräfin v., 265.
Ricci, Pater, 244—45.
Richelieu, Cardinal, 334, 337.
Richemont, 78.
Richter, Pastor, 377 ff.
Robespierre, 95.
Rochau, Oberst v., 329.
Rochefort, Grafen, 265.
Rochow, Minister v., 51.
Röbligh v. Hallerspringh, 83, 95.
Romanus, Gebrüder, 259—60.
Rosen, Konrad v., 148; Reinhard v., 148.
Rosenberg, Wilhelm v., 36.
Rothe, 278, 302.
Rouvroy, 272.
Rudolf II., Kaiser, 401 ff.
Rübel, v., 96.
Sachsen, Herzoge und Kurfürsten zu, 255; Friedrich August I., Kurfürst v., 315—16; Friedrich August III., Kurfürst v., 397; Moritz, Graf v., 231.
Sachsen-Gotha, Friedrich II., Herzog v., 159 ff.
Sachsen-Eisenberg, Christian, Herzog v., 174.
St. Amand, de, 217.
St. Hilaire, de, 68—9.
St. Jean, 122.
St. Simon, Herzog v., 374.
Salle, de la, 410.
Saul, 295, 310.
Schaffirow, 417.
Schafgotsch, Johann Anton, Graf v., 319.
Scheel, v., 301, 304.
Scheffel, Dr., 15.
Schernebeck, 65.
Schiffner, Christian, 370 ff.
Schill, v., 61.
Schipper, Thomas, 352 ff.
Schleinitz, v., 167 ff.
Schnitzler, Jude, 282.
Schönau, 365 ff.
Schönberg, Schomberg, Schönburg, die v., 107 ff.
Schöps v. Löweneck, 269.
Schorlemer, v., 76.
Schreyvogel, Banquier, 320.
Schulz, Justizrath, 66.
Schulze, Nationalgardist, 283.
Schuppius, 99.
Schwarz, v., 98.
Schweden, Gustav III., König v., 275, 419—20.
Seckendorff, Baron v., 66.
Serand', de, 264, 431.
Séveſtre, 41, 43.
Seydlitz, Gen.-Major v., 263.
Seyfert, 270.
Siburg, v., 158.
Siepmann, 294 ff.
Sillig, 385 ff.
Simmingsköld, 275.
Simon, 44, 55.
Simonis, 299.
Sintenis, 383—84.
Sinzendorf, Georg Ludwig, Graf v., 102.
Sobbe, Dr., 82.
Sobiesky, Prinzen, 259.

Sylar, Bailiff de, 236.
Solms, Heinrich, Christian Ludwig, Ludw. Heinr., Grafen v., 150; Graf v., auf Sköna, 268.
Solms-Wildenfels, Friedrich Christoph, Graf v., 251, 293.
Soubise, Prinz v., 245.
Spanien, Ferdinand VI., König v., 206 ff.; Karl III., König v., 209 ff.; Barbara, Königin v., 206 ff.; Maria Amalia, Königin v., 210.
Spörken, General v, 292.
Spremberg, Herrschaft, 2—3.
Squillacci, 214.
Steenflycht, v., 407 ff.
Stein, Baron v., 168.
Stein, Christoph Heinrich v., 172, 180—81, 183.
Steinberger, Johann Adrian v., 354.
Steinkirch, 264.
Strofades, Insel, 420.
Stromeyer, 60.
Sulkowsky, Prinz, 231; Graf, 296.
Sully, 109.
Suworoff, 423 ff.
Swift, 154—55.
Tenczin, Graf v., 315.
Thor de la Sonde, 58.
Tilhen, Dr. Nevelin, 85, 88, 98.
Tittmann, Dr., 396.
Tobias, Jude, 282.
Torcy, de, 169—71, 190.
Tschaschel, Pastor, 376 ff.
Tümpling, die von, 350 ff.
Tyssowski, 281.
Uhlefeld, Graf, 224.
Usson, d', Marquis, 171—72.
Valenti, Cardinal, 237—38.
Vauguyon, Herzog v., 233, 254.
Vehlen, Freiherr v., 91—92.
Victor, Kanzler, 89.
Vieth, 299.
Villaflor, Graf 120.
Ville, de, 124.
Vitry, Mordscene zu, 75.
Vitzthum v. Eckstädt, Graf, 327.
Vogt, Justizrath, 66.
Voltaire, 210.
Wahl, Graf zur, 92—94.
Waldeck, Grafen und Gräfinnen, 82 ff.; Fürst Georg Friedrich zu, 139.
Wallenstein, 405.
Wardenburg, v., 423—24, 426—27.
Watzdorf, Graf v., 264.
Weighart, Hans, 37.
Weingarten, Legationssecretair, 297.
Weissenbach, Frau v., 66.
Weiz, Dr., 276.
Wetterströhm, 263.
Willich, Oberstlieutenant, 99.
Witt v. Dörring, 79.
Witte, Oberstwachmeister, 103.
Wolfersdorf, v., 262.
Wreede, de, 93—94.
Württemberg, Ferdinand Wilhelm Prinz v., 181.
Zapf, Hofrath, 183 ff.
Zoppel zum Haus, 27, 30.
Zynner, Dr., 22 ff.

Verbesserung.

S. 246 Z. 5 v. o. lies: Benedict statt Clemens.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.